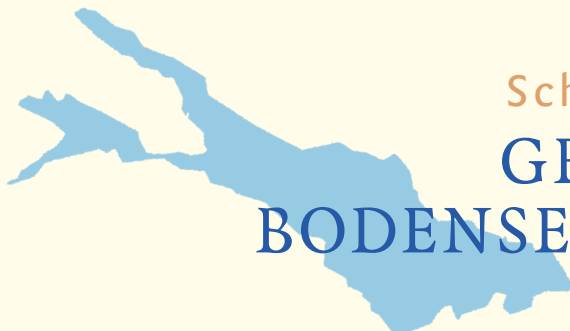




THORBECKE



134. Heft 2016



Schriften des Vereins für
**GESCHICHTE DES
BODENSEES UND SEINER
UMGEBUNG**

Schriften
des Vereins für Geschichte
des Bodensees
und seiner Umgebung

134. Heft 2016

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER UMGEBUNG

134. Heft 2016



JAN THORBECKE VERLAG

Schriftleitung:

Prof. Dr. Jürgen Klöckler, Konstanz

Internationale Abkürzung: Schrr VG Bodensee

Für den Inhalt der Beiträge und die Abgeltung der Bildrechte tragen alleine die Autorinnen und Autoren die Verantwortung

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien. Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council)® ist eine nicht staatliche, gemeinnützige Organisation, die sich für eine ökologische und sozial verantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2016 by Jan Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.thorbecke.de

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7995-1722-5

INHALT

Jahresbericht des Präsidenten über das Vereinsjahr 2014/15	VII
Bericht über die 128. Hauptversammlung am 20. September 2015 in Bodman	XI
Nachruf Otto P. Clavadetscher (1919–2015)	XV
RAFAEL WAGNER	
Die Waldburg bei Häggenschwil	
Ein St. Galler Ungarnrefugium an der Sitter	3
JÜRGEN KLÖCKLER	
Das Konstanzer Heilig-Geist-Spital	
Grundzüge seiner Entwicklung seit Gründung um das Jahr 1220	19
THOMAS MARTIN BUCK	
Ein Buch prägt die Erinnerung	
Die Konzilschronik des Ulrich Richental als multipler Text	39
HANSPETER FISCHER	
Eine Karte des Bodensees aus dem Jahr 1706	61
ARNULF MOSER	
Deutsche Soldaten aus der Schweiz im Ersten Weltkrieg	67
ERNST ZIEGLER	
Deutsche »Kriegsgäste« in der Schweiz während des Ersten Weltkriegs	91
DANIEL RITTENAUER	
Der bayerische NS-Ministerpräsident Ludwig Siebert und die Stadt Lindau	123
OSKAR KELLER	
Der Bodensee-Rheingletscher in den jüngeren Eiszeiten	141

NORBERT KRUSE

Ein UNESCO-Welterbe in Oberschwaben

Der Schreckensee und sein Name 165

HELMUT TIEFENTHALER

Alpenvereinswege in Vorarlberg

Eine entwicklungsgeschichtliche Untersuchung der Gebirgserschließung 177

Buchbesprechungen 213

Buchanzeigen 225

Verein intern 227

JAHRESBERICHT DES PRÄSIDENTEN ÜBER DAS VEREINSJAHR 2014/15

Gemäß den Satzungen erstreckt sich der Bericht auf das abgelaufene Vereinsjahr von der Hauptversammlung in Lindau am 21. September 2014 bis zu der in Bodman am 20. September 2015.

MITGLIEDER

Verstorben sind:

Prof. Dr. Kurt Brunner, München

Arthur Eugster, St. Gallen

Gerhard Hochueli, Grabs

Manfred Ill, Markdorf

Friedrich Kramer, Ravensburg

Christiane Kühn, Herisau

Dr. Gisela Kuhn, Tettngang

Hanspeter Ledergerber, St. Gallen

Franz Georg Maier, Künsnacht

Angelika Martin, Bodolz

Kurt Narr, Thayngen

Ernst Rüesch, St. Gallen

Margrith Surber, Frauenfeld

Josef Waldschütz, Überlingen

Des Weiteren musste sich der Verein von drei altgedienten Funktionären für immer verabschieden:

Kurz nach der letzten Mitgliederversammlung, am 28. September 2014, verstarb unser Schaffhauser Vorstandsmitglied Markus Huber im 71. Lebensjahr. 1993 in das Leitungsgremium des Bodenseegesichtsvereins gewählt, leitete er als Präsident dessen Geschicke in den Jahren von 1995 bis 1999. Als einer der Vertreter der Naturwissenschaften gehörte er dem Vorstand bis zu seinem allzu frühen Tod an.

Am 12. Dezember 2014 verstarb – 78-jährig – Prof. Dr. Dr. Karl Heinz Burmeister, der langjährige Direktor des Vorarlberger Landesarchivs. 1970 in den Vorstand gewählt, war er für annähernd ein Vierteljahrhundert dessen Mitglied; von 1975 bis 1979 beklei-

dete er das Amt des Vizepräsidenten. Mit Karl Heinz Burmeister verlor der Bodenseeraum einen bedeutenden, außergewöhnlich schaffenskräftigen Geschichtsforscher, dessen wissenschaftliches Werk mehr als 800 Titel zählt. Ausführliche Nachrufe auf Markus Huber und Karl Heinz Burmeister sind in den Vereinsschriften 133 (2015) erschienen. Zuletzt – am 15. August 2015 – erlag Emmerich Gmeiner im Alter von 78 Jahren einem kurzen, schweren Leiden. Der Bregenzer Alt-Stadtarchivar war von 1975 bis 1993 reges und höchst fachkundiges Mitglied unseres Vereinsvorstands.

Es sind im Berichtszeitraum 18 Eintritte zu verzeichnen (15 in Deutschland, zwei in der Schweiz, einer in Österreich). Ihnen stehen acht Austritte und die genannten Todesfälle gegenüber.

VORSTANDSSITZUNGEN

Im Berichtszeitraum hielt der Vorstand wie üblich drei Sitzungen ab: Am 28. November 2014 kamen seine Mitglieder im Historischen Archiv der Marktgemeinde Lustenau in Vorarlberg bei Dr. Wolfgang Scheffknecht zusammen, dann am 13. April 2015 auf Einladung von Frau Dr. Yvonne Istas, der Leiterin des Stadtmuseums und -archivs Stockach, im Kulturzentrum »Altes Forstamt« in Stockach und schließlich am 3. Juli 2015 bei unserem Vorstandsmitglied Dr. Daniel Studer im Historischen und Völkerkundemuseum in St. Gallen.

INFORMATIONSV ERANSTALTUNGEN

Auf den 22. Mai 2015 lud Vorstandsmitglied Jürgen Oellers, Stadtarchivar von Friedrichshafen, zu einer Doppelveranstaltung, nämlich zum Besuch der Ausstellung »Die Stille des Krieges« sowie zu einem Rundgang unter dem Titel »Bodenseeflotte 1915–1918«. Themen der Ausstellung waren die Friedrichshafener »Heimatfront«, der Zeppelin-Konzern, Industrie-Spionage, die Versorgungslage der Bevölkerung sowie der Einsatz der 26. württembergischen Reserve-Division an der Westfront. Am 18. September fanden sich an die 170 Vereinsmitglieder und Gäste in der Historischen Bibliothek des Schlosses Salem zu einem ganz besonderen Ereignis ein. Martin Walser, seit Jahrzehnten Mitglied des Bodenseegeschichtsvereins, erwies uns in alter Verbundenheit die Ehre einer exklusiven Lesung aus seinen Tagebüchern unter dem Titel »Heimat: wie sie im Tagebuch vorkommt«. Die Veranstaltung bildete ohne Zweifel einen Höhepunkt des diesjährigen Programms.

BODENSEEBIBLIOTHEK

Die Bodenseebibliothek ist nach Abschluss der Sanierungsarbeiten im Max-Grünbeck-Haus wieder uneingeschränkt zugänglich. Der Bibliothekarin, Frau Ulrike Siegmund, und Vorstandsmitglied Jürgen Oellers sei für ihren steten Einsatz herzlich gedankt. Der Verein gewährte der Bibliothek auch für 2015 einen namhaften Zuschuss.

VEREINSSCHRIFTEN

Der von Schriftleiter Prof. Dr. Jürgen Klöckler wie immer mustergültig redigierte Band ist den Mitgliedern zeitgerecht vor der Jahresversammlung zugegangen, er weist – wie üblich – ein breites Spektrum an Themen auf.

DANK

Zu danken ist zunächst den Mitgliedern, die dem Verein nicht selten schon durch viele Jahrzehnte die Treue halten und durch den Besuch der Veranstaltungen wesentlich zu ihrem Gelingen beitragen. Dass das Vereinsjahr 2014/15 einen aus der Sicht des Vorstands erfreulichen Verlauf nehmen konnte, ist freilich auch den Organisatoren der Veranstaltungen, den Vorstandsmitgliedern und den Mitarbeiterinnen in den Geschäftsstellen zu verdanken. Finanziell unterstützt haben den Verein und seine Tätigkeit die Regierungspräsidien des Landes Baden-Württemberg in Freiburg und in Tübingen, der Bodenseekreis, der Kreis Lindau, das Land Vorarlberg, die Kantone Appenzell-Innerrhoden, St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen sowie die Städte Friedrichshafen, Konstanz, Ravensburg, Tettnang, Überlingen, Weingarten, Romanshorn und Kreuzlingen.

PROF. DR. ALOIS NIEDERSTÄTTER, BREGENZ

BERICHT ÜBER DIE 128. HAUPTVERSAMMLUNG

am 20. September 2015 in Bodman

Am Sonntag, dem 20. September 2015, hielt der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung seine 128. Hauptversammlung, einer Anregung und Einladung des Grafen Wilderich von und zu Bodman folgend, in Bodman ab. Die große Zahl von rund 150 Teilnehmern belegte, dass es an der Zeit war, diesen kleinen, aber für die Geschichte der Region zentralen Ort erstmals seit 1978 wieder im Rahmen einer Hauptversammlung zu besuchen. Die Mitgliederversammlung und die anschließenden Vorträge fanden im Veranstaltungssaal des Bodmaner Seeums statt, der zugleich eine vorzügliche Aussicht auf den Überlinger See und den Sipplinger Berg bot.

1. DIE MITGLIEDERVERSAMMLUNG

Auf den vorstehend abgedruckten Tätigkeitsbericht des Präsidenten folgten der Rechnungsbericht und der Rechnungsprüfungsbericht. Schatzmeisterin Frau Susanne Hölzer stellte die Zahlen für das Rechnungsjahr 2014 vor, wobei die Berechnung in Euro erfolgt; d. h. die Beträge in Schweizer Franken wurden zum Jahresende in Euro umgerechnet. Die Einnahmen betragen insgesamt € 38235,03. Sie beruhen in erster Linie auf den Mitgliederbeiträgen, den Spenden und öffentlichen Zuschüssen, sodann auf den Zinsen und sonstigen Einnahmen, zu denen eine Steuerrückerstattung und die Veranstaltungsgebühren zählten. Dem standen Ausgaben in Höhe von € 36644,37 entgegen. Den größten Anteil machte wie üblich der Druck des Jahresheftes aus, der allerdings auf dem Niveau des Vorjahres gehalten werden konnte. Hinzu kamen die Portokosten, Aufwendungen für die Veranstaltungen und sonstige Ausgaben, unter denen allein € 5000,00 auf den Wissenschaftspreis 2014 entfielen. Daraus resultierte ein Jahresüberschuss von € 1590,66. Susanne Hölzer bezeichnete die Lage der Vereinsfinanzen insgesamt als gut. Die Rechnungsprüfung war durch die Herren Hubertus Bürgl und Alfons Brenner erfolgt; Herr Bürgl trug den Rechnungsprüfungsbericht vor und schloss mit der Feststellung, die Jahresrechnung entspreche den Grundsätzen einer ordnungsgemäßen Buchführung und sei nicht zu beanstanden. Mit der Aufzählung dürre Tatsachen hatte es nicht sein Bewenden. Frau Hölzer sprach davon, dass es »fast ein Vergnügen« sei, die Vereinskasse zu führen; Herr Bürgl bemerkte, dass sie für die Präzision ihrer Kassenführung eine »Goldmedaille mit Brillanten« verdiene. Der Präsident dankte der Schatz-

meisterin und den Rechnungsprüfern für ihre Arbeit, insbesondere aber Herrn Bürgl, der dieser Aufgabe seit nunmehr vier Jahrzehnten nachgekommen ist und sie nun, im Alter von 92 Jahren, jüngeren Händen anvertraut. Die Mitgliederversammlung genehmigte die Jahresrechnung einstimmig; die Entlastung des Vorstandes erfolgte ebenfalls einstimmig bei Enthaltung der Betroffenen.

Ihren Rückzug aus dem Vorstand erklärten drei langjährige aktive Vorstandsmitglieder, nämlich Frau Studiendirektorin i. R. Ursula Reck (im Vorstand seit 1975), der frühere Ravensburger Stadtarchivar Herr Dr. Peter Eitel (seit 1980) und der ehemalige Seminarlehrer und Mitbegründer des Seemuseums in Kreuzlingen Herr Dr. Hans-Ulrich Wepfer (seit 1983). Der Präsident führte aus, dass der Vorstand in seiner Sitzung am 4. Juli 2015 beschlossen hatte, den Genannten in Anbetracht ihrer Verdienste für den Verein die Ehrenmitgliedschaft anzutragen: Frau Reck und Herr Eitel besorgten von 1993 bis 2003 die Schriftleitung der Jahreshefte; Herr Wepfer leitete kurzzeitig die schweizerische Geschäftsstelle und lektoriert die Jahreshefte. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen bei Enthaltung der anwesenden Betroffenen.

Der Ablauf der vierjährigen Amtsperiode erforderte die satzungsgemäße Neuwahl des Vorstandes und des Präsidenten, wobei Prof. Dr. Alois Niederstätter nach zwei Amtsperioden nicht mehr für die Präsidentschaft kandidierte, sich aber für den Vorstand zur Verfügung stellte. Vizepräsident Prof. Dr. Stefan Sonderegger würdigte Herrn Niederstätter als einen »intelligenten Pragmatiker«, der seine landesgeschichtlichen Aktivitäten stets in einen weiteren Kontext stelle, welchen etwa seine großen Werke zur vorarlbergischen und österreichischen Geschichte dokumentieren. Als Nachfolger stellte sich Dr. Jörg Heiligmann zur Verfügung, der den Verein bereits von 1999 bis 2007 geleitet hatte. Herr Heiligmann nahm seine einstimmige Wahl an.

Erneut für den Vorstand kandidierten: Donat Büchel Lic. phil., Dr. Eveline Dargel, Priv.-Doz. Dr. Harald Derschka, Susanne Hölzer (als Schatzmeisterin), Priv.-Doz. Dr. Oskar Keller, Prof. Dr. Jürgen Klöckler (als Schriftleiter), Dr. Bernd Mayer (als Schriftführer), Jürgen Oellers M. A., Mag. Dr. Wolfgang Scheffknecht, Prof. Dr. Andreas Schwab, Prof. Dr. Stefan Sonderegger (als Vizepräsident), Heiner Stauder M. A., Dr. Daniel Studer; hinzu kam Prof. Dr. Alois Niederstätter. Als Kandidatinnen neu benannt wurden Frau Katharina Maier M. A., die seit 2014 die Abteilung Stadtgeschichte (mit dem Museum und dem Archiv) im Fachbereich Kultur der Stadt Radolfzell leitet, und Frau Dr. Yvonne Istas, die seit 2001 das Stadtmuseum und das Stadtarchiv in Stockach leitet und sich selbst vorstellte.

Der neue Vorstand wurde einstimmig gewählt bei Enthaltung der Betroffenen. Die Neuwahl eines Rechnungsprüfers war durch den Abschied von Herrn Bürgl erforderlich geworden. Frau Reck, die nun nicht mehr dem Vorstand angehört, erklärte sich bereit, diese Aufgabe zu übernehmen, und wurde von der Versammlung durch Akklamation dazu bestimmt. Nachdem keine Anträge, Wünsche und Anregungen erfolgt waren, schloss Altpräsident Niederstätter die Mitgliederversammlung.

2. DIE VORTRÄGE, FÜHRUNGEN UND EXKURSIONEN

Auf die Mitgliederversammlung folgten zunächst die Grußworte von Altpräsident Niederstätter und von Herrn Bürgermeister Matthias Weckbach (Gemeinde Bodman-Ludwigshafen), der seine Gemeinde vorstellte und dabei auch das laufende Bodmaner Museumsprojekt zur Sprache brachte. Der inhaltliche Teil der Hauptversammlung begann mit zwei Vorträgen: Zuerst sprach Wilderich Graf von und zu Bodman über die Reichsritterschaft im Kanton Hegau, Allgäu und am Bodensee. Diese Gebietskörperschaft war über dreihundert Jahre ein nicht zu unterschätzender Faktor in der öffentlichen Ordnung Südwestdeutschlands; dennoch ist sie unzureichend erforscht und im breiten Geschichtsbewusstsein kaum verankert. Dabei ist die Reichsritterschaft nicht nur als Gegenstand der Verfassungsgeschichte von Belang: An Hand von Tafelbildern, Bauwerken und Wappenkalendern erläuterte Graf Bodman das Selbstverständnis und die Kultur der frühneuzeitlichen Reichsritter.

Im Anschluss daran stellte Johannes Freiherr von und zu Bodman die Grundsätze des Wirtschaftsbetriebes seines Hauses vor. Dabei belegte er zunächst mit eindringlichen Worten die Bedeutung des fruchtbaren Ackerbodens und die Gefahren, die vom Raubbau daran ausgingen und noch ausgehen. Ihnen zu begegnen, strebt er eine nachhaltige Wirtschaftsform an, für die er Beispiele aus der Forstwirtschaft, dem Obstbau und der baulichen Dorfentwicklung in Bodman anführte.

An das Mittagessen in Kerns Restaurant im Seeum schlossen die Exkursionen an:

Die erste Gruppe folgte Wilderich Graf von und zu Bodman zu einer Ortsbesichtigung, beginnend an den Uferanlagen mit einem Rundblick auf die Pfahlbaustationen und den Überlinger See sowie die Ruine von Alt-Bodman; es folgten der Torkel und die Pfarrkirche St. Peter und Paul. Im Schlossgarten informierte Graf Bodman über die teils im englischen, teils im französischen Stil angelegten Gartenbereiche und die auf die verschiedenen Jahreszeiten abgestimmten Ausblicke. Die Führung endete im Schloss.

Die zweite Gruppe fuhr mit dem Omnibus nach Möggingen. Dort stellte Herr Prof. Dr. Martin Wikelski die Arbeit des Max-Planck-Instituts für Ornithologie vor. Im Zentrum seiner Ausführungen standen die Datenmengen, die von Tieren erzeugt werden, welche mit Sendern und Messinstrumenten ausgestattet sind. Die Zusammenführung dieser Daten erlaubt Aussagen über das Verhalten und die Umwelt dieser Tiere, die weit über das hinausgehen, was durch punktuelle Beobachtungen oder Messungen ermittelt werden könnte. Im Anschluss daran sprach Dr. Konrad Freiherr von Bodman im Innenhof des Schlosses Möggingen über die Familiengeschichte des Hauses Bodman, die Baugeschichte der Burg Möggingen und über die Geschichte der Vogelwarte, die zunächst in Rossitten auf der Kurischen Nehrung ansässig war und nach ihrer Evakuierung und Vertreibung aus Ostpreußen in Möggingen eine neue Heimat fand.

Die dritte Gruppe fuhr mit dem Schiff zu den Pfahlbaustationen des Überlinger Sees am Ufer vor Ludwigshafen und in der Bodmaner Bucht, wo Herr Dr. Joachim Königinger aus erster Hand von den archäologischen Ausgrabungen berichtete: Die Sied-

lung Ludwigshafen überlieferte in den Überresten eines jungsteinzeitlichen Kulthauses die älteste Wandmalerei nördlich der Alpen; in Bodman-Schachen ließen sich mehrere Siedlungsperioden vom Ende der Jungsteinzeit bis in die frühe Bronzezeit sowie Fernbeziehungen zum Mittelmeer nachweisen. Neben den Grabungsergebnissen kamen die aktuellen Erhaltungsprobleme zur Sprache. Der Eisenbahnfahrplan erzwang um 17.00 Uhr das Ende der von Graf Bodman und Herrn Heiligmann ausgezeichnet organisierten Hauptversammlung.

PRIV.-DOZ. DR. HARALD DERSCHKA, KONSTANZ



OTTO P. CLAVADETSCHER (1919–2015)

Am 27. März 2015 ist Otto P. Clavadetscher in Trogen verstorben. Der Historiker, Gymnasiallehrer und Oberrichter aus Trogen hat nicht nur zahlreiche junge Menschen, sondern auch die Mittelaltergeschichtsforschung wesentlich geprägt.

Der am 9. September 1919 geborene Otto Clavadetscher studierte nach der Matura, die er in Trogen absolvierte, in Zürich Geschichte. 1945 promovierte er mit einer Dissertation über die Zisterzienserabtei Kappel am Albis. Während des Studiums, das immer wieder durch den Aktivdienst unterbrochen worden war, lernte er die Mitstudentin Jeannette von Tschärner kennen, die er 1946 heiratete. Gemeinsam zogen sie nach Zuoz in Graubünden, wo Otto Clavadetscher am Lyceum Alpinum unterrichtete. Nach der Geburt von vier Kindern zog die Familie ins Unterland, wo Otto Clavadetscher ab 1959 am Lehrerseminar Marienberg und später bis 1984 an der Kantonsschule St. Gallen Geschichte unterrichtete. In Trogen, Appenzell Ausserrhoden, wo die Familie ab 1963 lebte, wirkte Otto Clavadetscher zudem als Oberrichter und von 1980 bis 1985 als Gerichtspräsident.

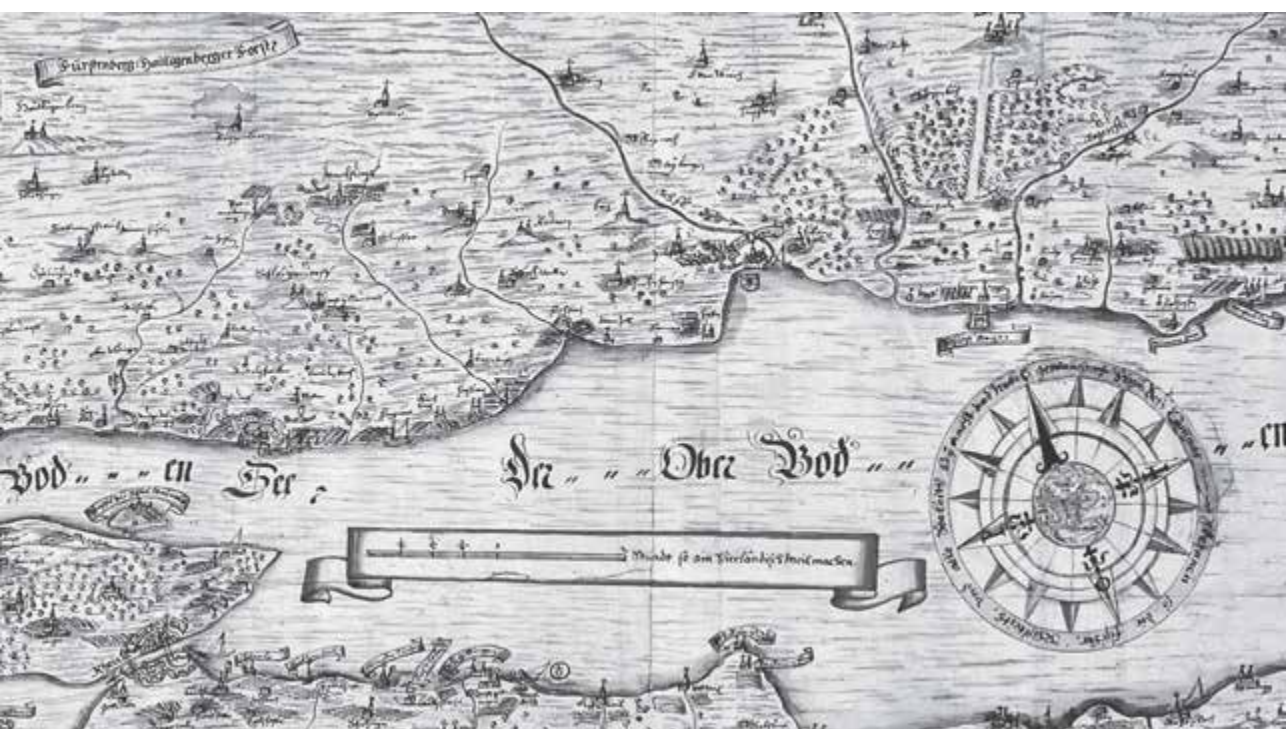
Otto Clavadetscher war aber nicht nur Vater, Ehemann, Lehrer und Richter, sondern zeitlebens auch passionierter Forscher. Spezialisiert war der Mittelalterhistoriker zuerst auf die Region Graubünden und später auf die heutige Ostschweiz, den Bodensee-raum, das Land Vorarlberg und das Fürstentum Liechtenstein. Von Otto Clavadetscher stammen unter anderem wegweisende Arbeiten zur frühmittelalterlichen Reichsgeschichte, die ihm als einen der wenigen Schweizer die Aufnahme in den angesehenen Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte ermöglichte. Weiter schrieb er am bekannten Burgenbuch von Graubünden mit und verfasste zahlreiche verfassungs- und rechtsgeschichtliche Texte.

Besonders intensiv war Otto Clavadetscher allerdings als Urkunden-Editor tätig. Er hat – oft gemeinsam mit seiner Frau, die ihn stets unterstützte – tausende Urkunden in Gemeinde-, Pfarr-, Kloster-, Stadt- und Staatsarchiven Europas aufgestöbert, ausgewertet und veröffentlicht. Er arbeitete an mehreren Bänden des Bündner Urkundenbuchs mit und war seit 1974 Herausgeber und später zusammen mit Stefan Sonderegger, Stadtarchivar der Ortsbürgergemeinde St. Gallen, Mitherausgeber des St. Galler Urkundenbuchs Chartularium Sangallense. Bis zu seinem Tod wirkte er an diesem Werk mit; an-

getrieben von einem unermüdlichen Forschergeist erstellte er bis zuletzt Register und korrigierte Druckfahnen.

Solide Grundlagenerschliessung und konzise Forschungen zeichneten Otto Clavadetscher aus. Die Ostschweiz als historische Region verdankt ihm viel – nicht zuletzt, dass dank seiner Editionen, die mittlerweile zum Teil auch online verfügbar sind, Wissenschaftler auf der ganzen Welt zu St. Gallen forschen können.

STEFAN SONDEREGGER



BEITRÄGE

Rafael Wagner

DIE WALDBURG BEI HÄGGENSCHWIL

Ein St. Galler Ungarnrefugium an der Sitter

Etwas abgelegen in einer Flussschleife der Sitter zwischen Bernhardzell und Häggenschwil liegt ein kleiner bewaldeter Hügel mit dem Flurnamen Waldburg. Ein vorbeikommender Wanderer käme nicht ohne weiteres auf die Idee, an dieser Stelle auf die Überreste einer einstigen Burg des Klosters St. Gallens zu stossen. Für die dazugehörige Geschichte müssen wir zurück ins Jahr 926 blicken. Die heilige Wiborada, zu jener Zeit Reklusin in einer Zelle bei St. Mangen, sah in einer Vision einen ungarischen Angriff voraus.¹ Auf ihren weisen Rat hin oder auch durch Meldungen aus Bayern gewarnt, suchte die Gallusabtei nach einer Möglichkeit, sich und seine wertvollen Schätze zu retten. Dazu gehörten neben dem liturgischen Gerät vor allem die wertvolle Klosterbibliothek und das besitzmanifestierende Archiv. Die Abtei hatte im Jahrhundert zuvor seine grösste kulturelle Blütezeit erlebt, auch bekannt als das Goldene Zeitalter (ca. 816–920) unter den Äbten Gozbert, Grimald, Hartmut und Salomo. Hinzu kam eine politische Verdichtung

und Machtkonzentration, nicht zuletzt gefördert durch Abt Salomo (890–919), der zugleich Bischof von Konstanz und Kanzler von mindestens drei Königen war.² Damit stellte das Kloster St. Gallen ein lohnendes Ziel für plündernde Horden dar. Ein derartiger Einfall ungarischer Reiter erfolgte ausgerechnet um 926, als das im politischen Umbruch befindliche Alemannien gerade eine Schwächephase erlebte.³ Wie sich die Abtei St. Gallen dennoch zu retten verstand, wird im Folgenden dargestellt.⁴



Abb. 1: Karolingerzeitliche Reiterei (aus: StiBi SG, Cod. Sang. 22, S. 140).

DER UNGARNEINFALL DES JAHRES 926

Die Ungarngefahr war keinesfalls eine neue Bedrohung. Seit ihrer Landnahme im mittleren Donauraum (nördliches Karpatenbecken) Ende des 9. Jahrhunderts zogen die Magyaren (Eigenbezeichnung der Ungarn) in einer ersten grossen Phase zwischen 896 und 907 vor allem plündernd durch Norditalien, versetzten dem Grossmährischen Reich den Todesstoss und vernichteten ein bayerisches Heeresaufgebot bei Pressburg (907), wobei ein Grossteil der bayerischen Führungsschicht den Tod fand und eine effektive Ungarnabwehr im Osten erstmals verunmöglicht wurde. In einer zweiten Phase zwischen 908 und 926 waren vor allem Bayern, Schwaben (nördlich des Bodensees), Franken, Thüringen und Sachsen betroffen. Einige ungarische Reiterscharen könnten dabei bis an die Grenze zu Dänemark, nach Lothringen, ins Elsass, nach Nordburgund sowie erneut nach Italien vorgedrungen sein. In einer letzten Phase nach 933 waren neben dem Ostfränkischen Reich auch Gebiete im heutigen Belgien und Nordfrankreich sowie Aquitanien betroffen, bis Otto der Grosse vor Augsburg in der bekannten Schlacht auf dem Lechfeld 955 einen vernichtenden Sieg über die Ungarn errang.⁵ Insbesondere im ersten Viertel des 10. Jahrhunderts war man im Westen jedoch mit der neuartigen Kampfweise der blitzschnellen berittenen Kämpfer hoffnungslos überfordert. Dem für die Franken gewohnten Kampf mit Blankwaffen wichen die berittenen Bogenschützen in den meisten Fällen aus und bis ein schlagkräftiges berittenes Heer aufgestellt war, hatten sich die Ungarn bereits wieder zurückgezogen. Zudem endeten die wenigen überlieferten Feldschlachten meist zugunsten der Ungarn.⁶ Die Kampfweise zu Pferd setzte genügend schneefreie Flächen voraus, so dass die Ungarn im Jahr 926 ihre traditionellen Weideflächen wohl Anfang April verliessen, bevor sie via Bayern und Augsburg am ersten Mai die Abtei St. Gallen erreichten. Wie Ekkehard IV. berichtet und auch aus anderen Berichten ersichtlich ist, rückten die Ungarn nicht geschlossen vor, sondern sickerten in Schwadronengrösse auf breiter Front in ein feindliches Gebiet ein.⁷ Damit erzielten sie zugleich einen Überraschungseffekt, der vielerorts eine erfolgreiche Verteidigung sowie das Vergraben und Verstecken von Wertsachen verhinderte. Die einzelnen ungarischen Reiterfürsten waren nämlich weniger an Landnahme, als an sommerlichen Raubzügen im Sinne einer Beuteökonomie interessiert. Abt Engilbert von St. Gallen fürchtete also zu Recht um seine Abtei. Das Kloster St. Gallen verfügte über keine Umwehrung. Die umliegenden Hütten waren einfache hölzerne Pfostenbauten oder Grubenhäuser, welche aus Bohlen- oder Flechtwerkwänden bestanden und deren Dächer mit Schindeln oder hölzernen Ziegeln bedeckt waren. Auch die Klosterkirche oder die Kirche St. Mangen konnten nicht als Refugien dienen, wie dies beispielsweise bei einigen der zeitgleichen rätischen Wehrkirchen oder der sanktgallischen Niederlassung Wasserburg im Bodensee der Fall war.⁸ Ekkehard IV. berichtet, dass die wertvolle Stiftsbibliothek ins Kloster auf der Insel Reichenau gebracht und die Greise und Jungen mit einigen Klosterbrüdern auf die befestigte Insel Wasserburg geschickt wurden. Damit schaffte man gewisse



Abb. 2: Lage der Waldburg (aus: www.geo.admin.ch).

Dinge und Personen, die der unmittelbaren Verteidigung nicht dienlich waren oder ohne Unterbruch des Klosterbetriebs bereits früh genug in Sicherheit gebracht werden konnten, in sichere Refugien. Zurück blieben nur die tatsächlich Wehrfähigen sowie das bis zuletzt genutzte liturgische Gerät und die Messbücher. Für diese liess Abt Engilbert in erreichbarer Nähe zur Abtei eine Befestigung errichten, vermutlich an der Stelle der heutigen Flur Waldburg in der Gemeinde Häggenschwil (Kanton St. Gallen). Als sich die Ungarn dem Kloster näherten, machten sich die Mönche und das Gesinde unverzüglich auf zu ihrem Refugium, was zeitlich anscheinend nur knapp gelang. Einzig ein etwas geistesschwacher Mönch namens Heribald konnte bis zuletzt nicht zur Flucht überredet werden, da ihm das jährlich zustehende Schuhleder noch nicht übergeben worden sei.⁹ Auch die Inklusin Wiborada verweigerte die Flucht und zwar aufgrund ihres Gelübdes der Ortsbeständigkeit. Während sich der einfältige Heribald jedoch mit den Ungarn anfreunden konnte, wurde Wiborada in ihrer Zelle erschlagen.¹⁰ Darüber hinaus werden von St. Gallischer Seite keine weiteren Opfer erwähnt. Als die Ungarn das Refugium an der Sitter entdeckten, verzichteten sie auf einen Angriff und zogen weiter nach Konstanz, das unter der Führung des dortigen Bischofs ebenfalls standhielt. Auf ihrem weiteren Zug zerstörten sie das Kloster Rheinau, wurden jedoch von einem Hirminger aus dem Frickgau empfindlich geschwächt. Eine blutige Schlacht gegen Graf Liutfrid aus dem Sundgau zwang die Ungarn schliesslich zum Abzug, womit die unmittelbare Bedrohung für das Herzogtum Schwaben abgewendet war.¹¹

UNGARNBURGEN

St. Gallen kann in seiner anfänglich schutzlos wirkenden Lage exemplarisch für weite Teile des ostfränkischen Reiches genommen werden. Für diese Art der Bedrohung waren kaum Schutzmöglichkeiten vorhanden, insbesondere nicht für die landwirtschaftliche Bevölkerung. Die meisten professionellen Truppen befanden sich im Jahr 926 mit dem schwäbischen Herzog Burchard II. auf einem Feldzug in Italien und so muss man für diese Zeit mit zahlreichen Eigeninitiativen rechnen. An vielen Orten im ostfränkischen Reich wurden in aller Eile Befestigungen durch aufgeworfene Erdwälle errichtet. Meist verfügten diese über spezifische Verteidigungsmerkmale, die den ungarischen Reitertruppen ihren Hauptvorteil nehmen sollten. Reiterhindernisse, sternförmig um die Befestigung herum angelegte Erdriegelfelder sowie vorgelagerte Gräben und hohe Erdwälle waren probate Mittel gegen die ungarischen Reiterattacken.¹² Derartige Befestigungen werden heutzutage als Ungarnburgen oder -refugien bezeichnet. Lange Zeit ging man in der Forschung von sogenannten »Heinrichs- oder Volksburgen« aus, die im Zuge eines von König Heinrich I. um 926 zentral koordinierten Burgenbauprogramms in Auftrag gegeben worden sein sollen.¹³ Die spontane Anlage einer Befestigung im Fall St. Gallen zeigt aber die selbstinitiierte Kraft und Fähigkeit zum Selbstschutz ohne königliches Zutun sehr deutlich und stellt die tatsächliche Wirkung eines derartigen Programmes in Frage.

VERORTUNG UND ERFORSCHUNG DER WALDBURG

Anhand weniger Indizien konnte die Flur Waldburg beim Hof Tobel in der Gemeinde Häggenschwil als wahrscheinlicher Standort der ehemaligen Ungarnburg des Klosters St. Gallen identifiziert werden. Die Beschreibungen der Örtlichkeit in den *Casus Sancti Galli* von Ekkehard IV. passen gut zu den topographischen Begebenheiten vor Ort und auch die Distanz zwischen Waldburg und Klosterbezirk ist mit den Beschreibungen vereinbar.¹⁴ Die etwa 6,5 Kilometer vom Klosterbezirk entfernte Fluss Schleife befand sich vor 1100 Jahren in einer Gegend, die bereits grösstenteils zum Besitz der Gallusabtei gehörte: Ein kleines Gut bei Lömmenschwil, die *villa Liubmanni* war einem Wolfhere im Jahre 904 zur Nutzniessung vom Kloster zugesprochen worden¹⁵ und auf der anderen Seite der Sitter befand sich ein Hof beim heutigen Bernhardzell.¹⁶ Das Waldburgplateau wurde offenbar nie landwirtschaftlich nutzbar gemacht und könnte noch einige archäologische Überraschungen bereithalten, während insbesondere die Südspitze und der östliche Rand jener Sitterhalbinsel spätestens im 19. Jahrhundert gerodet und landwirtschaftlich genutzt wurden. Diese Nutzung könnte zahlreiche Spuren der einstigen Befestigung zerstört haben. Neben dem Zuschütten von Gräben und Abtragen von Wällen könnte auch das »Putzen« der Wiese von störenden Steinen dazugehören. Solche Ein-

griffe hätten unser heutiges Bild von der St. Galler Ungarnburg beeinflusst. Zwar darf man wie auch anderswo für diese frühmittelalterliche Burg keine gemörtelten Steinmauern erwarten, sondern muss mit Erdwällen rechnen, doch wären eiligst erbaute Trockenmauern durchaus denkbar. Hinweise zum heute obertägig nicht mehr sichtbaren Aussehen des einstigen Refugiums könnten uns ältere Berichte über diesen Ort geben: Johannes Rütiner (gest. 1556) berichtet von Toren einer ehemaligen Heidenstadt und August Näf nennt 1867 ausgedehnte Mauertrümmer, wobei zumindest im zweiten Fall eine Verwechslung mit der nahegelegenen Ruine Ramschwag auszuschliessen ist.¹⁷ Schilderungen des späteren Waldbesitzers zufolge seien in den 1890er Jahren ein bis zwei Meter hohe Mauern von den Bauern zum Bau ihrer Ställe abgetragen worden.¹⁸ Einer Beschreibung der Waldburg von 1907 zufolge waren zu jener Zeit bereits keine (steinernen) Spuren der einstigen Befestigung mehr zu sehen.¹⁹ Jedoch ging man auch lange Zeit

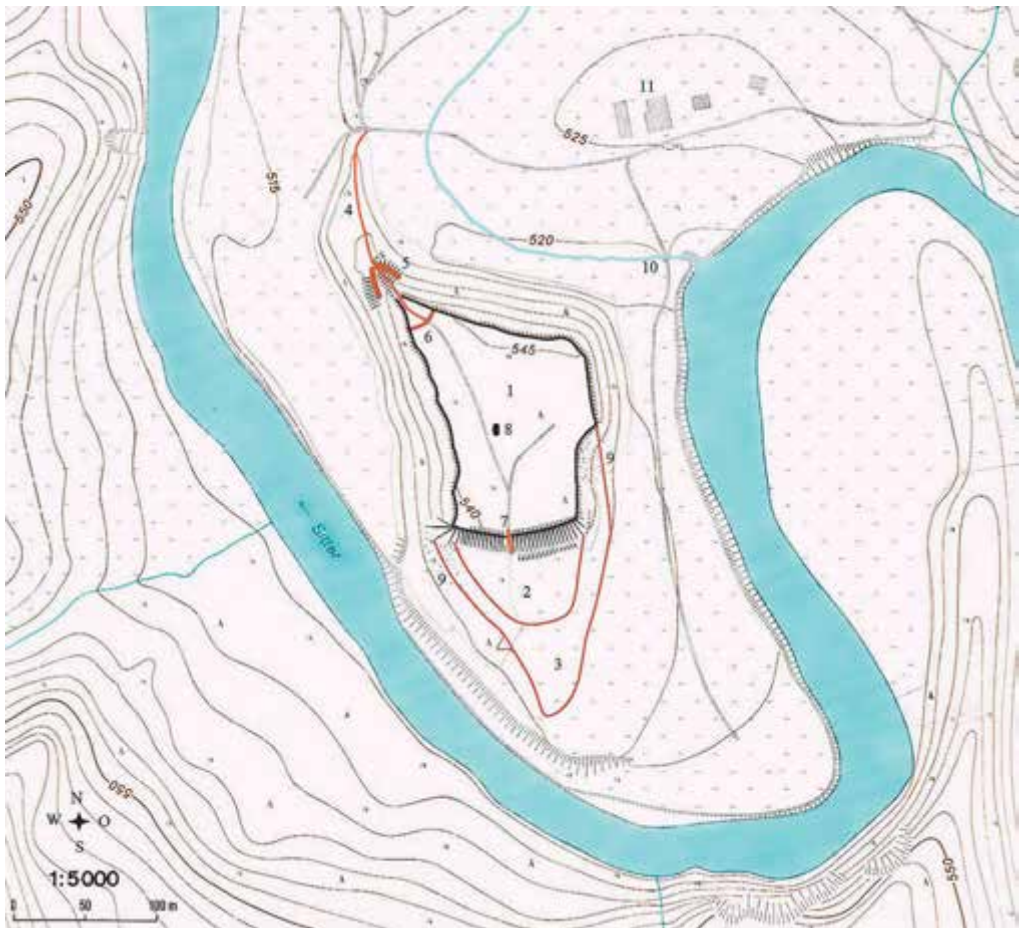


Abb. 3: Plan der Waldburg mit Rekonstruktionsversuch (aus: SCHWARZ [wie Anm. 12], Beilage 40,6 mit eigenen Ergänzungen). (1) Waldburgplateau. Vermuteter Umriss der Ungarnburg schwarz eingezeichnet. (2 und 3) Mögliche kleine und grosse Vorburg oder weitere Verhaue. (4) Schmaler Dammweg hoch zur Burg. (5) Flankierende Plattformen. Beginn der Torgasse. (6) Halsgraben und Hauptzugang zur Burg. (7) Durchbruch im Südwall. (8) Steinbefund. Fundament der Kapelle? (9) Zahlreiche grosse und kleine Natursteine im Hang. (10) Bach des 19. Jahrhunderts. (11) Hof Tobel.

selbstverständlich davon aus, dass Burgen aus Stein oder Holz bestanden und erkannte erst später die für die ungarzeitlichen Befestigungen typische Bauweise des St. Galler Ungarnrefugiums. Spätestens mit dem in den 1960/70ern neu aufkommenden Interesse für das lokale Erbe trat auch die Waldburg wieder in den Vordergrund. 1967 war der militärische Luftaufklärungsdienst in Dübendorf vom damaligen Kantonsarchäologen Benedikt Frei für Luftaufnahmen der Waldburg angefragt worden, falls eines der Flugzeuge zufällig diesen Bereich überfliegen sollte. Bereits kurze Zeit später folgten die ersten Aufnahmen, doch verhinderte die dichte Bewaldung eine genauere topographische Erfassung.²⁰ In den 1970er Jahren wurde die Waldburg erstmals topographisch von Klaus Schwarz in Rücksprache mit der Kantonsarchäologie St. Gallen erfasst und eine Karte mit den Ergebnissen 1975 veröffentlicht.²¹ Die Waldburg wurde seither in zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen zu frühmittelalterlichen Befestigungen und den Ungarneinfällen sowie in Lokalgeschichten aufgeführt. Bis heute sind vor allem von privater Seite verschiedene Hinweise zur Waldburg bei der Kantonsarchäologie eingegangen,²² leider auch immer wieder in Verbindung mit Raubgrabungen, welche trotz Schutzstatus der Waldburg wohl auch in Zukunft nicht ganz zu unterbinden sein werden und das archäologische Erbe gefährden. Eine offizielle Ausgrabung hat bisher nicht stattgefunden, da diese bewaldete Flur nicht durch Bebauungen bedroht ist und die archäologischen Überreste ohne menschliche Eingriffe am besten bewahrt bleiben.²³

HEUTIGE SPUREN DES REFUGIUMS

Während einer Begehung im Juli 2013 habe ich alle obertägig sichtbaren Spuren einer möglichen Befestigung in der Flur Waldburg sowie die topographischen Eigenheiten des Geländes erfasst und auf einer Karte verzeichnet. Als Vorlage diente die Karte von Klaus Schwarz,²⁴ welche mit meinen Beobachtungen ergänzt wurde. Die Anhöhe der Waldburg befindet sich etwa 30 Meter über dem Niveau der sie umfließenden Sitter. Das Waldburgplateau ist circa 100–125 Meter breit (W-O), 150–160 Meter lang (N-S) und weist eine ungefähre Innenfläche von 1,7 Hektar auf. Rundherum sind noch heute unnatürliche Erdaufschüttungen zu erkennen. Die Landseite im Norden verfügt dank eines fast senkrechten Abhanges (Steigung: ca. 77 Prozent) über natürlichen Schutz. Dennoch ist entlang der gesamten nördlichen Hangkante eine zusätzliche Erdaufschüttung von ca. 0,5 Meter erkennbar. Im Nordwesten befindet sich ein etwa 100 Meter langer dammartiger Aufgang, welcher durch zwei wie Plattformen wirkende Aufschüttungen rechts und links des schmalen Weges in das Waldburgplateau mündet. Betritt man die Waldburg auf diesem Weg, trifft man oben angekommen auf einen noch heute sichtbaren kleinen Halsgraben, der im Bogen vom Nord- zum Westwall führt. Die Westseite ist durch eine mit dem Nordwall vergleichbare Erdaufschüttung und einer natürlichen Steigung von bis zu 71 Prozent geschützt. Im Süden hingegen ist das Gelände sehr viel fla-

cher (max. 10 Prozent Steigung). Als Ausgleich befindet sich am südlichen Ausläufer des Waldburgplateaus ein beeindruckender Wall von ca. 1,5–2 Metern Höhe mit einem Durchlass von etwa 2 Metern Breite. Über den Hang der südwestlichen Ecke verstreut war eine grössere Menge an Natursteinen zu finden. Waren diese einst Bestandteile eines höheren Walles? Auf noch deutlichere Hinweise dieser Art stiess ich an der Ostseite des Plateaus. Der nördliche Abschnitt des möglichen Ostwalls kann als Weiterführung des fast senkrecht aufsteigenden, nördlichen Abhangs gesehen werden und erreicht immerhin bis zu 60 Prozent Steigung. Doch flacht der östliche Hang in der Hälfte Richtung Süden zunehmend auf etwa 37 Prozent Steigung ab bis er in den Südwall mündet. An dieser damit besonders gefährdeten Stelle der Waldburg lassen sich kaum Spuren eines Erdwalles erkennen. Im Hang selbst und am Fusse desselben waren jedoch zahlreiche Natursteine zu finden, die eine einstige Trockenmauer vermuten lassen. Die südlichen Ausläufer des Plateaus heben sich markant vom eigentlichen Sitterufer ab und



Abb. 4: Dammartiger Aufgang im Nordwesten der Waldburg (Foto: R. Wagner).



Abb. 5: Durchbruch im Südwall der Waldburg (Foto: R. Wagner).

könnten rein theoretisch ebenfalls zur Befestigung gehört haben, wenn auch die Fläche sehr viel mehr Neigung aufweist, als das mehrheitlich flache Gebiet innerhalb der Erdwälle. Doch muss man davon ausgehen, dass es durch Bewuchs, menschliche Eingriffe und Hangerosion zu verschiedenen Geländeänderungen gekommen ist. Beispielsweise könnten die einstigen Wälle abgerutscht oder zur landwirtschaftlichen Nutzung eingeebnet worden sein. Ebenso könnten neue Hangterrassen durch Baumentwurzungen entstanden oder Steine für eine weitere Nutzung weggetragen worden sein. Im Zentrum der Innenfläche stiess ich auf einen schmalen rechteckigen Graben, der bis obenhin mit grösseren Natursteinen gefüllt und mit Moos überzogen war. Dabei wird es sich wohl um Überreste einer der selbstinitiierten privaten Ausgrabungsversuche handeln,²⁵ mit dem Befund eines tatsächlichen Fundaments oder aber einer späteren Ablagerung.

EIN REKONSTRUKTIONSVERSUCH

Mit einer ungefähren Grösse von 1,7 Hektar entspricht die Waldburg ziemlich genau der mehrheitlichen Grösse eines typischen Ungarnrefugiums. Als Hauptangriffsseite kann die dem Land zugewandte Nordseite betrachtet werden, an der sich auch der primäre Eingang über den schmalen und steiler werdenden Dammweg befand. Durch eine Art Torgasse mit zwei flankierenden Plattformen/Terrassen gelangte man über den Halsgraben und durch ein hölzernes Tor oder einen mobilen Verhau ins Innere der Waldburg. Die Anlage könnte noch über einen zweiten Zugang verfügt haben, wie die Lücke im massiven Südwall vermuten lässt. Toranlagen selbst sind aufgrund ihrer vergänglichen Baumaterialien praktisch nie auffindbar, weshalb Walllücken typische Indikatoren für Toranlagen sind. Betrachtet man den südlichen Durchgang und den dahinterliegenden Weg genauer, könnte man aber auch vom unvorteilhaften Fall eines neuzeitlichen Durchbruches ausgehen. Im dichten Geäst bin ich auf einen eisernen Kanthaken gestossen, welcher ebenso wie die Lichtung auf dem Waldburgplateau auf neuzeitlichen Holzschlag hindeutet.²⁶ War der Durchgang jedoch bereits im frühen Mittelalter vorhanden, so stellt sich die Frage nach dem Zweck. Die ohnehin leichter angreifbare Südseite durch ein Tor zusätzlich zu schwächen ergibt nur Sinn, wenn davor noch eine Vorburg mit weiteren Vorfeldsicherungen lag. Denn selbst bei einem anderen Flussverlauf, der das Waldburgplateau durch engeres Umfliessen vielleicht noch besser geschützt hätte, wäre die Sitter kein wirkliches Hindernis für die Ungarn gewesen. Nomadische Heere waren im Überqueren von Flüssen nämlich recht geschickt. Das zeigte auch der ungarische Angriff auf das Kloster Rheinau kurze Zeit danach, welcher über einen Seitenarm des Rheins erfolgte.²⁷ Für eine Vorburg gibt es zwei mögliche Varianten, eine kleine und eine grosse, welche beide auf dem beigefügten Plan verzeichnet sind. Die realistischere kleine Variante wäre besser zu verteidigen gewesen, da sie sich direkt an die Hauptwälle der Befestigung angeschlossen hätte, während die grössere die schwache Südostflanke zusätzlich geschützt hätte. Mit einer Zusatzfläche von 0,95 Hektar gegenüber der kleinen Variante mit 0,4 Hektar hätte die grosse Vorburg aber mehr Verteidiger gebraucht und eine grössere Angriffsfläche geboten. Daher scheint es realistischer, die Waldburg als ein hauptsächlich durch natürliche Begebenheiten geschütztes Refugium zu sehen, das an drei Seiten durch niedrige bis mittelhohe Erdwälle geschützt war, im Süden über einen massiven hohen Abschnittswall verfügte und dessen Schwachstellen im Südosten und Südwesten durch Trockenmauern abgeschirmt waren. Die typischen Hindernisse und Gräben anderer Ungarnburgen scheinen bis auf den Halsgraben im Nordwesten zu fehlen. Denkbar wären ein vorgelagerter Graben im Süden sowie hölzerne Verhaue rundherum.²⁸ Das unmittelbare Ufergebiet könnte vor der landwirtschaftlichen Nutzbarmachung der Umgebung zudem sumpfiger und für Pferde schwieriger passierbar gewesen sein. So gab es beispielsweise mindestens bis ins späte 19. Jahrhundert zwischen dem Waldburgplateau und dem Hof Tobel einen Bach, welcher aus Nordosten kommend

in einem Bogen um den Hof herum in die Sitter mündete, heute aber nicht mehr existiert.²⁹ Wie der Bach wären wohl auch die künstlichen Gräben der Waldburg inzwischen eingeebnet worden, da das nichtbewaldete Gebiet rundherum heute landwirtschaftlich genutzt wird, und Holzverhaue hätten aufgrund ihres vergänglichen Materials ohnehin nicht sehr lange Bestand gehabt. Derartige Überreste in Form von Bodenverfärbungen könnten nur archäologische Grabungen zutage fördern. In ähnlicher Weise liesse sich auch der bei Ekkehard genannte Brunnen³⁰ nur durch professionelle Prospektionen aufspüren.

RETTUNG DES STIFTSARCHIVS

Die Steingrube im Innern der Waldburg könnte ein Hinweis auf die bei Ekkehard genannte Kapelle sein, welche wahrscheinlich zu Teilen oder ganz in Stein gebaut war. Denn offensichtlich diente sie nicht nur als Gebetsstätte, sondern auch als temporärer Schutzraum für die liturgischen Gerätschaften und Bücher.³¹ Die wertvolle Stiftsbibliothek wurde frühzeitig ins benachbarte Kloster Reichenau gebracht. Auf der sicheren Bodenseeeinsel wurde die Bibliothek zwar vor der Zerstörung gerettet, doch berichtet Ekkehard, dass bei der Rückführung dieselbe Anzahl, nicht aber dieselbe Auswahl an Büchern zurück nach St. Gallen gekommen sei. Einzig das für Besitz und Ansehen so wichtige Stiftsarchiv wird für diese Zeit nirgends erwähnt. Das mag am geringen Interesse Ekkehards IV. für das Archiv liegen, deren Verwalter er abschätzig als *senes* bezeichnete;³² vielleicht hielt er eine Erwähnung aber auch für unnötig, da jenes wie selbstverständlich unter direkter Obhut des Abtes und seiner Mönche, also in der Waldburg, aufbewahrt wurde. Betrachtet man das Schicksal der Bibliothek, so liegt es nahe, das noch existentiellere Archiv nicht auf der Reichenau zu verwahren. In Frage kommt zudem die sanktgallische Niederlassung auf der Insel Wasserburg, welche vorsorglich weiter verstärkt wurde. Glaubt man Ekkehard, so verbrachten die dortigen Flüchtlinge jedoch sehr viel Zeit auf Schiffen im See, da man sich auf der kleinen Insel offenbar doch nicht vollkommen sicher fühlte. Damit bleibt an befestigten Orten des Klosters nur noch die Waldburg.³³ Dafür spricht auch die geringe Entfernung zum Kloster. Die Archivbestände hätten frühzeitig in Sicherheit gebracht werden können und wären dennoch in Reichweite geblieben. Bei einem heutigen Bestand von über 830 Urkunden für die Zeit bis 926 und einer vermutlichen Verlustrate von 75% hätte die Rettung der etwa 3300 Urkunden selbst bei platzsparender kompakter Faltung früh genug geplant werden müssen.³⁴ Es spricht demnach vieles für eine Rettung des Stiftsarchivs in die Waldburg.

ABT ENGILBERT UND SEINE KÄMPFENDEN MÖNCHE

Man kann sich natürlich fragen, warum die Truppen des ostfränkischen Königs, des Bischofs von Konstanz, des Herzogs von Schwaben oder zumindest die Krieger lokaler Grafen keinen Widerstand geleistet haben. König Heinrich I. verteidigte zur selben Zeit Sachsen und die dortige Pfalz Werla gegen ungarische Einfälle.³⁵ Herzog Burchard II. von Schwaben hatte sich zu Beginn des Jahres 926 mit dem Gros seiner Streitkräfte auf einen Feldzug nach Italien begeben, wo er am 29. April, also drei Tage vor dem Ungarneinfall, bei Ivrea fiel. Seine Truppen hätten bei einer durchschnittlichen Reisegeschwindigkeit von 25–35 Kilometer pro Tag (im Gebirge mit etwa halber Geschwindigkeit) frühestens zwischen dem 12. und 19. Mai wieder im Bodenseeraum sein können. Damit fielen auch die Truppen des Bischofs und der Grafen weg, die dem Herzog nach Italien zu folgen hatten.³⁶ Der Konstanzer Bischof verblieb wohl mit einer Handvoll Getreuer in seiner Burg, die er erfolgreich gegen die Ungarn verteidigte. Damit war der Rest Alemanniens jeden Schutzes entblösst und die St. Galler Mönche mussten sich selbst helfen. Ekkehard IV. berichtet, wie Abt Engilbert mit militärischer Schutzbekleidung (*lorica*) unter der Kutte seine kräftigsten Mitbrüder sowie das Klostergesinde mit selbst gefertigten Waffen ausrüstete.³⁷ Die eigentlichen Krieger des Klosters, welche als *milites* zu jener Zeit am ehesten unter den Verwaltern, den Maiern, zu suchen wären, waren in dieser Notsituation mehr um sich selbst besorgt. Nach Ekkehard hatte bereits Engilberts Vorgänger Hartmann zu wenig auf die Tätigkeiten der klösterlichen *maiores* geschaut, welche mit Lehen ausgestattet durchaus in der Lage waren, Waffen zu führen. Diese hatten jedoch eine eigensinnige Lebensführung eingeschlagen und widmeten sich lieber der edlen Wolfs- und Bärenjagd, als dass sie ihren Verpflichtungen dem Kloster gegenüber nachkamen.³⁸ Eine eigentliche Kriegergruppe der Abtei bildete sich etwa ab der Mitte des 10. Jahrhunderts heraus und mit einer bewaffneten Ministerialität darf man in St. Gallen frühestens zu Beginn des 11. Jahrhunderts rechnen.³⁹ Die klösterlichen *milites*, also professionelle Krieger oder »Ritter«, treten bei Ekkehard erstmals im Kampf gegen sarazenische Räuber in den 930er Jahren aktiv in Erscheinung. Doch auch dieses Unternehmen ist nicht von Erfolg gezeichnet. Erneut ist es das Gesinde, welches mit dem Klosterdekan Walto auszieht und die Sarazenen bezwingt.⁴⁰ Als Besatzung der Waldburg müssen wir also vornehmlich unprofessionelle Kämpfer annehmen. Die Klosterbrüder und das Gesinde könnten dabei durch Teile der Schutz suchenden Bevölkerung von umliegenden Höfen verstärkt worden sein.⁴¹ Während ungarische Reiter das sanktgallische Umland durchstreiften, harrten Abt Engilbert und seine bewaffneten Brüder in der Waldburg aus. Als ungarische Späher die Burg schliesslich entdeckten, wurde dennoch von einem Angriff abgesehen, da jene nur unter grössten Verlusten hätte erobert werden können. Beim Abzug Richtung Konstanz zündeten die Ungarn einige Hütten im Umfeld des Klosters an, was die Besatzer der Waldburg glauben liess, ihr Kloster stünde in Flammen. Auf Rache aus, wagte Engilbert mit einigen seiner Kämpfer einen Ausfall und griff die ungarische Nachhut an, wobei einige Ungarn



Abb. 6: Schaftdornpfeilspitze aus St. Gallen (Foto: KA SG).

getötet wurden. Während sich die Ungarn sammelten, zogen sich die meisten der Angreifer mit einem Gefangenen in die Waldburg zurück. Einzig der Abt machte sich mit wenigen Mitstreitern zum Kloster auf, um nach Heribald und Wiborada zu schauen.⁴² Ob es bei weiteren Aktionen zu Kämpfen mit den Ungarn kam, ist bei Ekkehard nicht ersichtlich. Jedoch wurde im Rahmen des Projektes »Neugestaltung südliche Altstadt«⁴³ an der Kugelgasse 19, ca. 100 m nordöstlich der heutigen Kathedrale St. Gallen, in einer Schicht des 9./10. Jahrhunderts eine eiserne Schaftdornpfeilspitze gefunden.⁴⁴ Der Fund einer solchen ungarntypischen Pfeilspitze kann aufgrund des Zusammentreffens von schriftlicher und materieller Überlieferung im Fall St. Gallen als Zeugnis eines Ungarnüberfalls gedeutet werden.⁴⁵

KAMPF STATT MARTYRIUM

Während Wiborada das Martyrium erlitt und der etwas geistesschwache Heribald friedlich bei den Ungarn verweilte, ergriff Abt Engilbert mit einigen seiner Mönche das Schwert und leistete Gegenwehr. Doch war ein solcher Waffengebrauch überhaupt vor Gott zu rechtfertigen? Gemäss verschiedener kirchlicher Gebote sei Frieden allein durch Frieden und nicht durch Krieg zu erreichen.⁴⁶ Im Falle des Kampfes gegen Häretiker oder Ungläubige konnte der Krieg jedoch durchaus als friedensbewahrend betrachtet werden.



Abb. 7: Wiborada wird von den Ungarn erschlagen (aus: StBi SG, Cod. Sang. 602, S. 345).

Selbstverteidigung und damit Verteidigung des Christentums konnten dabei die kirchlichen Bedenken gegen Krieg und seine mithergebrachten Übel entschärfen.⁴⁷ Ekkehard verdeutlicht diesen Kampf gegen das Böse, indem er Engilbert mit den Worten »Contra diabolium [...] fratres mei [...]«⁴⁸ den Kampf gegen den Teufel verkünden lässt. Mit dem Entschluss zur Gegenwehr kommt er auch seinem Auftrag nach, für das Heil seiner Mönche zu sorgen, um darüber eines Tages Rechenschaft ablegen zu können.⁴⁹

ZURÜCK IM KLOSTER

Nach dem Abzug der Ungarn verblieben die Mönche noch einige Tage im Refugium, aus Angst vor einer Rückkehr der Feinde. Um die Befestigung herum fällten sie sicherheitshalber weitere Bäume, vertieften die Gräben und gruben einen Brunnen für Frischwasser. Tag und Nacht wurde zudem der Wein, den die Ungarn Heribald zuliebe unversehrt gelassen hatten, heimlich und in kleinen Gefässen zum Refugium getragen. Schätzungsweise am 8. Mai wagten sich die Mönche zurück ins Kloster, dessen entweihte Gebäude vom Konstanzer Bischof aufs Neue gesegnet wurden. Man wandte sich nun wieder dem himmlischen Kriegsdienst zu.⁵⁰ Das Ungarnrefugium an der Sitter hatte seinen Zweck erfüllt und wurde vermutlich bald darauf aufgegeben. Mit einem endgültigen Nutzungsende kann man um 954 rechnen, als um das Kloster und die angrenzende Siedlung herum eine erste Mauer entstand.⁵¹ Den Mönchen und Teilen der umliegenden Bevölkerung hatte die Waldburg vorerst Schutz geboten, doch hinterliessen die Ungarn einen längerfristigen Schaden: Zahlreiche Höfe sowie die Klostersiedlung waren vermutlich ein Raub der Flammen geworden und gemäss Ekkehard war aus Angst vor weiteren ungarischen Streifzügen nicht mehr rechtzeitig gepflügt und ausgesät worden,⁵² weshalb der Ungarnnot zwangsläufig eine Hungersnot folgte. Der tatsächliche Schaden lässt sich nur erahnen. So hatte der Klosterbrand, welcher durch einen aufmüpfigen Klosterschüler in den 930er Jahren verursacht wurde, wahrscheinlich deutlich mehr Schaden an Gebäuden und Moral hinterlassen als der ungarische Einfall.⁵³ Klosterbrand und Ungarneinfall könnten jedoch nur zwei weitere Belastungen für das Kloster gewesen sein, das sich in dieser Zeit ohnehin in einer Schwächeperiode befand. Das lässt sich vor allem am deutlichen Rückgang der Urkundenproduktion ab dem zweiten Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts ablesen. Lag dies an einer anderen Urkundenpraxis unter den neuen Ottonenherrschern, lag es an klösterlichen Reformen oder an einer allgemeinen Verunsicherung im ganzen ostfränkischen Reich? Diese Frage muss offen bleiben, jedoch könnten die weitreichenden ungarischen Einfälle durchaus ihren Teil dazu beigetragen haben.⁵⁴

ST. GALLEN ALS VORBILD?

Einige Monate nach dem ungarischen Überfall reiste der St. Galler Abt Engilbert an den Reichstag zu Worms. Dort wurde er von König Heinrich I. offiziell als Abt bestätigt und bekam in einer Urkunde alle bisherigen Privilegien des Klosters aufs Neue zugesprochen.⁵⁵ Einerseits war dies eine übliche Handlung, andererseits hatte Abt Engilbert mit seinem selbstinitiierten Burgenbau gegen das königliche Munitionsregal verstossen. Für das Bistum Eichstätt liegt beispielsweise für das Jahr 908 (918 bestätigt) ausdrücklich die Regalienvergabe zum Bau von Befestigungen gegen die Heiden vor.⁵⁶ Für St. Gallen liegt keine solche offizielle Vergabe vor, doch geschah der Bau ja auch aus der absoluten

Not heraus. Statt bestraft, wird Engilbert belohnt. Man könnte sogar so weit gehen und postulieren, Abt Engilberts mutige Selbstinitiative und Rettung einer der wichtigsten Reichsklöster hätte König Heinrich I. in der Verkündung seiner von Widukind überlieferten Burgenbauordnung sogar noch bestärkt. Folgte man also der älteren Forschung zu den »Heinrichsburgen«, so könnte man Engilberts einfacher aber effektiver Burg gar unterstellen, als ein Vorbild für die neu zu errichtenden Burgen gewirkt zu haben.

Anschrift des Verfassers:

Rafaël Wagner M. A., Elisabethenanlage 25, CH-4051 Basel

ra.wagner@unibas.ch

ANMERKUNGEN

1 Siehe hierzu die *Vitae Sanctae Wiboradae*. Herausgegeben und übersetzt von Walter BERSCHIN, St. Gallen 1983 sowie IRBLICH, Eva: Die *Vitae Sanctae Wiboradae*. Ein Heiligen-Leben des 10. Jahrhunderts als Zeitbild, in: Schrr VG Bodensee 88 (1970), S. 1-204.

2 Für das Goldene Zeitalter und Abt Salomo siehe DUFT, Johannes/GÖSSI, Anton/VOGLER, Werner: Die Abtei St. Gallen (Separatdruck *Helvetia Sacra III/1*, S. 1180–1369), St. Gallen 1986, S. 22–28 und 110–113.

3 Das Herzogtum Schwaben konnte erst nach kriegerischen Auseinandersetzungen und dem Tod König Konrads und Bischof Salomos III. Ende der 910er Jahre neu errichtet werden, nachdem es 746 bei Cannstatt durch die Franken beseitigt worden war. Burchard II. konnte sich dank der instabilen politischen Lage und der äusseren Bedrohung an der Macht halten und die wichtigsten Posten mit Vertrauensleuten besetzen (siehe GEUENICH, Dieter: Die politischen Kräfte im Bodenseegebiet in der Zeit zwischen dem älteren und dem jüngeren alemanischen Herzogtum (746–917), in: Masser, Achim/Wolf, Alois [Hg.]: *Geistesleben um den Bodensee im frühen Mittelalter*. Vorträge eines mediävistischen Symposions vom 30. September bis zum 3. Oktober 1987 auf Schloss Hofen am Bodensee, Freiburg 1989, S. 29-56, S. 32-34 und 55-56 sowie ZETTLER, Alfons: *Geschichte des Herzogtums Schwaben*, Stuttgart 2003, S. 73–116).

4 Dieser Artikel beruht in weiten Teilen auf den Ergebnissen meiner unpublizierten Magisterarbeit

»Wie verteidigt sich ein Kloster im 10. Jahrhundert? Der Fall St. Gallen« aus dem Jahr 2014. Der Artikel »Hunnen, Awaren und Magyaren am Bodensee in der Spätantike und im Mittelalter« von Csaba Nikolaus Nemes in der letztjährigen Ausgabe (Schrr VG Bodensee 133 [2015], S. 3–38) konnte nicht mehr berücksichtigt werden.

5 Siehe SCHULZE-DÖRRLAMM, Mechthild: Spuren der Ungarneinfälle des 10. Jahrhunderts, in: Daim, Falko (Hg.): *Heldengrab im Niemandsland*. Ein frühungarischer Reiter aus Niederösterreich. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung des RGZM 14. September bis 19. November 2006, Mainz 2007, S. 43–62, S. 43–46.

6 Ungarische Krieger waren seit Kindesalter an den Kampf zu Pferde gewohnt und führten neben dem durchschlagkräftigen Reflexbogen einen langen, leicht gebogenen Säbel mit sich (SCHULZE-DÖRRLAMM, Mechthild: Ungarneinfälle in die Schweiz im Spiegel archäologischer Funde, in: *Helvetia archaeologica* 41 (2010), S. 13–29, S. 13 und 23–26). Zudem verfügten zahlreiche Krieger über eine Körperpanzerung. Weiteres zur ungarischen Bewaffnung, Kampf- und Lebensweise bei DAIM (wie Anm. 5) sowie ANKE, Bodo/RÉVÉSZ, László/VIDA, Tivadar: *Reitervölker im Frühmittelalter*. Hunnen – Awaren – Ungarn (Archäologie in Deutschland: Sonderheft Plus) Stuttgart 2008.

7 »*Nam hostes non simul ibant, sed turmatim [...]*« (Casus sancti Galli continuatio I. Herausgegeben und übersetzt von Hans F. HAEFELE: Ekkehard IV.

- St. Galler Klostergeschichten [Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe X] Darmstadt 2013, S. 116).
- 8 Zu Wasserburg siehe HORN, Adam/MEYER, Werner (Hg.): Die Kunstdenkmäler von Schwaben 4. Stadt und Landkreis Lindau (Bodensee), München 1954, S. 502–504.
- 9 Siehe HAEFELE (wie Anm. 7), S. 114–116.
- 10 Siehe SCHMUKI, Karl: Der Einfall der Ungarn in Sankt Gallen im Jahre 926 in den Handschriften-schätzen der Stiftsbibliothek Sankt Gallen, in: Vogler, Werner/Csihák, György J. (Hg.): Die Ungarn und die Abtei St. Gallen, St. Gallen und Budapest 1999, S. 28–38 sowie weiteres bei BERSCHIN (wie Anm. 1).
- 11 Siehe HAEFELE (wie Anm. 7), S. 136–138.
- 12 Siehe SCHWARZ, Klaus: Der frühmittelalterliche Landesausbau in Nordost Bayern – archäologisch gesehen, in: Ausgrabungen in Deutschland. Gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1950–1975 (Sonderdruck), Mainz 1976, S. 338–409, S. 392–404 sowie ETEL, Peter: »Ungarnburgen – Ungarnrefugien – Ungarnwälle«. Zum Stand der Forschung, in: Thomas Bitterli-Waldvogel (Hg.): Zwischen Kreuz und Zinne. Festschrift für Barbara Schock-Werner zum 65. Geburtstag, Braubach 2012, S. 45–66, S. 46–53.
- 13 Hinweise zur Burgenbauordnung Heinrichs I. finden sich bei Widukind von Corvey: *Res gestae Saxonicae*. Herausgegeben und übersetzt von Ekkehart ROTTER und Bernd SCHNEIDMÜLLER, Stuttgart 2006, I, 35 und den *Miracula Sancti Wigberti*. Herausgegeben und übersetzt von Michael FLECK: *Leben und Wundertaten des heiligen Wigbert* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 67) Marburg 2010, V. Die dazugehörige Interpretation lässt sich bei ERDMANN, Claus: Die Burgenbauordnung Heinrichs I., in: *Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters* 6 (1943), S. 59–101 und BÜTTNER, Heinrich: Zur Burgenbauordnung Heinrichs I., in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 92 (1956), S. 1–17 nachlesen.
- 14 Die Burg hätte an einem wie von Gott ausgewählten Ort gestanden: Vom Fluss Sitter umflossen (*circa fluvium Sinttriaunum*), natürlich geschützt (*castelli natura*) und mit einem langen, schmalen Engpass bzw. Bergsporn (*locum autem longo collo et artissimo*). Ekkehard IV. fügt hinzu, dass die Burg in der unmittelbaren Umgebung der Abtei gelegen habe und dazwischen als erstes ein Berg zu überwinden gewesen sei, womit der Rosenberg am nordwestlichen Rand der heutigen Stadt St. Gallen gemeint sein könnte. Siehe HAEFELE (wie Anm. 7), S. 114–122.
- 15 Siehe WARTMANN, Hermann (Hg.): *Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen*, Zürich 1863–1955, II, 738.
- 16 Pernhartescellam war 898 durch Abt Salomo der Kirche St. Mangen inkorporiert worden (WARTMANN [wie Anm. 15], II, 716).
- 17 Näf benutzte Ramschwag nämlich als Anhaltspunkt zur geographischen Verortung der Waldburg (Kantonsarchäologie St. Gallen [KA SG], Dossier Häggenschwil).
- 18 THALER, Alexander: Die Waldburg, in: Reck, Josef (Hg.): *Geschichte der Gemeinde Häggenschwil*, Häggenschwil 1972, S. 25–27, S. 25.
- 19 FELDER, Gottlieb: *Die Burgen der Kantone St. Gallen und Appenzell. Erster Teil*, St. Gallen 1907, S. 27.
- 20 Für die Aufnahmen siehe KA SG, Dossier Häggenschwil.
- 21 Siehe SCHWARZ (wie Anm. 12), Beilage 40,6.
- 22 KA SG, Dossier Häggenschwil.
- 23 Für die freundliche Unterstützung, die zur Verfügung gestellten Ressourcen und die wertvolle Zeit bedanke ich mich herzlich bei der Kantonsarchäologin Dr. Regula Steinhäuser-Zimmermann.
- 24 Die Karte ist zu finden bei SCHWARZ (wie Anm. 12), Beilage 40,6.
- 25 Siehe THALER (wie Anm. 18), S. 25 und KA SG, Dossier Häggenschwil.
- 26 In der Lithographie von J. L. Meyer »Die Waldburg bei Bernhardzell« von 1876 war die Lücke bereits verzeichnet und könnte also schon sehr viel älter sein (KA SG, Dossier Häggenschwil). In den Aufzeichnungen von Gerold Meyer von Knonau im Jahr darauf könnte aber eine Aussage, dass der Weg den Wall »jetzt durchbricht« auf einen noch nicht allzu lange zurückliegenden Durchbruch hindeuten (MEYER VON KNONAU, Gerold: *St. Gallische Geschichtsquellen III. Ekkeharti (IV.) Casus sancti Galli*, St. Gallen 1877, S. 473).
- 27 SCHULZE-DÖRRLAMM (wie Anm. 6), S. 14.
- 28 Ekkehard spricht sowohl von Verhauen als auch von Gräben (HAEFELE [wie Anm. 7], S. 114 und 124).
- 29 Auf der Lithographie von J. L. Meyer »Die Waldburg bei Bernhardzell« von 1876 ist der Bach noch vorhanden, auf einer Luftaufnahme von 1935 ist er jedoch nicht mehr zu erkennen (KA SG, Dossier Häggenschwil).
- 30 HAEFELE (wie Anm. 7), S. 124.

- 31 Nach Ekkehard wurden die Kreuze, die Behälter mit den Totenverzeichnissen und der grösste Teil des Kirchenschatzes in die Kapelle gebracht (HAEFELE [wie Anm. 7], S. 114).
- 32 Siehe TREMP, Ernst: »Die Greise im Archiv« oder: Das Verhältnis der frühmittelalterlichen St. Galler Chronisten zum Klosterarchiv, in: Erhart, Peter (Hg.): Schatzkammer Stiftsarchiv St. Gallen. Miscellanea Lorenz Hollenstein, Dietikon 2009, S. 47-49, S. 47 f.
- 33 Weitere womöglich befestigte Orte wie Arbon und Bregenz werden im Zusammenhang mit den Ungarneinfällen nirgends erwähnt. Dazu kommt, dass Arbon zu Konstanz gehörte und Bregenz Sitz des konkurrierenden ansässigen Grafengeschlechts war (Historisches Lexikon der Schweiz [HLS] 1, S. 471-473 und HLS 2, S. 670 f.).
- 34 Siehe auch ERHART, Peter: Dem Gedächtnis auf der Spur. Das frühmittelalterliche Archiv des Klosters St. Gallen, in: Ders./Hollenstein, Lorenz (Hg.): Mensch und Schrift im frühen Mittelalter, St. Gallen 2006, S. 59-65.
- 35 Bei der Verteidigung dieser gut befestigten Pfalz gelang ihm die so bedeutsame Gefangennahme eines ungarischen Fürsten, woraufhin ein Waffenstillstand ausgehandelt und das sog. Burgenbauprogramm initiiert worden sein soll (siehe ROTTER/SCHNEIDMÜLLER [wie Anm. 13], I, 32).
- 36 Die Auflistung von Namen zahlreicher Grafen und Bischöfe in einem Brief des herzoglichen *consilium* (»Landtag«) im Jahre 924 in Zürich verweist auf die gefestigte Stellung des Herzogs und man darf annehmen, dass dieser zwei Jahre darauf mindestens mit der Unterstützung der damals Anwesenden rechnen konnte (der Brief ist ediert bei ESCHER, Jakob/SCHWEIZER, Paul [Hg.]: Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, Zürich 1888-1957, I, 188).
- 37 Ekkehard nennt die Brüder und die *familia*, worunter in diesem Fall noch keine bewaffnete Ministerialität gerechnet werden darf (HAEFELE [wie Anm. 7], S. 114). Als eingesetzte Waffen denkbar sind auch jene, welche als *dona annualia* jährlich an den König abgeliefert werden mussten (vgl. WARTMANN [wie Anm. 15], II, 706, S. 308, 36-37) und wahrscheinlich im Kloster selbst angefertigt wurden. Der St. Galler Klosterplan als vorstellbares Idealbild nennt hierzu Schwertfeger, Messerschleifer und Schildner.
- 38 HAEFELE (wie Anm. 7), S. 108-110.
- 39 Siehe hierzu auch BRADLER, Günther: Studien zur Geschichte der Ministerialität im Allgäu und in Oberschwaben, Göppingen 1973, S. 112-115.
- 40 HAEFELE (wie Anm. 7), S. 244.
- 41 Wenn man von maximal 80-100 Mönchen ausgeht, hätte das Waldburgplateau kaum Platz für eine noch grössere Anzahl Menschen gehabt, weshalb sich die Zahl wohl in Grenzen hält. Die Schätzung der Anzahl Mönche orientiert sich an einer Urkunde von 895, in welcher neben dem Abt 101 Mönche, Subdiakone, Diakone und Priester aufgeführt werden (WARTMANN [wie Anm. 15], II, 697, S. 299, 22-300, 8).
- 42 Heribald hatte sich nach dem Abzug der Ungarn ausserhalb des Klosters versteckt und machte sich anschliessend zur Waldburg auf, während Engilbert in Wiboradas Zelle nur noch deren Opfertod feststellen konnte (HAEFELE [wie Anm. 7], S. 120-122).
- 43 Zum Grossprojekt »Neugestaltung südliche Altstadt« siehe SCHINDLER, Martin Peter: Archäologischer Jahresbericht 2009, in: Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen 150 (2010), S. 111-124, S. 111-116 sowie RIGERT, Erwin/SCHINDLER, Martin Peter: Archäologie in Stiftsbezirk und südlicher St. Galler Altstadt. Der Befund, in: Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen 152 (2012), S. 23-44.
- 44 Einheimische Pfeilspitzen verfügten zur Befestigung am Pfeilschaft nicht über einen Dorn, sondern eine Tülle.
- 45 Dabei würde es sich um den ersten archäologischen Zeugen des Ungarneinfalls in St. Gallen handeln (RIGERT/SCHINDLER [wie Anm. 43], S. 40). Zur Diskussion über die Aussagekraft eines Pfeilspitzenfundes siehe SCHULZE-DÖRRLAMM (wie Anm. 5), S. 49-54 und eher kritisch WERTHER, Lukas: »... ipse locus ... a monachis inhabitatus ... ab Ungaris destructus ...«. Gewalt und Zerstörung im 10. Jahrhundert in Bayern im Spannungsfeld historischer und archäologischer Quellen, in: Heinrich-Tamáská, Orsolya (Hg.): Rauben, Plündern, Morden. Nachweis von Zerstörung und kriegerischer Gewalt im archäologischen Befund. Tagungsbeiträge der Arbeitsgemeinschaft Spätantike und Frühmittelalter. 6. Zerstörung und Gewalt im archäologischen Befund (Bremen, 5.-6.10.2011), Hamburg 2013, S. 233-263, S. 252-254 und 259-261.
- 46 Zu Augustinus' und anderen Ansätzen siehe HOLZEM, Andreas: Krieg und Christentum. Religiöse Gewalttheorien in der Kriegserfahrung des Westens. Einführung, in: Ders. (Hg.): Krieg und Christentum. Religiöse Gewalttheorien in der Kriegserfahrung des Westens, Paderborn u. a. 2009, S. 13-106, S. 25, 37 f., 58 f. und 62-64. Ebenso sind in der Benediktsregel

strikte Anordnungen zu finden (FAUST, Ulrich [Hg.]: *Benedicti regula*, Stuttgart 2011, IV,3/29-31/47/72).

47 Siehe PRINZ, Friedrich: *Fortissimus Abba*. Karolingischer Klerus und Krieg, in: Angerer, Joachim F./Lenzenweger, Josef (Hg.): *Consuetudinis Monasticae*. Eine Festgabe für Kassius Hallinger aus Anlass seines 70. Geburtstages, Rom 1982, S. 61-95, S. 78.

48 HAEFELE (wie Anm. 7), S. 114.

49 Siehe FAUST (wie Anm. 46), II,33-34.

50 HAEFELE (wie Anm. 7), S. 128 und 134-136.

51 Siehe auch SCHULZE-DÖRRLAMM (wie Anm. 6), S. 26.

52 HAEFELE (wie Anm. 7), S. 136.

53 Siehe HAEFELE (wie Anm. 7), S. 142-144.

54 Zum Rückgang der Urkundenproduktion siehe auch VOGLER, Werner: *Spuren der Ungarn im Sankt Galler Stiftsarchiv*, in: Ders./Csihák, György J. (Hg.): *Die Ungarn und die Abtei St. Gallen*, St. Gallen und Budapest 1999, S. 13-27, S. 14-16.

55 Siehe WARTMANN (wie Anm. 15), III,786 sowie *Monumenta Germaniae Historica* (MGH) SS 1, S. 78.

56 Siehe für die betreffende Urkunde MGH DD KI, 36.

Jürgen Klöckler

DAS KONSTANZER HEILIG-GEIST-SPITAL

Grundzüge seiner Entwicklung seit Gründung um
das Jahr 1220

Die Einrichtung von Spitälern (oder Hospitälern) im mittelalterlichen Europa fußte im Wesentlichen auf dem christlichen Gebot der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe. Man kann diese Einrichtungen in der Tat als »endgültige Institutionalisierung der Barmherzigkeit«¹ begreifen. Die leitende Idee der Versorgung in den mittelalterlichen Hospitälern war die *caritas* als Dienst am Kranken und an Bedürftigen jeglicher Art.² Eine Institutionalisierung dieser Idee stellte der 1198 von Papst Innozenz III. anerkannte, nicht-ritterliche Heilig-Geist-Orden dar, der sich »allein der Spitalpflege als Leitidee« verpflichtet hatte³. Dessen römisches Mutterhaus *hospitale S. Spiritus in Saxia* stand ab dem Jahr 1204 unter päpstlichem Schutz. Von Italien aus breitete sich der Orden sehr schnell in ganz Europa aus.

Ab dem 13. Jahrhundert verfügte fast jede Reichsstadt im Südwesten – und speziell im Bodenseeraum – über ein eigenes Spital, das oftmals nach dem Heiligen Geist als Namens- und Schutzpatron benannt war, freilich ohne dem gleichnamigen Spezialorden anzugehören⁴. Gemäß chronikalischer Überlieferung gab es in Konstanz innerhalb der Stadt bereits vor Gründung des Spitals zum Heiligen Geist⁵ zwei Hospitäler, nämlich ein um das Jahr 968 von Bischof Konrad I. für Pilger und zwölf Arme aus eigenen Mitteln im zehnten Jahrhundert errichtetes, sogenanntes Konrad-Spital sowie ein am Obermarkt gelegenes zweites Hospital, über das jedoch quellenmäßig keine näheren Informationen überliefert sind.⁶ Das baufällig gewordene Konrad-Spital wurde schließlich 1089 unter Bischof Gebhard III. verlegt.⁷ Das Spital draußen vor der Stadt, beim Augustinerchorherrenstift in Kreuzlingen gelegen, konnte jedoch Ende des 12. Jahrhunderts – nicht nur wegen seiner abseitigen Lage – nicht mehr den Anforderungen genügen, »die eine immer mehr wachsende Stadt auf sozialem Gebiet hatte«⁸. Es galt Kranke, Alte und Waisenkinder zu versorgen. Ein zunehmender Strom von Pilgern, Bettlern, Kaufleuten und viel »fahrendes Volk« ergoss sich durch die aufstrebende Stadt – soziale Probleme schienen vorprogrammiert, Lösungen waren von Nöten.

Unter diesen zeittypischen Gegebenheiten und den offensichtlichen sozialen Notwendigkeiten erfolgte in der Bischofsstadt die Gründung des Spitals zum Heiligen Geist um das Jahr 1220⁹ durch die beiden »vom Feuer der Nächstenliebe entflammten«¹⁰ Bürger Ulrich Blarer und Heinrich von Bitzenhofen. Als Standort diene das damals an den See grenzende Marktgestade, die heutige Marktstätte. Blarer hatte dort ein zinsiegenes Grundstück eingebracht, auf dem er zusammen mit Heinrich von Bitzenhofen einen steinernen Neubau nach dem Bautyp eines Spitals¹¹ hatte errichten lassen. Eine rechtliche Abhängigkeit des Spitals von den beiden Gründerfamilien oder deren Sonderstellung wurde damit aber nicht begründet.¹² Freilich scheint die Gründung einer Fürsorgeeinrichtung eng mit der ersten Erwähnung eines Rates im Jahr 1215¹³ verknüpft. Offenbar gerieten damals karitative Institutionen verstärkt in den Fokus bürgerlicher Aktivitäten, und zwar je schwächer die kommunale Selbstverwaltung entwickelt war und je vehementer die bischöflich-stadtherrliche Intervention bremste.¹⁴ Vermutlich hatte Bischof Konrad II. von Tegerfeld den wohl unter Kaiser Friedrich II. wenige Jahre zuvor eingerichteten Rat wieder stärker in seine Gewalt gezwungen. Gleichzeitig bestätigte der Konstanzer Bischof in einem Stiftungsbrief aus dem Jahr 1225, der eigentlichen »Grün-

Abb. 1: Bischöfliche Bestätigungsurkunde der Stiftung des Konstanzer Spitals, 1225 ohne Tag (StadtA Konstanz)



dungsurkunde« des Spitals,¹⁵ die Einrichtung der Fürsorge-Institution mit Kapelle, eigener Geistlichkeit und eigenem Friedhof. Das Spital bildete somit eine von keiner anderen Konstanzer Kirche abhängige, eigene Pfarrgemeinde. Alle mit dem Spital verbundenen Menschen gehörten dieser neuen Personalpfarre an.¹⁶

Bischof Konrad II. privilegierte die spitälische Laiengemeinschaft der »Armen Christi« (*pauperes Christi*) als Träger und übertrug die eigentliche Verwaltung der Einrichtung den städtischen Rats-Vertretern (*aliqui, qui sunt civitatis consilium*).¹⁷ Formal war das Spital als Körperschaft selbstständig und privilegiert, doch war es verwaltungsmäßig dem Rat zum Schutz und zur Förderung unterstellt, der spätestens Ende des 13. Jahrhunderts endgültig¹⁸ und in Eigenverantwortung die beiden Pfleger ernannte. Es handelte sich damals eben nicht um eine Stiftung im heutigen Sinn, sondern um eine Körperschaft.¹⁹ In der körperschaftlichen Konstruktion einer Laiengemeinschaft, die letztmals quellenmäßig im April 1405²⁰ vor ihrer nicht datierbaren Auflösung nachzuweisen ist, liegt die organisatorische Grundlage der seit 800 Jahren bestehenden engen Verbindungen zwischen dem Spital und der Stadtgemeinde. Die Grundzüge der Entwicklung des ab spätestens 1300 als selbständige Anstaltsstiftung²¹ zu bezeichnenden Konstanzer Heilig-Geist-Spitals sollen nachfolgend quellengestützt²² dargestellt werden.

DIE EINRICHTUNG DES SPITALS UM DAS JAHR 1220

Wie kann die Errichtung eines Spitals in Konstanz im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts interpretiert werden? Offensichtlich boten Spitälern »einen gewissen Ersatz« für eine erst schwach entwickelte kommunale Selbstverwaltung.²³ Sie wurden im 13. Jahrhundert zum Grundstein und Ausgangspunkt bürgerlicher Autonomie. Besondere Attraktivität gewannen Spitälern für Personen oder Gruppen aus der städtischen Kaufmannschaft, die sich gegen die Stadtherrschaft etwa des Bischofs oder aber gegen die allmählich sich herausbildende Herrschaft des Rates (und damit der Patrizier) auflehnten. Deren Dienst für die Armen kann aus diesem Blickwinkel nicht nur als Werk der Barmherzigkeit, sondern auch als »ein Mittel zum Aufbau von Klientel-Patronage-Beziehungen« gedeutet werden.²⁴ Die Sorge um das Gemeinwohl legitimierte und erweiterte politische Einflussmöglichkeiten. Die bürgerliche Gründung von Spitälern war in der Regel ein Akt der Emanzipation der städtischen Kaufmannschaft von Patriziat wie Bischof.

Bereits ab dem 10. Jahrhundert verfügte die Stadt über einen eigenen Markt, dessen Gründung auf Bischof Salomo III. (890–919) zurückzuführen ist.²⁵ Es entstand wohl planmäßig ein Markt- und Kaufleuteviertel zwischen der Stephanskirche und dem Obermarkt, das später durch eine Stadtmauer geschützt wurde. In staufischer Zeit entstanden neue Märkte, der alte Marktplatz an der St. Stephanskirche verlor an Bedeutung und wurde bis auf kleine Reste überbaut. Im Zuge der Stadterweiterung an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert errichtete man wiederum neue Märkte: Einen Platzmarkt am Ober-

markt und weiter südlich eine als Straßenmarkt unmittelbar am Seeufer eingerichtete Fläche, das zuvor bereits genannte Marktgestade. Genau dort wurde nun um 1220 auch das Spital zum Heiligen Geist, »dem Tröster der Armen und Kranken«²⁶, errichtet und zwar – wenig verwunderlich – von Kaufleuten.

Konstanz hatte sich seit dem 10. Jahrhundert allmählich zur Fernhandelsstadt entwickelt, die über gute Beziehungen in den norditalienischen Raum verfügte, insbesondere nach Mailand. Die auf Textilien – nämlich die in Italien geschätzte *tela di Costanza* – spezialisierte Handelsstadt errichtete schließlich ab 1388 ein großes Kauf- und Stapelhaus am See,²⁷ unmittelbar östlich an das Spital grenzend. Das Gebäude wird heute als »Konzil« bezeichnet, obwohl darin im Rahmen einer spätmittelalterlichen Kirchenversammlung (1414–1418) lediglich das mit der Wahl des Römers Oddo Colonna zum Papst (Martin V.) am 11. November 1417 endende Konklave stattfand, während das Konzil als Kirchenversammlung ansonsten ausschließlich im Münster tagte. Durch den Fernhandel und den Anschluss an die Fernverbindungen war Konstanz seit dem Hohen Mittelalter immer mehr zum Ziel von Kaufleuten und Pilgern, aber auch von Hilfsbedürftigen und Vaganten geworden. Für das Armenwesen der Stadt spielte das Heilig-Geist-Spital eine herausgehobene Rolle.

DAS SPITAL ALS WIRTSCHAFTSFAKTOR

Das Konstanzer Spital entwickelte sich bald nach seiner Gründung zu einer vermögenden Institution. Durch Schenkungen, Vermächtnisse und Jahrzeitstiftungen vieler um ihr Seelenheil besorgter Christen gelangte umfangreicher Grundbesitz und weitere Rechte wie Zehnt- oder Zinsberechtigungen an das Spital. Wiesen, Felder, Wälder, Rebflächen, auch Lehnshöfe in 149 Orten rund um den Bodensee – mit einem deutlichen Schwerpunkt im nördlich des Sees gelegenen Linzgau²⁸ – bildeten die wirtschaftliche Grundlage des Spitals. In der Regel wurden die Verpflichtungen gegenüber dem Spital in Form von Naturalien und nicht in Form von Geld abgegolten. Eine einzigartige Quelle ist das im Stadtarchiv Konstanz erhaltene älteste Zinsbuch des Spitals, das vor dem Jahr 1386 begonnen wurde und bis ins Jahr 1422 reicht. Das nach Orten gegliederte, auf Pergamentblättern beschriebene Zinsbuch enthält die Namen der zinspflichtigen Personen und – nach deren Tod – die Namen der Nachfolger.²⁹

Als Arbeitgeber war das Spital ein nicht unwichtiger Faktor in der Stadt: Es wird vermutet, dass im Mittelalter rund 50 Personen direkt im Spital arbeiteten. Wohl »einige hundert Menschen«³⁰ waren es, die indirekt etwa auf den Spitalhöfen ein Auskommen fanden. Über die bedeutendsten Ämter verfügten die Pfleger und der Spitalmeister. In der Regel amtierten auf der obersten Hierarchieebene zwei Pfleger, die bis 1370 ausschließlich den ratsfähigen Konstanzer Geschlechtern entstammten.³¹ Grundlage bildete die sogenannte Pflerschaftsverfassung, die den wachsenden Einfluss der Bürgerschaft wi-

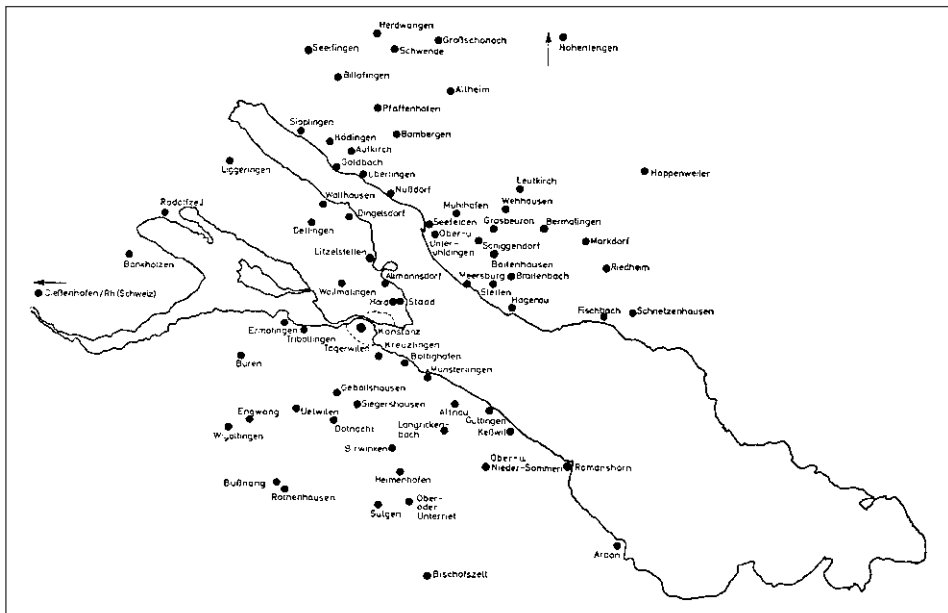


Abb. 2: Die Besitzungen des Konstanzer Heilig-Geist-Spitals bis zur ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (StadtA Konstanz)

derspiegelte. Der Rat konnte bereits im Laufe des 13. Jahrhunderts die komplette Pflerschaft über das Spital übernehmen und die Verwaltung in die Hände von Pflegern legen, die er selbst ernannte.³² Die Verantwortung der Pfleger erstreckte sich neben der inneren wie äußeren Ordnung auf die Kontrolle, Aufsicht und Durchführung sämtlicher vermögensrechtlicher Angelegenheiten.

Der Spitalmeister³³ hingegen, der über eine eigene Kammer beziehungsweise Wohnung im Gebäudekomplex verfügte, war für sämtliche Bewohner wie Beschäftigten die oberste Gewalt vor Ort. Er übte die volle Haus- und Strafgewalt aus. Schon bald wurde er vom Rat der Stadt ernannt, der damit über eine entscheidende Kontrollmöglichkeit verfügte. Seine wichtigsten Helfer waren Amtsleute, mit denen er sich immer sonntags beriet. Als Schlüsselgewaltiger verteilte er auch das Almosen. In der Rechnungslegung der Einnahmen und Ausgaben war er den beiden Pflegern rechenschaftspflichtig. Zudem hatte der Spitalmeister die zahlreichen Besitzungen im Bodenseeraum zu kontrollieren; längere Reisen standen daher oft an.

Um den Spitalmeister zu entlasten, wurde anfangs des 16. Jahrhunderts das Amt des Säckelmeisters geschaffen, der für Finanzangelegenheiten und Naturalabgaben zuständig zeichnete. Die Hofmeister auf den großen Höfen des Spitals unterstützten den Spitalmeister bei der Verwaltung der Güter. Ein Schreiber tritt uns ab 1369 entgegen, der ab 1490 schließlich ebenfalls vom Rat ernannt wurde. Alle Berichte und Rechnungen liefen bei ihm zusammen, er führte die Rechnungsbücher, die Zins- und Kopalbücher, aber auch das Korn- und Weinbuch. Der Kornmeister wiederum beaufsichtigte das Kornhaus, in dem verschiedene Getreidearten lagerten. Getreide spielte in der mittel-



Abb. 3: Gemälde von Nikolaus Hug von 1851: Das Konstanzer Heilig-Geist-Spital auf der Markstätte (Rosgartenmuseum Konstanz)

terlichen Ernährung eine zentrale Rolle. Der Kellermeister wiederum füllte eine besondere Stellung innerhalb des Spitals aus. Das Amt wird schon sehr früh in den Quellen erwähnt, weshalb die Spitalkellerei Konstanz als »älteste, noch bestehende Stiftungskellerei«³⁴ in ganz Deutschland³⁵ gilt – mit den beiden Lagen Konstanzer Sonnenhalde und Meersburger Halttau. Für die Kelterung der dort gewonnenen Trauben war der Kellermeister ebenso wie für die Lagerung des spitälischen Weins in den vier großen Kellern des Gebäudes zuständig. Er trug Verantwortung für die korrekte Verteilung des Weins an die Pfründner, Handwerker, Amtsleute, an das Gesinde und an das Personal. Wein galt in der Naturalwirtschaft des Mittelalters als Zahlungsmittel, das gemeinhin problemlos akzeptiert wurde. Schließlich unterstanden dem Spitalmeister auch der Küchenmeister und der Keller, ersterer für die Küche, letzterer für die Versorgung verantwortlich.³⁶

Zu unterscheiden ist das in den Quellen auch als großes Spital oder auch als Mehrerspital bezeichnete Heilig-Geist-Spital von der 1299 als Kleinspital an der Rheinbrücke gegründeten bischöflichen Stiftung, über die in diesem Zusammenhang nicht weiter berichtet werden wird. Es handelte sich vermutlich um eine bischöfliche Gegenründung,³⁷ die vom Domkapitel geleitet wurde und wahrscheinlich in erster Linie für die Versorgung des bischöflichen Umfeldes gedacht war.³⁸

Der Gebäudekomplex des Spitals an der Markstätte fiel am 29. Januar 1398 einem von der Vorstadt Stadelhofen sich ausbreitenden Stadtbrand zum Opfer;³⁹ freilich konnten bereits im Oktober 1403 der Neubau des Spitals und der Kirche samt zweier Altäre

eingeweiht werden.⁴⁰ Ausgestattet mit den beiden Altarpfründen übten fortan wieder zwei Leutpriester unter dem Patronat des Rates die Pastoration im Spital aus. Hatte doch bereits im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts der Spitalpfleger Heinrich Goldast die notwendigen Mittel für die pastorale Betreuung eines zweiten Altars dem Spital gestiftet.⁴¹

Auch während der Konzilszeit war das Spital voll belegt, wenngleich es weder in der Richental-Chronik⁴² noch in der mediävistischen Forschung⁴³ Erwähnung findet.

DIE REFORMATION

Im Zuge der Reformation, die ab 1526 in Konstanz Einzug hielt, wurde das Spital auf Anordnung des Rates vom Februar 1538⁴⁴ in das von den Mönchen verlassene Dominikanerkloster auf der Insel verlegt.⁴⁵ Doch 1539 zogen lediglich die armen und kranken »Siechen« und die Verwaltung, nicht aber die Pfründner des »oberen Spitals« in das zuvor renovierte Gebäude auf der Insel um.⁴⁶ Für den Umbau war auch Baumaterial aus der Mauer verwendet worden, die den unteren Münsterhof bis dato umschlossen hatte.⁴⁷ Nun wurde das Armenwesen neu geregelt: Betteln wurde verboten. Die Sozialfürsorge als solche zog der Rat ganz an sich und kontrollierte sie. Die Organisation oblag dem Spital und dem Raiteamt.⁴⁸ Der Bezug von städtischen Almosen wurde an einen sittsamen Lebenswandel gebunden und ebenfalls streng kontrolliert. Das Raiteamt verteilte Nahrungsmittel an Arme und trug die Kosten für Ärzte und Medikamente; langwierig und schwer Erkrankte wurden hingegen ins Spital überwiesen, ebenso Waisen- und Findelkinder.



Abb. 4: Konstanzer Stadtansicht mit gekennzeichnetem Spitalkomplex auf der Marktstätte aus dem Jahr 1733 (StadtA Konstanz)

In der Reformationszeit wurde das Siegel geändert. Nicht mehr das ab 1259 verwendete »Bild des hl. Geistes, eine aufrecht schwebende Taube mit ausgebreiteten Flügeln und mit Heiligenschein um den Kopf«⁴⁹, sondern ein Kreuz mit doppeltem Querbalken zierte nun das Spitalsiegel – heraldisch links neben dem städtischen Wappen bis zum heutigen Tag platziert.

REKATHOLISIERUNG DER VORDERÖSTERREICHISCHEN LANDSTADT AB 1548

Von der von Österreich erzwungenen Rekatholisierung der Stadt nach 1548 konnte das Spital erneut mittelbar Nutzen ziehen. Zwischen 1580 und 1649 wurden in rund 30 Prozent der in Konstanz verfassten Testamente Vermächtnisse zugunsten wohlthätiger Stiftungen getätigt. Von diesen wiederum entfielen knapp 20 Prozent auf das Spital.⁵⁰ Auch in dieser Epoche konnte das Spital somit seinen Besitz und seine diversen Rechte mehren und ausdehnen. Nachdem die Dominikaner aus ihrem Exil in Steißlingen wieder in die Stadt zurückgekehrt waren, zog das Spital in das alte und beengte Gebäude an der Marktstätte zurück, wo es für weitere rund 300 Jahre untergebracht sein sollte. Die theresianischen und josephinischen Spital-Reformen des späten 18. Jahrhunderts verpufften in Konstanz wirkungslos.⁵¹

DIE ZÄSUR VON 1812: UMZUG INS AUGUSTINERKLOSTER

Kaum ein anderes Ereignis hat tiefere Spuren in der Geschichte des Spitals hinterlassen als der Umzug von der Marktstätte ins ehemalige Augustinerkloster zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Längere Zeit hatte man sich bereits auf die Suche nach einem größeren Gebäude gemacht, da nicht mehr alle Armen, Kranken und Pfründer im Spital an der Marktstätte aufgenommen werden konnten.⁵² Nach 600 Jahren sollte es erst die Säkularisation von Kirchengut ermöglichen, einen ehemaligen Klosterkomplex um zu nutzen. Die Augustinermönche tauschten das Gebäude gegen eine lebenslange Sicherung des Lebensunterhalts samt einer Leibrente für die noch verbliebenen vier Mönche ein. Rechtsgrundlage war der »ewige Vitalitiumsvertrag« vom 20. Mai 1802⁵³. In dem ehemaligen Kloster standen 13 Krankenzimmer mit rund 60 Betten zur Verfügung. Wichtiger als der reine Umzug in ein neues Gebäude war freilich eine vom badischen Staat verordnete Neuorganisation des Stiftungswesens.

Durch Erlass des Karlsruher Innenministeriums vom 17. Dezember 1810 wurde eine Vereinigung sämtlicher in der Stadt bestehender mildtätigen Stiftungen bzw. Anstalten⁵⁴ mit der Spitalstiftung verfügt. Davon waren das Raite-, Hofstatt- und Tannen-



Abb. 5:
Das Konstanzer
Augustinerkloster
im 18. Jahrhundert
(StadtA Konstanz)

amt, die Nicolaistiftung und die städtische Armenanstalt betroffen.⁵⁵ Einerseits führte die Vereinigung zwar zu einer Vermehrung des Vermögens der Spitalstiftung, andererseits brachte sie aber auch neue Verpflichtungen vor allem im Rahmen der Armenfürsorge mit sich. Die Spitalstiftung hatte fortan die Armen der Stadt mit geldlichen Almosen zu unterstützen⁵⁶ oder aber in vielen Fällen den Mietzins zu bezuschussen oder zu stunden⁵⁷. Vor allem die städtischen Unterschichten, in der Mehrzahl Katholiken, gerieten in erhebliche materielle Abhängigkeit, die zusammen mit der Grenzlage von Konstanz am »letzten Zipfele« des neuen Großherzogtums Baden mit zu einer Stagnation der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt beitrug. Als qualifizierte Arbeitskräfte fielen die vom Spital alimentierten Menschen weitgehend aus. Vor allem liberale Kräfte argumentierten, dass durch die von der Spitalstiftung getragene soziale Absicherung das traditionelle, kleinteilige Wirtschaften perpetuiert werde: Das Almosen verhindere Mobilität und wirtschaftliches Umdenken.⁵⁸ Ein Entzug der Unterstützung werde hingegen zu einer Verhaltens-, Denk- und Lebensänderung zwingen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die seit dem Mittelalter betriebene Naturalwirtschaft endgültig zugunsten der Geldwirtschaft aufgegeben worden. Die Rechte und Zehnten des Spitals wurden in den folgenden Jahrzehnten allmählich gegen Geldzahlungen abgelöst, die Lehnhöfe in bäuerlichen Eigenbesitz umgewandelt. Neben den zahlreichen Grundstücken sammelte die Spitalstiftung daher im Lauf der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in erheblichem Umfang Kapital an, das Begehrlichkeiten wecken musste.

1820 wurde die Institution der Stiftungsvorstände im Großherzogtum Baden eingeführt, die eine relativ autonome Geschäftsführung einschließlich der Kontrolle der

Rechner und Verwalter gewährleistete.⁵⁹ Der katholische Stadtpfarrer war nun automatisch – und zwar unbefristet – Vorsitzender des Stiftungsvorstandes. Auch die Wahl der Kommissionsmitglieder erfolgte auf Lebenszeit. Das führte fast zwangsläufig zu einer Überalterung und Erstarrung des Gremiums in den nächsten Jahrzehnten. Die Folgen wurden in der Konstanzer Zeitung der Öffentlichkeit verdeutlicht: »Bei der jetzigen Einrichtung können die Stiftungsvorstände über ganz bestimmte Normen nicht hinaus. [...] Gerade die jetzigen Stiftungsverwaltungen verfahren in solchen Dingen mit einer Pedanterie, die ins Aschgraue geht; lieber lassen sie nutzlose Ueberschüsse sich anhäufen, als daß sie vom Buchstaben der Vorschrift abweichen.«⁶⁰

Das liberale Bürgertum strebte daher konsequent die personelle Mehrheit im Stiftungsvorstand, dessen Vorsitz sowie eine Änderung der Geschäftsordnung an.⁶¹ Dieser kommunalpolitische Kampf sollte fast 50 Jahre dauern und erst 1867 entschieden werden.

DER KAMPF UM DAS STIFTUNGSVERMÖGEN

Zu Beginn der 1860er Jahre spitzte sich der Streit zwischen liberalen und katholisch-konservativen Kräften in der Stadt zu: Zankapfel war neben der Problematik der Konfessionsschule vor allem die Stiftungsfrage. Die unter dem Dach der Spitalstiftung seit Beginn des 19. Jahrhunderts »vereinigten Stiftungen« unterstützten, ernährten und pflegten aus den Erträgen des Stiftungseigentums – also den Kapitalanlagen, Grundstücken und Immobilien – die Armen, Alten und Pflegebedürftigen der Stadt.⁶² Die Liberalen hofften, mit einer unter städtischer Kontrolle stehenden Spitalstiftung die regionale Wirtschaft, insbesondere öffentliche und private Investitionen, ankurbeln zu können. Für sie war das Stiftungsvermögen de facto totes Kapital, das eine äußerst geringe Rendite von kaum zwei Prozent abwarf. Das musste sich in ihren Augen ändern, während die Masse des katholischen Kleinbürgertums und die Unterschichten – nicht gänzlich uneigennützig – daran kein Interesse haben konnten.

Mit der Wahl des vormaligen Stiftungsverwalters zum neuen Konstanzer Bürgermeister vom 11. Oktober 1866 konnte die Neuordnung der Spitalstiftung in Angriff genommen werden: Mit großem Elan ging Max Stromeyer (1830–1902)⁶³ an die planmäßige Veränderung der Stadt. Dreh- und Angelpunkt war die Umgestaltung der Machtverhältnisse in der Spitalstiftung.⁶⁴ Mit Erlass vom 30. März 1867⁶⁵ legte die großherzoglich-badische Regierung die »Verwaltung des Spitals in die Hände der Bürgerschaft von Konstanz als solcher. Diese Verfügung ist motivirt« – so der Kommentar der Konstanzer Zeitung – »durch den Hinweis auf die Thatsache, daß nach Ursprung und Geschichte das Spital keine kirchlich-konfessionelle, sondern eine reine Gemeinde-Anstalt ist und in diesem Sinne noch bis zum Jahre 1820 durch einen Ausschuß des städtischen Rathes verwaltet wurde; die Genußberechtigten gehörten nicht nur verschiedenen Pfarreien sondern auch verschiedenen Konfessionen an.«⁶⁶

Das Kernelement der Verfügung betraf die zukünftige Zusammensetzung des Verwaltungsrats. Rein städtisch wurde er bereits ab Ende April 1867 mit dem Bürgermeister, drei Stadträten und drei Bürgerausschussmitgliedern besetzt. Der zuvor erhebliche Einfluss der sich lokal zunehmend ultramontan ausrichtenden katholischen Kirche auf die Spitalstiftung war für jedermann in der Stadt sichtbar gebrochen, ein Sieg, den Max Stromeier mit seiner durch den Freiburger Bistumsverweser Lothar von Kübel nach dreimaliger Ermahnung ausgesprochenen Exkommunikation⁶⁷ zwei Jahre später bezahlen sollte.

Unmittelbar nach der städtischen Übernahme wurden die verschiedenen Funktionen des Spitals, nämlich die Armen-, Alters- und Krankenversorgung, voneinander getrennt. Zügig sollten je eigene Häuser für diese drei unterschiedlichen Bereiche geschaffen werden. 1868 wurde im Gemeinderat die Auflösung des alten Komplexes des Spitals beschlossen; das Gebäudeensemble stand zur Veräußerung und wurde schließlich auf Abbruch verkauft. Lediglich die Augustinerkirche, die heutige Dreifaltigkeitskirche, blieb als einziger Teil des ehemaligen Klosterensembles erhalten. Der Bau eines neuen Krankenhauses wurde rechtsrheinisch in Petershausen betrieben, das Gebäude am Luisenplatz konnte bereits 1872 eingeweiht werden.

DAS BADISCHE STIFTUNGSGESETZ VON 1870

Mit dem neuen badischen Stiftungsgesetz vom 5. Mai 1870 wurde die Verwaltung der Spitalstiftung schließlich gänzlich dem Stadtrat übertragen. Dort heißt es in Paragraph 14 zu den weltlichen Ortsstiftungen: »Die Verwaltung besorgt in den Gemeinden regelmäßig der Gemeinderath«⁶⁸, nachdem im vorangegangenen Paragraphen bestimmt worden war: »Das Vermögen dieser Stiftungen darf mit dem Gemeindevermögen nicht vermischt, sondern muß durch die dazu berufenen Organe gesondert verwaltet werden«,⁶⁹ nämlich durch den Stiftungsrat unter Vorsitz des Bürgermeisters⁷⁰.



Abb. 6: Der 1872 erfolgte Neubau des Konstanzer Krankenhauses – des späteren Altersheims ‚Gütle‘, Aufnahme um 1875 (StadtA Konstanz)

KRANKENVERSORGUNG IM 20. JAHRHUNDERT

Im Zuge eines rasanten Wachstums der Stadt galt das neue Krankenhaus in Petershausen schon 20 Jahren nach Bezug als zu klein und veraltet. Nach zweijähriger Bauzeit konnte am 18. Juni 1900 der Neubau des Krankenhauses belegt werden. Die Moderne hatte Einzug gehalten: elektrische Beleuchtung und Warmwasserheizung machten das über eine Kapazität von 120 Betten verfügende Haus zu einem Vorzeigeobjekt. Jetzt gab es auch eine Perspektive für die »Pfründ- und Pflegeanstalt« im »Gütle«: Von der Gottlieb-er Straße im Stadtteil Paradies konnte die Einrichtung rechtsrheinisch in das alte Krankenhaus am Luisenplatz umziehen – und zwar unter Beibehaltung des alten Namens.⁷¹

Bedingt durch die während des Ersten Weltkrieges steigenden Verwundetenzahlen, erhielt das Krankenhaus einen Erweiterungsbauteil – genannt »West 1917«. Das Gebäude wurde zudem in den Jahren 1928/29 nach erneutem Erreichen der Kapazitätsgrenzen aufgestockt. Die Spitalstiftung hatte bereits 1920 das bis dato privat geführte »Säuglingsheim« übernommen und führte es ab 1932 unter der Bezeichnung »Städtisches Säuglings- und Kleinkinderkrankenhaus« weiter. Schließlich wurde 1949 die Frauenklinik eröffnet, wenige Jahre später ein neues Infektionsgebäude.

Die Stadt wuchs in der Nachkriegszeit schnell. Mit Gründung einer Universität ab Mitte der 1960er Jahre setzte sich diese Entwicklung nochmals beschleunigt fort. Eine Sanierung und Erweiterung der bestehenden Gebäude des Krankenhauses kam in den von Fortschrittsoptimismus geprägten 1960er Jahren nicht mehr infrage. Unter dem sozialdemokratischen Finanzdezernenten und Bürgermeister Willy Weilhard (1915–1999)⁷² begann man einen zeittypischen Neubau zu planen, der statt 120 nunmehr über rund 550 Betten verfügen sollte. Die verschiedenen medizinischen Teilbereiche sollten endlich unter einem Dach zusammengefasst werden. Spatenstich für den Krankenhausneubau war der 29. Juli 1966, das Klinikum konnte als »Schwerpunkt-Krankenhaus I. Ordnung« schließlich zu Beginn des Jahres 1972 bezogen werden.⁷³ Jahrzehntelang sollte es als Akutkrankenhaus der Zentralversorgung und als Lehrkrankenhaus der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg dienen.⁷⁴

VERSORGUNG ALTER, ARMER UND PFLLEGEBEDÜRFTIGER MENSCHEN

Das Spital hatte seit seiner Gründung auch die Aufgabe, für die Versorgung alter, armer und pflegebedürftiger Menschen zu sorgen. Daher lebte im Spital, neben den Kranken, auch immer eine stattliche Anzahl an sogenannten »Pfründnern«, eingeteilt in Unter-, Mittel- und Oberpfründner. Für das Jahr 1786 verfügen wir über Zahlen: Damals hielten sich 15 Ober-, 43 Mittel- und 50 Unterpfründner im Spital auf.⁷⁵ Wer über Geld und Besitz verfügte, kaufte sich als Ober- oder zumindest Mittelpfründer ins Spital ein.

Das brachte manche Annehmlichkeit. Die Oberpfründner etwa bewohnten im oberen Stockwerk beheizbare Einzelzimmer, Dienstpersonal inklusive. Fast selbstverständlich hatten sie bei Krankheit auch das Recht, sich in der oberen Krankenstube pflegen zu lassen. Die Verpflegung war reichlich, ausgewogen und in der Regel gut. Fleisch und Wein gehörten von Sonntag bis Donnerstag zum festen Speiseplan. Da nahmen sich die Lebensverhältnisse der mittellos-armen Unterpfründner bescheidener aus: Fleisch gab es nur am Sonntag, Mehlspeisen überwogen, die Unterbringung war nicht luxuriös, der Aufenthalt weit weniger bequem.

Die topographische Zäsur von 1812 brachte für diese Personengruppe freilich vorerst keine wesentlichen neuen Verhältnisse. Die sogenannte Pfrundanstalt wurde aus dem Spitalgebäude an der Marktstätte in den Westflügel des ehemaligen Augustinerklosters verlegt. Eine Dreiklassengesellschaft mit drei verschiedenen »Tischen« blieb bestehen. In der Tendenz lässt sich für das 19. Jahrhundert festhalten, dass die vermögenslosen Pfründner verstärkt zu leichten Arbeitsleistungen wie Botengängen und Straßenkehren eingeteilt wurden. Erst mit der Übernahme der »vereinigten Stiftungen« durch die Stadt folgte eine räumliche Veränderung: 1869 wurde neue Statuten für die Pfrundanstalt als Teil des Spitals erlassen. Eine räumliche Separierung von Kranken, Armen und Alten war in Planung – erstmals seit Bestehen des Spitals.

Von einem Privatier wurde 1871 ein großes Mehrfamilienhaus, das sogenannte »Gütle«, im Stadtteil Paradies erworben und zu einer Pfrund- und Armenanstalt umgebaut. Der demographische Faktor bedingte, dass bereits 1901 diese Einrichtung in das durch einen Neubau ersetzte alte Krankenhaus am Luisenplatz im Stadtteil Petershausen umzog. Der Name »Gütle« wurde auf das alte Krankenhausgebäude übertragen. Doch schon nach dem Ersten Weltkrieg erwiesen sich die Verhältnisse im »Gütle« wiederum als viel zu beengt. So erwarb die Spitalstiftung unmittelbar nach der Hyperinflation von 1923 die Häuser Talgartenstraße Nr. 2 und 4. Nur fünf Jahre später folgte ein Haus in der Schützenstraße, 1952 der umgenutzte Hebelhof⁷⁶, Mitte der 1950er Jahre schließlich ein Anwesen am Lutherplatz.

Nicht nur im Krankenhausbereich, sondern auch bei der Altenpflege brachten die optimistischen 1960er Jahre eine strategische Weichenstellung. Die weitere Zersplitterung der Versorgung sollte durch großzügige Neubauten begrenzt werden. Durch zwei umfangreiche Erbschaften konnte die Spitalstiftung ein Grundstück in der Schützenstraße erwerben sowie einen Erweiterungstrakt des Altenheims Talgarten realisieren, der Ende der 1970er Jahre bezogen werden sollte. Bereits 1967 war die Übernahme des Feierabendheims gelungen, das ab 1963 auf Initiative von Oberbürgermeister Bruno Helmle (1913–1996)⁷⁷ auf der Grundlage einer Hilfs- und Spendenaktion der Konstanzer Bürgerschaft errichtet worden war. Über eine Million DM waren damals zusammengekommen, immerhin rund ein Fünftel der Gesamtkosten. In seinen Lebenserinnerungen berichtet Helmle über die Zustände im alten »Gütle« Mitte der 1950er Jahre: »Was ich dort sah, übersteigt meine größten Befürchtungen. Es ist einfach unbeschreiblich.«⁷⁸

Mit der Übernahme des Feierabendheimes war die Spitalstiftung endgültig zum größten Träger der geschlossenen Altenhilfe in der Stadt geworden.⁷⁹ Im Jahr 1990 folgte schließlich die Inbetriebnahme des Luisenheims. Bisheriger Schlusspunkt bildet seit 2004 das Pflegeheim Urisberg, welches das alte Feierabendheim und die Pflegeabteilung Klinik West ablöste.

ZUSAMMENFASSUNG UND PERSPEKTIVE

Laut Satzung der Spitalstiftung vom 15. Februar 1979 dient die Spitalstiftung vier Zwecken: erstens der »Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege« vor allem in Form des Unterhalts des Krankenhauses, zweitens dem Unterhalt und Betrieb von Pflege- und Altenheimen, drittens der »Leistung von Personal- und Sachkosten« für die Dreifaltigkeitskirche und schließlich viertens der Bezuschussung von Pflegekosten sowie dem Unterhalt der Gräber von Stiftern.⁸⁰ Die Summe sämtlicher Vermögenswerte belief sich damals auf über 111 Millionen Deutsche Mark.

Der Grundbesitz betrug um 1980 insgesamt 307,25 Hektar (ha), verteilt auf die Gemarkungen Konstanz (255,22 ha), Allensbach (29,08 ha), Meersburg (11,51 ha), Oberuhldingen (0,31 ha) und Kreuzlingen (11,13 ha).⁸¹ Gegliedert nach den Zweckbestimmungen der Grundstücke verteilten sich die 307,25 ha auf das Krankenhaus (8,62 ha), die Altenheime (8,54 ha), die Dreifaltigkeitskirche (0,14 ha), den Rebbau (18,42 ha), den Spitalwald (169,99 ha) und das allgemeine Grundvermögen (107,64 ha).⁸²

Heute ist die Spitalstiftung ein wichtiger Akteur im Bereich der kommunalen Daseinsfürsorge: der Altenpflege und -betreuung sowie als mittelalterlichem Relikt: des Weinbaus. Die Spitalstiftung Konstanz ist eine kommunale Stiftung des öffentlichen Rechts; der Zweck der gemeinnützigen Stiftung, die von einer Stiftungsverwaltung gesteuert wird, besteht heute – laut Angaben des Internetauftritts – »in der Öffentlichen Gesundheitspflege, auch mittelbar durch Beteiligungen, sowie in Nebeneinrichtungen wie Wohnraum für das Personal. Persönliche Hilfe, Pflege und Betreuung für alte Menschen gewähren die Pflegeeinrichtungen«⁸³, nämlich die Häuser Urisberg, Talgarten, Salzberg, das Luisenheim und der Ambulante Pflegedienst. Die Spitalstiftung ist zudem mit vier Vertretern in der Holding des Gesundheitsverbundes des Landkreises Konstanz präsent, zu der das Klinikum Konstanz seit 13. Dezember 2012 gehört.

Erst mit Satzungsänderung vom 20. Oktober 2011 war das möglich geworden: In Paragraph zwei der Satzung aus dem Jahr 2007 wurde formuliert: »Die Förderung der Öffentlichen Gesundheitspflege kann auch erfüllt werden a) indem die Spitalstiftung als Gesellschafterin an einem Klinikverbund beteiligt ist, der der Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege dient und der das Klinikum Konstanz betreibt, b) durch den Betrieb eines Medizinischen Versorgungszentrums [...]. Das Medizinische Versorgungszentrum kann auch in der Organisationsform einer gemeinnützigen GmbH als Eigengesellschaft

der Stiftung oder als Beteiligung einer Nachfolgerin des Eigenbetriebs Klinikum Konstanz betrieben werden.«⁸⁴ Als Organe der Stiftung werden der Gemeinderat der Stadt als Stiftungsrat und der Oberbürgermeister als Vorsitzender des Stiftungsrates definiert. Das um das Jahr 1220 gegründete Spital ist heute als Spitalstiftung eine »rechtsfähige örtliche Stiftung des Öffentlichen Rechtes«⁸⁵ mit Sitz in Konstanz, wie im ersten Paragraphen der aktuell gültigen Satzung formuliert wurde.

Welche Perspektiven ergeben sich für die Spitalstiftung aus ihrer Entwicklung seit dem Mittelalter? Zweifellos hat die Herauslösung des Klinikums im Dezember 2012 zu einem fühlbaren Identitätsverlust der Spitalstiftung geführt. Durch diverse Vorkommnisse der letzten Jahre, die medial im regionalen wie nationalen Rahmen aufbereitet wurden, hat sowohl das Fremd- als auch das Selbstbild Schaden genommen. Diese Situation könnte zu einer Neuausrichtung der Spitalstiftung genutzt werden. Zufriedenheit des Personals und der Klientel sowie eine bessere Präsenz in der städtischen Gesellschaft dürfte die Bereitschaft der Konstanzer Bürgerschaft zu weiterem Engagement etwa durch Zustiftungen fördern. Voraussetzungen wären eine Neuformulierung der Spitalsatzung, eine Neudefinition des Images nach außen wie innen (»Stiftungsethik«) und eine Neufassung der Stiftungskommunikation unter dem Stichwort »Marke Spitalstiftung«.

Ziel sollte sein, dass sich die Konstanzer Bürgerschaft mit der Spitalstiftung und ihren Produkten einschließlich des Spitalweins wieder besser identifizieren und – wie vom Mittelalter bis in die Neuzeit – mit Stolz auf diese kommunale Einrichtung blicken könnte, die sich schlussendlich bis heute in den eigenen Händen befindet. Im Jahr 2025 wird – bezugnehmend auf die »Gründungsurkunde« des Jahres 1225 – die Spitalstiftung auf eine 800-jährige Geschichte zurückblicken können.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Jürgen Klöckler, Stadtarchiv Konstanz, Benediktinerplatz 5a, D-78467 Konstanz,
Juergen.Kloeckler@konstanz.de

ANMERKUNGEN

1 U[TA] LINDGREN: Hospital, in: Lexikon des Mittelalters, Band 5, München 2002, Sp. 133–137, hier Sp. 133.

2 NEITHARD BULST: Zur Geschichte des spätmittelalterlichen Hospitals. Eine Zusammenfassung, in: Sozialgeschichte mittelalterlicher Hospitäler. Hg. von NEITHARD BULST und KARL-HEINZ SPIESS (Vorträge und Forschungen, 65) Ostfildern 2007, S. 312.

3 GISELA DROSSBACH: Bild und Text im »Liber Regulae« des römischen Hospitals von Santo Spirito

in Sassia, in: BULST/SPIESS: Sozialgeschichte (wie Anm. 2) S. 126.

4 WOLFGANG W. SCHÜRLE: Das Hospital zum Heiligen Geist in Konstanz. Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte des Hospitals im Mittelalter (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, 17) Sigmaringen 1970, S. 29.

5 Zur Geschichte des Konstanzer Spitals vgl. NORBERT FROMM/MICHAEL KUTHE/WALTER RÜGERT: »... entflammt vom Feuer der Nächstenliebe«. 775 Jahre Spitalstiftung Konstanz, Konstanz 2000 sowie

zusammenfassend: WALTER RÜGERT: »... entflammt vom Feuer der Nächstenliebe«, in: Spitalstiftung Konstanz (Hg.): Spitalstiftung Konstanz 775 Jahre, Konstanz 2000, S. 5–19.

6 Vgl. dazu weiter: SCHÜRLE: Hospital (wie Anm. 4) S. 22 ff.

7 Vgl. den Artikel »Konrad-Spital« in: HEINZ GÜNTHER HEER: Geschichtlich-topographisches Lexikon der Stadt Konstanz, Band I, Konstanz 2006, S. 351.

8 HELMUT MAURER: Konstanz im Mittelalter. I. Von den Anfängen bis zum Konzil (Geschichte der Stadt Konstanz, 1) Konstanz 1989, S. 126.

9 In der Konstanzer Chronistik wird zumeist das Jahr 1220 genannt. Vgl. etwa die Chronik des Gregor Mangolt [1548], wo es heißt: »Im Jar 1220 hat er /: ohne Zweifel Conradus:/ confirmiert die Stiftung des Spitals Costantz«; StadtA Konstanz A I 4, p. 101. Anders hingegen die Dacher-Chronik, wo die Stiftung des Spitals auf das Jahr 1225 datiert wird; SANDRA WOLFF: Die »Konstanzer Chronik« Gebhart Dachers. »By des Byschoffs zyten volgiengen disz nachgeschriben ding und sachen ...« Codex Sangallensis 646: Edition und Kommentar (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, XL) Ostfildern 2008, S. 325 f.

10 *igne caritatis accensi*; dritte Zeile von oben im Stiftungsbrief für das Spital aus dem Jahr 1225 (ohne Tag); StadtA Konstanz U 7386 (Großformat).

11 Weiterführend: ULRICH CRAEMER: Das Hospital als Bautyp des Mittelalters, Köln 1963.

12 SCHÜRLE: Hospital (wie Anm. 4) S. 101 f.

13 In einem Sühnebrief des Abtes Berthold von St. Gallen im Streit zwischen Bischof Eberhard II. und der Konstanzer Bürgerschaft vom 29. November 1255 heißt es: »Die burger hant den rat abe gelan und stat in dem rehte alse vor vierzic jarin, e ie rat hie wrde.« Zitiert nach KONRAD BEYERLE: Grundeigentumsverhältnisse und Bürgerrecht im mittelalterlichen Konstanz. Eine rechts- und verfassungsgeschichtliche Studie mit einem Urkundenbuche und einer topographischen Karte. Zweiter Band: Die Konstanzer Grundeigentumsurkunden der Jahre 1152–1371, Heidelberg 1902, S. 44. Ebenfalls publiziert in: Thurgauisches Urkundenbuch. Redigiert von FRIEDRICH SCHALTEGGER, Dritter Band, Frauenfeld 1919, S. 88 ff. sowie in: Urkunden der Abtei Sanct Gallen. Teil III. Bearbeitet von HERMANN WARTMANN, St. Gallen 1882, S. 708 ff.

14 MATHIAS KÄLBLE: Sozialfürsorge und kommunale Bewegung. Zur Bedeutung von Hospitälern für die politische Gruppenbildung in der Stadt, in: BULST/

SPIESS: Sozialgeschichte (wie Anm. 2) S. 237–271, hier S. 246.

15 StadtA Konstanz U 7386 (Großformat). Für den edierten Wortlaut der lateinischen Urkunde vgl.: Die Chroniken der Stadt Konstanz. Hg. von PH[ILIPP] RUPPERT, Konstanz 1891, S. 298 ff.; PH[ILIPP] RUPPERT: Konstanzer Geschichtliche Beiträge. Drittes Heft, Konstanz 1892, S. 20 f.; KONRAD BEYERLE: Grundeigentumsverhältnisse (wie Anm. 13) (Urkunde Nr. 10) S. 15 f.

Ein Abdruck und eine Übersetzung ins Neuhochdeutsche findet sich in: Der Neubau der Spitalkellerei Konstanz. Festschrift zur Einweihung, Konstanz [um 1980], S. 32 und S. 37 (Übersetzung). Faksimile der Urkunde in: MAURER: Konstanz (wie Anm. 8) S. 127.

16 FROMM/KUTHE/RÜGERT: Entflammt (wie Anm. 5) S. 62.

17 RUPPERT, Chroniken (wie Anm. 15) S. 299; BEYERLE, Grundeigentumsurkunden (wie Anm. 13) S. 15.

18 SCHÜRLE: Hospital (wie Anm. 4) S. 125.

19 Ebd. S. 27.

20 In einem Kaufbrief vom 27. April 1405 werden dem Spitalmeister Hans Aigner *im namen und an stat gemain bruderschaft desselben Spitals ze Costentz* zwei Wiesen bei Hödingen verkauft; StadtA Konstanz U NSpA 138.

21 Rezension von DIETMAR-H. VOGES, in: Archivalische Zeitschrift 68 (1972) S. 199.

22 Grundlage ist der Bestand N (Spitalverwaltung Konstanz) des Stadtarchivs Konstanz, der in Akten und Bände gegliedert ist: MICHAEL KUTHE: Repertorium N – Spitalverwaltung Konstanz, masch. 451 plus 132 Seiten (Akten plus Bände), Konstanz 1975, so dann der Bestand U (Urkunden): MICHAEL KUTHE: Konstanzer Urkunden, Teil IX, Ergänzungsband Neues Spitalarchiv 1264–1858, masch. 258 Seiten (plus Auswertung der spitälischen Kopialbücher 54 Seiten), Konstanz 2010 und der Bestand S II Abteilung XVI Stiftungen: MICHAEL KUTHE: Repertorium S II Abt. Stiftungen. Spitalstiftung, weltliche Ortsstiftungen, Distriktstiftungen, masch. 430 Seiten, Konstanz 1975. Die neueren Akten der Spitalverwaltung sind noch unverzeichnet, freilich ist ein Aktenplan der Spitalverwaltung vorhanden (zitiert: StadtA Konstanz Spitalver.)

23 KÄLBLE, Sozialfürsorge (wie Anm. 14) S. 270.

24 Ebd. S. 271.

25 Vgl. dazu JÜRGEN KLÖCKLER/RALPH RÖBER: Zur Entwicklung des Konstanzer Marktwesens im Mittel-

alter, in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 34 (2006) S. 249–272.

26 WILLY WEILHARD: Die Spitalstiftung in Vergangenheit und Gegenwart, in: Konstanzer Almanach 14 (1968) S. 4–10. Hier S. 5.

27 Vgl. dazu weiter: Das Konstanzer Kaufhaus. Ein Beitrag zu seiner mittelalterlichen Rechtsgeschichte. I. Darstellung von HEINZ KIMMIG. II. Quellen bearbeitet von HEINZ KIMMIG und PETER RÜSTER (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, 6) Lindau/Konstanz 1954

28 Rund 60 Prozent entfielen auf den Linzgau, zwölf Prozent auf die nähere Umgebung (vor allem auf den Bodanrück, aber auch im restlichen Hegau) und elf Prozent auf den Thurgau; FROMM/KUTHE/RÜGERT: Entflammt (wie Anm. 5) S. 12.

29 StadtA Konstanz N Band 119a (alte Signatur: A IX Band 6).

30 FROMM/KUTHE/RÜGERT: Entflammt (wie Anm. 5) S. 13.

31 Ebd. S. 34.

32 SCHÜRLE: Hospital (wie Anm. 4) S. 103.

33 Eine Namensliste der Spitalmeister von 1301 bis 1500 findet sich bei: SCHÜRLE: Hospital (wie Anm. 4) S. 135–140.

34 <http://www.spitalkellerei-konstanz.de/stiftung.html> (Aufruf vom 11. August 2015).

35 Der Neubau und die Erweiterung der an der Brückengasse gelegenen Spitalkellerei erfolgte freilich erst 1977/78. Vgl. dazu: WILLY WEILHARD: Neubau der Spitalkellerei – ein weiterer Höhepunkt spitalischer Investitionen, in: Der Neubau [um 1980], S. 4–13

36 FROMM/KUTHE/RÜGERT: Entflammt (wie Anm. 5) S. 35 ff.

37 SCHÜRLE: Hospital (wie Anm. 4) S. 38.

38 Vgl. den Artikel »Kleines Spital« in: HEER: Lexikon (wie Anm. 7) S. 334.

39 MAURER: Konstanz (wie Anm. 8) S. 245.

40 Vortragsmanuskript [von Bürgermeister Hermann Schneider?] vom 12. März 1954, S. 4; StadtA Konstanz Spitalverwaltung 10/12.

41 Die entsprechende Urkunde (StadtA Konstanz U NSpA 14) lässt sich auf die Jahre zwischen 1319 und 1346 datieren. Darin ist die Schenkung des Kellhofs in Sipplingen mitsamt den Einnahmen aus Naturalien und an Geld an das Spital dokumentiert. Heinrich Goldast verfügte in der lateinisch niedergeschriebenen Urkunde sinngemäß: »Aus den Einkünften soll ein Priester unterhalten werden, der täglich

auf dem Altar im unteren Teil des Spitals die Messe feiern und das kanonische Stundengebet verrichten soll«; MICHAEL KUTHE: Konstanzer Urkunden, Teil I 1204–1401, Konstanz [2009], S. 66.

42 In der Richental-Chronik werden lediglich die *caplan* [...] zû dem spital erwähnt und zwar im Rahmen der feierlichen Eröffnung am 5. November 1414; ULRICH RICHTENTAL: Chronik des Konzils zu Konstanz 1414–1418. Faksimile der Konstanzer Handschrift. Mit einem kommentierten Beiheft von JÜRGEN KLÖCKLER, Darmstadt 2013, 14^f.

43 Im Standardwerk zur Geschichte des Konstanzer Konzils taucht das Spital nicht auf: WALTER BRANDMÜLLER: Das Konzil von Konstanz 1414–1418. Band I: Bis zur Abreise Sigismunds nach Narbonne, Paderborn ²1999 sowie DERS.: Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Bd. II: Bis zum Konzilsende, Paderborn 1998.

44 Für den Wortlaut des Beschlusses vgl. das Ratsbuch 1537–1545; StadtA Konstanz B I 43, p. 36.

45 MICHAEL KUTHE: Vorbericht, in: Ders: Repertorium N, S. I.

46 SCHÜRLE: Hospital (wie Anm. 4) S. 99.

47 WOLFGANG DOBRAS: Konstanz zur Zeit der Reformation, in: Martin Burkhardt/Ders./Wolfgang Zimmermann: Konstanz in der frühen Neuzeit. Reformation, Verlust der Reichsfreiheit, österreichische Zeit (Geschichte der Stadt Konstanz, 3) Konstanz 1991, S. 74.

48 DOBRAS: Konstanz (wie Anm. 46) S. 99.

49 Vortragsmanuskript [von Bürgermeister Hermann Schneider?] vom 12. März 1954, S. 3; Stadtarchiv Konstanz Spitalverwaltung 10/12.

50 Vgl. dazu weiter: WOLFGANG ZIMMERMANN: Rekatholisierung, Konfessionalisierung und Ratsregiment. Der Prozeß des politischen und religiösen Wandels in der österreichischen Stadt Konstanz 1548–1637 (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, 34) Sigmaringen 1994, S. 204 f.

51 ALEXANDER KLEIN: Armenfürsorge und Bettelbekämpfung in Vorderösterreich 1753–1806 unter besonderer Berücksichtigung der Städte Freiburg und Konstanz (Forschungen zur oberrheinischen Geschichte, Bd. XXXVIII) Freiburg 1994, S. 324. Vgl. auch den Exkurs: »Die josephinische Spitalreform in Konstanz« S. 252–261.

52 FROMM/KUTHE/RÜGERT: Entflammt (wie Anm. 5) S. 16.

53 Abschrift in: StadtA Konstanz S IIa Nr. 2990.

- 54 Vgl. dazu ausführlich: PH[ILIPP] RUPPERT: Die vereinigten Stiftungen der Stadt Konstanz, Konstanz [1892].
- 55 FROMM/KUTHE/RÜGERT: Entflammt (wie Anm. 5) S. 16 sowie LISA FOEGE: Wessenbergs Herzenskind. Geschichte einer sozialen Fürsorgeinstitution in Konstanz (Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz, 17) Konstanz 2014, S. 47 f.
- 56 Vgl. die Akte »Wöchentliches Almosen an Geld« [1824–1867]; StadtA Konstanz S II Nr. 20579.
- 57 Vgl. die Akte »Hauszins bezahlte an hiesige Stadtarmen 1849–1863«; StadtA Konstanz S II Nr. 20578.
- 58 GERT ZANG: Konstanz in der großherzoglichen Zeit. 1. Restauration, Revolution, liberale Ära 1806 bis 1870 (Geschichte der Stadt Konstanz, 4.1) Konstanz 1994, S. 294 f.
- 59 GERT ZANG: Die Bedeutung der Auseinandersetzung um die Stiftungsverwaltung in Konstanz (1830–1870) für die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung der lokalen Gesellschaft. Ein Beitrag zur Analyse der materiellen Hintergründe des Kulturkampfes, in: DERS. (Hg.): Provinzialisierung einer Region. Zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in der Provinz, Frankfurt/Main 1978, S. 307–373, hier S. 319 f.
- 60 So die Ausführungen des Konstanzer Bürgermeisters Max Stromeyer. Vgl. den Artikel »Verhandlungen des volkswirtschaftlichen Vereins für den Seekreis in dessen zweiter Versammlung zu Ueberlingen«, in: Konstanzer Zeitung Nr. 257 vom 9. November 1865.
- 61 ZANG: Bedeutung (wie Anm. 59) S. 351.
- 62 RALF SEUFFERT: Konstanz. 2000 Jahre Geschichte. Konstanz 2. überarb. Aufl. 2013, S. 150.
- 63 Zur Biographie vgl. die Personalakte StadtA Konstanz S II Nr. 1114 sowie den Artikel »Stromeyer, Max« in: HEINZ GÜNTHER HEER: Geschichtlich-topographisches Lexikon der Stadt Konstanz, Band 2, Konstanz 2006, S. 648 f.
- 64 ZANG: Konstanz (wie Anm. 58) S. 303.
- 65 Der Erlass Nr. 4179 wurde durch Verfügung des Bezirksamts vom 13. April 1867 (Nr. 4352) an die Stadtverwaltung weitergeleitet mit der Aufforderung, die Wahlen durchzuführen; »Einladung zur Wahl der Verwaltungsrathsmitglieder der Spitalstiftung Konstanz«, Konstanzer Zeitung Nr. 90 vom 19. April 1867.
- 66 »Aus Stadt und Land – Konstanz«, in: Konstanzer Zeitung Nr. 89 vom 18. April 1867.
- 67 SCHÜRLE: Hospital (wie Anm. 4) S. 115.
- 68 Gesetz: die Rechtsverhältnisse und die Verwaltung der Stiftungen betreffend, in: Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogthum Baden Nr. XXXIII vom 14. Mai 1870, S. 399–412, hier S. 403.
- 69 Ebd. (Paragraph 13).
- 70 Paragraph 25, ebd., S. 407.
- 71 Vgl. dazu weiter: Badisches Stiftungsgesetz mit den Vollzugsvorschriften für weltliche und israelitische kirchliche Stiftungen. Amtliche Ausgabe. Karlsruhe 1905.
- 71 FROMM/KUTHE/RÜGERT: Entflammt (wie Anm. 5) S. 70.
- 72 Willy Weilhard (1915–1999) geboren in Emmendingen; 1935 Abitur in Freiburg; danach Reichsarbeitsdienst und Wehrdienst; Ausbildung für den gehobenen Verwaltungsdienst an der Verwaltungsschule in München, danach Kriegsdienst; amerikanische Kriegsgefangenschaft; seit Ende 1945 Mitarbeiter der Stadtverwaltung Emmendingen; 1950–1964 Leiter der städtischen Finanzverwaltung in Emmendingen; am 24. März 1964 auf Vorschlag des Freiburger Regierungspräsidenten Anton Dichtel angesichts der »labilen Finanzverhältnisse der Stadt Konstanz« – ohne öffentliche Ausschreibung der Stelle – zum Ersten Beigeordneten gewählt; 1964–1981 Bürgermeister und Finanzdezernent in Konstanz. Unter seiner Federführung wurde der Neubau des Krankenhauses (1967–1971) realisiert, die Dreifaltigkeitskirche (1965) erneuert, die Haltungen als spitälisches Gasthaus (1969) ausgebaut, ein Sozialzentrum im Stockackergebiet (1973) errichtet, der Bau des Freibads Jakob (1974) angegangen, der Neubau der Spitalkellerei (1977) durchgeführt und die Eissporthalle Konstanz/Kreuzlingen (1978) realisiert. Vgl. den Artikel: WHK [Kürzel]: Er brachte die Finanzen in Ordnung. Bürgermeister Weilhard feiert heute seinen 80. Geburtstag, in: Südkurier – Ausgabe K – vom 29. April 1995. Vgl. weiter: TOBIAS ENGELSING: Machtbewußter Kämmerer und erfolgreicher Bauherr. Alt-Bürgermeister Willy Weilhard 83jährig gestorben, in: Südkurier – Ausgabe K – vom 26. Februar 1999.
- 73 Vgl. dazu weiter: WILLY WEILHARD: Krankenhausneubau der Spitalstiftung Konstanz schafft modernste klinische Einrichtungen für das Oberzentrum Konstanz, in: Konstanzer Almanach 18 (1972) S. 4–15.
- 74 MARTIN STUKE: Das Klinikum Konstanz. Ein Dienstleistungszentrum für die Stadt und die Re-

gion, in: Spitalstiftung Konstanz 775 Jahre (wie Anm. 5) S. 30–35.

75 FROMM/KUTHE/RÜGERT: Entflammt (wie Anm. 5) S. 74.

76 Das Seniorenwohnheim Hebelhof war aus dem Mädchenpensionat der jüdischen Schwestern Anna und Irma Wieler hervorgegangen. Vgl. dazu weiter: BIRGIT LOCKHEIMER: Das Mädchenpensionat der Schwestern Wieler, in: TOBIAS ENGELSING: Das jüdische Konstanz. Blütezeit und Vernichtung, Konstanz 2015, S. 109 f.

77 Bruno Helmle hat (zumindest für die Zeit bis 1945/47 nicht unproblematische) Lebenserinnerungen hinterlassen: DERS.: Erinnerungen und Gedanken eines Oberbürgermeisters, Konstanz 1990. Zu seiner Tätigkeit als Finanzbeamter vgl.: JÜRGEN KLÖCKLER: Von Mannheim nach Konstanz. Der Finanzbeamte Bruno Helmle im Nationalsozialismus und der unmittelbaren Nachkriegszeit, in: »Arisierung« und »Wiedergutmachung« in deutschen Städ-

ten. Hg. von CHRISTIANE FRITSCHKE und JOHANNES PAULMANN, Köln 2014, S. 163–203.

78 HELMLE: Erinnerungen (wie Anm. 77) S. 76.

79 FROMM/KUTHE/RÜGERT: Entflammt (wie Anm. 5) S. 75.

80 Satzung der Spitalstiftung vom 15. Februar 1979; StadtA Konstanz S IIa Nr. 2910.

81 THEO R. LINDNER: Die Spitalstiftung in ihrem geschichtlichen Auftrag, in: Der Neubau der Spitalkellerei Konstanz (wie Anm. 15) S. 38.

82 Ebd. S. 39.

83 <http://www.spitalstiftung-konstanz.de/stiftung/geschichte.html> (Zugriff am 12. August 2015).

84 Als Teil des Ortsrechts der Stadt Konstanz ist die »V/2 Satzung der Spitalstiftung Konstanz« zugänglich unter: <http://www.konstanz.de/rathaus/ortsrecht/03650/00049/index.html> (Zugriff am 13. August 2015)

85 Ebd.

Thomas Martin Buck

EIN BUCH PRÄGT DIE ERINNERUNG

Die Konzilschronik des Ulrich Richental als
multipler Text

Wer in Konstanz über Ulrich Richental spricht¹ und dies – überdies – noch im Rahmen eines bemerkenswert lange und aufwändig zelebrierten öffentlichen Konzilsjubiläums tut, muss wissen, dass er über einen Zeit- und Augenzeugen spricht, der bis heute die Erinnerung an das Konzil wie kein anderer prägt und bestimmt. Das heißt nicht, dass er die wichtigste und zuverlässigste Quelle ist, aber es heißt, dass wir das historische Geschehen teilweise noch heute durch seine Augen sehen. Wie sehr dies der Fall ist, hat Andreas Bihrer am 29. Mai 2014 im Rahmen einer Tagung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg zu den Rahmenbedingungen und der Rezeption des Konstanzer Konzils ausdrücklich betont².

Der Kieler Mediävist hatte in seinem Vortrag zum Thema »Eine Feier ohne den Hausherrn? Der Konstanzer Bischof und das Konzil« zu Recht die provokative Frage aufgeworfen, ob denn das Konzil ohne den geistlichen Hausherrn stattgefunden habe. Er meinte damit den damals amtierenden Ortsbischof Otto III. von Hachberg (1410–1434)³. War es doch schon der älteren Forschung – und an dieser Stelle ist vor allem der Münchener Kirchenhistoriker Hermann Tüchle (1905–1986) zu erwähnen – aufgefallen, dass der Konstanzer Bischof während des Konzils eine sehr randständige Rolle spielte⁴. Das gilt jedenfalls für die erhaltene quellenmäßige Überlieferung, die nahezu nichts von ihm berichtet.

HISTORIOGRAPHIE ALS NACHTRÄGLICHE PERSPEKTIVENVERENGUNG

Spielte Otto also tatsächlich, wie Tüchle 1964 formulierte, während des Konzils »keine besondere Rolle«⁵ oder war er, wie es in der 2014/15 stattfindenden Alltagsausstellung mit dem Titel »Konstanz um 1414 – Städtischer Alltag zur Zeit des Konzils« im

Konstanzer Rosgartenmuseum auf einer Schautafel hieß, wirklich ein »unauffälliger Bischof«? Nur einmal, und zwar im Zusammenhang eines Predigt- und Messeverbots für Jan Hus, ist in einer der wichtigsten Quellen, nämlich der Konstanzer Konzilschronik Ulrich Richentials, vom Ortsbischof die Rede⁶. Und hier liegt, wie Bihrer ausführte, das Problem, berichtet Richental, der gewissermaßen die volkssprachliche Hauptquelle des Konzils bildet, aufgrund der städtisch-bürgerlichen Perspektive, die sein Werk einnimmt, doch nahezu nichts über Bischof Otto.

Die ältere Forschung hat daraus – und wie Bihrer meint: vorschnell – geschlossen, dass Otto für die meiste Zeit des Konzils in der Stadt nicht anwesend war, also dem Konzilspapst, der bekanntlich in seiner Bischofspfalz am oberen Münsterhof residierte, Platz machte bzw. aus der Stadt verschwand und erst nach dem Konzil wieder zurückkehrte⁷. Ob das wirklich der historischen Wahrheit entspricht, wissen wir freilich nicht. Bihrer geht jedenfalls davon aus – und er stützt sich dabei auf die Urkundenüberlieferung bzw. auf die Bischofsregesten – dass Otto während der Kirchenversammlung in der Stadt logierte, also durchaus präsent war⁸. Es gab also kein Konzil ohne den Bischof.

Otto von Hachberg ließ jedenfalls, wie man im Jahr 2014 in der Großen Landesausstellung zum Konzilsjubiläum im Konstanzer Kaufhaus sehen konnte, nachweislich eigene Münzen herstellen⁹, die Pfalz im Vorfeld des Konzils umbauen bzw. renovieren¹⁰ – und war, wie der Kuriale und spätere Bischof von Teramo, Giacomo Cerretani, in seinem *Liber gestorum* berichtet, sowohl beim Adventus des Konzilspapstes am 28. Oktober wie auch bei der Ankunft des Königs am 24. Dezember 1414 persönlich gegenwärtig¹¹. Er wird auch in den erhaltenen Teilnehmerlisten geführt.

Wir müssen und können die Frage, ob und inwiefern Otto auf der Konzilsbühne tatsächlich präsent war, hier freilich nicht entscheiden. Aber das kleine Beispiel zeigt doch, wie sehr die Sicht des Chronisten unsere Perspektive auf das Konzil bis heute bestimmt bzw. – um es noch schärfer zu formulieren – dominiert und determiniert¹². Historiographie fungiert hier offenbar als nachträgliche Perspektivenverengung. Man kann sogar von einer erinnerungspolitischen Dominanz des Chronisten sprechen, die so weit geht, dass die Frage, was vom Constantiense übrig bliebe, wenn wir Richental und seine Chronik nicht besäßen, durchaus berechtigt ist.

Wir sollten uns also nichts vormachen: Wir sehen – und das gilt vor allem für die berühmten Illustrationen der Chronik – das Konstanzer Konzil immer noch primär durch die Augen Richentials. Es ist weithin seine Perspektive, die bis heute unsere Wahrnehmung auf das historische Ereignis bestimmt. Das ist umso erstaunlicher, als Richental der älteren Forschung nicht gerade als herausragender Historiker galt¹³. Dennoch hat der Chronist die städtische Konzilsmemoria bis heute maßgeblich bestimmt und geprägt.

Das heißt nicht, dass wir auf die einzigartige Quelle künftig als Grundlage für unsere Forschung verzichten oder ihre Bedeutung für die Erfassung des konziliaren Geschehens in der Bodenseestadt relativieren oder gar nivellieren wollen. Das geht schon deshalb nicht, weil es eine zentrale, eine wichtige, eine singuläre Quelle ist, auf die wir

weder verzichten wollen noch können. Wir sollten aber wissen, dass es sich um eine zwar wertvolle und, rezeptions- und wirkungsgeschichtlich betrachtet, höchst einflussreiche, aber doch *selektive* Sicht der Dinge handelt, die unser kollektives Gedächtnis bis heute massiv beeinflusst bzw. dominiert.

Das bedeutet: Richental liefert ein wirkmächtiges Bild, aber kein Abbild des Konzils. Das tut zwar keine Geschichtsschreibung. Jede historische Erkenntnis ist als retrospektive Erkenntnis selektiv, sie wählt aus, fokussiert und perspektiviert. Aber das im Falle Richentals noch einmal ausdrücklich zu betonen, ist doch – angesichts einer zunehmenden Popularisierung und Aktualisierung des Konzils¹⁴ – wichtig, weil es sich um eine zentrale Quelle handelt, die in der Gefahr steht, überschätzt und überbewertet zu werden. Aufgrund der, wie dies Johannes Helmuth und Heribert Müller genannt haben, »ikonischen Plastizität« der Chronik¹⁵ entsteht jedenfalls vielfach der Eindruck, der Chronist habe das Konzil so geschildert, wie es tatsächlich war.

Man denke hier etwa an die »realistischen« Konstanzer Marktszenen, die Pastetenbäcker, das »große Tier«, die Verbrennung von Jan Hus usw.¹⁶ Man glaubt, wenn man die Chronik im Faksimile oder im Original durchblättert, im Rankeschen Sinne zu sehen und zu erfahren, »wie es eigentlich gewesen«. Aber das ist eine Illusion. Gerade das letzte Beispiel, die Verfolgung und Hinrichtung von Jan Hus, zeigt, dass Richental keineswegs immer »die« Wahrheit erzählt, sondern ein bestimmtes Bild lanciert bzw. bestimmte Vorstellungen evoziert. Von Hus erzählt er beispielsweise eine Fluchtgeschichte, die ein Gericht kolportiert, das vermutlich nicht der historischen Wahrheit entspricht¹⁷, aber im zeitgenössischen Konstanz eine wichtige Funktion erfüllte, nämlich einen zum Tode verurteilten »Häretiker« im Nachhinein zu diskreditieren.

Dasselbe gilt für den Konzilspapst Johannes XXIII. Diesen lässt Richental bekanntlich im Eingang der Chronik auf dem Arlberg in den Schnee fallen und einen berühmten Ausspruch tun, der seiner Stellung unangemessen und vermutlich so nie gefallen ist¹⁸. Die moderne Forschung zur Geschichtsschreibung des Mittelalters hat deshalb zu Recht betont, dass die vormodernen historiographischen Werke nicht unmittelbar zu den »Fakten« führen, sondern u. a. auch eine »Botschaft« vermitteln, wir sie also neu und anders »lesen« müssen, wenn wir sie hinsichtlich ihrer Intention tatsächlich verstehen wollen. Ihre Aussagen sind in jedem Fall differenziert und mit Vorsicht aufzunehmen.

Auf unseren Chronisten bezogen, heißt das: Der Chronist präsentiert, wie jeder moderne Historiker auch, *seine* Sicht der Dinge. Diese sollten wir selbstverständlich zur Kenntnis nehmen, aber nicht absolut setzen, sondern als das nehmen, was sie ist: ein historiographisches Verständnisangebot unter vielen, das wir kritisch hinterfragen und reflektieren müssen. In beiden genannten Fällen – bei Johannes XXIII. und bei Jan Hus – ging es letztlich darum, Personen, über die auf dem Konzil kontrovers diskutiert wurde, nachträglich zu diskreditieren bzw. die Urteile, die das Konzil über sie gefällt hatte, im Nachhinein zu sanktionieren bzw. zu legitimieren. Geschichtsschreibung bietet ja im-

mer eine ex-post-Darstellung. Sie kann nachträglich Urteile fällen, die den Zeitgenossen aufgrund ihrer Verstrickung in die Ereignisse so noch nicht möglich waren.

Wir halten deshalb fest, dass die Chronik nicht die »ganze Wahrheit«, sondern nur eine mögliche Sicht der Dinge bietet. Es gibt noch viele andere Quellen, die über das Konzil zu Konstanz berichten und, wollte man ein vollständigeres Bild erhalten, vergleichend herangezogen werden müssten. Der gelehrte Konzilsteilnehmer Guillaume Filastre (1348–1428) nimmt in seinen *Gesta concilii Constanciensis* beispielsweise eine völlig andere Perspektive auf das Ereignis ein. Sein *Diarium* zählt zu den wichtigsten Quellen des Konzils, bietet jedoch – im Gegensatz zu Richental – eine Innensicht des konziliaren Geschehens¹⁹.

DAS KONZIL ALS GESCHICHTSBILDFORMENDES »MEDIENEREIGNIS«

Die Frage, die sich stellt, lautet also: Warum hat sich gerade Richental so massiv und so anhaltend durchgesetzt? Was machte sein Werk so attraktiv, dass es bis heute nachwirkt und den Konzilsdiskurs, aber auch die kollektive Konzilsmemoria bestimmt? Wie ist die erinnerungspolitische Dominanz des Chronisten zu erklären? Dass es nicht nur die Qualität seiner Historiographie sein konnte, war für den arrivierten Spätmittelalterhistoriker Hermann Heimpel klar. Für ihn wusste Richental »auf Markt und Gasse« besser Bescheid als im Münster²⁰. Vom Konzil habe er eigentlich nichts verstanden²¹.

Die ältere, noch stark historistisch ausgerichtete Forschung hatte ganz ähnlich geurteilt. Schon für Heinrich Finke war die Chronik Richentals schlichtweg »naiv«, wie er im Vorwort zum vierten Band der *Acta Concilii Constanciensis* schrieb²². Vielleicht liegt aber gerade hier die Lösung des Problems? Vielleicht ist unsere Perspektive falsch? Vielleicht erwarten wir etwas von Richental, was er gar nicht leisten wollte? Vielleicht hat er zu Anfang tatsächlich nichts verstanden und deshalb nachträglich seinen Mitbürgern in ihrer eigenen Sprache etwas erklärt, was auch für ihn nur schwer zu verstehen war, nämlich dass mit dem Konzil ein »Weltereignis« in die kleine Stadt am See eingekehrt war.

Wir dürfen ja nicht vergessen, dass ein Konzil in einer süddeutschen Stadt, wie Johannes Helmroth betonte²³, zur damaligen Zeit ein absolutes »Novum« darstellte. Die bürgerliche Außenperspektive, die er einnahm, konvergierte also mit der Perspektive der Mehrheit seiner Zeitgenossen, die zwar wussten, dass das Konzil in der Stadt war und dort auch tagte, aber nicht verstanden, was im Münster eigentlich vor sich ging²⁴. Hier wären die Synodalen und Kurialen, also die Konzilsteilnehmer im engeren Sinne, die Inkorporierten, gefragt gewesen, aber die sprachen in einer ganz anderen Sprache, nämlich lateinisch, und dachten vornehmlich theologisch bzw. kanonistisch.

Außerdem interessierten sie sich kaum für die Stadt, die das Konzil beherbergte. Der Alltag hatte zu funktionieren, er wurde aber nicht zum Gegenstand von Ge-

schriftsschreibung gemacht, wie dies in Richentials Chronik durchaus der Fall war²⁵. Wir sehen also, wie hier zwei Perspektiven aufeinandertreffen, die nur schwer miteinander vereinbar waren, die Richental in seiner Chronik aber offenbar bewusst vermittelt hat. Der Chronist stand gewissermaßen an der Nahtstelle zwischen Innen- und Außenperspektive. Er schrieb zwar keine Geschichte des Konzils, aber eine Geschichte seiner Stadt während des Konzils.

Richental bietet uns insofern keine Geschichtserzählung im traditionellen Sinne. Er liefert jedenfalls keine ausschließlich die Fakten referierende Konzilsgeschichte, wie sie moderne Historiker vielfach von ihm erwartet hatten. Der Schwerpunkt seiner Berichterstattung liegt vielmehr auf der Interaktion zwischen Stadt und Konzil, nicht auf dem Konzil selbst. Denn diesem gehörte er als Nicht-Synodale gar nicht an, konnte also auch nicht angemessen von ihm berichten. Dass Richental so viel über repräsentative Rituale und performative Akte (wie etwa Prozessionen) berichtet, hat auch damit zu tun, dass das Konzil über das Ritual in eine Kommunikation mit der Stadt und ihren Bewohnern trat²⁶.

Wenn wir also danach fragen, warum seine Chronik so attraktiv war und bis heute nachwirkt, stellen wir fest, dass es weniger die Qualität seiner Berichterstattung als vielmehr deren nachträgliche Aufbereitung ist, die die Nachwelt überzeugte. Was der Chronist bot, war illustrierte Zeitgeschichte. Er machte der Stadt und ihren Bürgern über das *Medium* Historiographie gewissermaßen ein Kommunikationsangebot, das die Möglichkeit beinhaltete, sich über das zu verständigen, was in den letzten 3 $\frac{1}{2}$ Jahren passiert war. Für Johannes Helmrath ist die Chronik deshalb »ein mediales Produkt städtischer Sekundärmemoria«²⁷, also eine Form der nachträglichen Selbstvergewisserung über das, was zwischen 1414 und 1418 in der Bodenseestadt kirchen- und weltpolitisch geschehen war.

Wenn man also, wie dies Jürgen Miethke 2007 getan hat, vom Konzil als einem »Medienereignis« spricht²⁸, ist dies, bezogen auf den Chronisten, insofern richtig, als Richental mit seiner Chronik die *mediale* Aufbereitung des Konzils nachlieferte. Man darf ja nicht vergessen, dass Vergangenheit erst dann zur Geschichte wird, wenn man sie narrativiert, diskursiviert und medialisiert. Richental hat dem Ereignis eine »Form« gegeben und damit nicht zuletzt auch zur »Ereigniskonstituierung« im historiographischen Sinn beigetragen²⁹. In diesem Sinne bot die um 1420 entstandene Chronik das nachholende Verständnis dessen, was zwischen 1414 und 1418 in der Stadt geschehen war. Sie fungierte, wie das die Freiburger Mediävistin Birgit Studt formuliert hat, gewissermaßen als »Selbstgedächtnis der Stadt«, wie dies in der Konstanzer Handschrift – etwa im Psalmvorspruch oder im objektivierten Prooem – explizit auch formuliert wird.

Dass das Constantiense im Vergleich zum Basiliense bis heute das populärere und bekanntere Konzil geblieben ist, obwohl das spätere Konzil gewiss nicht weniger bedeutend ist als das frühere, hat Konstanz also nicht zuletzt der historiographischen Aufarbeitung und Medialisierung durch Richental zu verdanken. Sein Werk hat im Hin-

blick auf die Rezeption des Konzils, wie das der Berliner Mediävist Johannes Helmrath 1987 formuliert hat, geradezu »geschichtsbildformend« gewirkt³⁰. Das ist sicher auch ein Grund, dass ihm schon recht früh der Medienwandel von der Handschrift zum Druck gelang³¹. Unser heutiges Bild vom Konzil ist ohne Richental und seine illustrierte Konzilschronik jedenfalls nicht mehr zu denken. Insofern ist der Titel dieser Untersuchung »Ein Buch prägt die Erinnerung« korrekt gewählt. Warum aber ist das so?

GRÜNDE FÜR DIE ERINNERUNGSPOLITISCHE DOMINANZ RICHENTALS

An dieser Stelle muss man zunächst einmal betonen, dass die Konzilschronik in der literarischen Form, wie sie Richental schuf, eine bis dahin singuläre Textsorte war. Darauf hat Wilhelm Matthiessen in seiner Dissertation des Jahres 1985 ausdrücklich hingewiesen³². Es gab keine Vorbilder, an die der Chronist hätte anknüpfen können. Johannes Helmrath und Heribert Müller haben die Singularität dessen, was der Chronist schuf, auf die ebenso kurze wie eingängige Formel gebracht: »Konstanz hatte seinen Richental, Basel nicht«³³. Das heißt aber auch: Die Tatsache, dass die Stadt das Constantiense heute so groß und so lange feiert, hat vielleicht weniger mit der Bedeutung des historischen Ereignisses selbst, als vielmehr mit seiner Narrativierung, Historisierung und medialen Aufbereitung durch Richental zu tun.

In Basel fand von 1431 bis 1449 ein nicht weniger bedeutendes Konzil statt; es war aber nie so populär wie das Constantiense. Es kann also nicht am Konzil, es muss an seiner Aufbereitung bzw. an seiner medialen Inszenierung liegen, dass das eine nachwirkt, das andere aber vergessen wird. Dass das Konstanzer Konzil zum integralen Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses der Bodenseestadt und der Bodenseeregion wurde, hat Konstanz, so dürfen wir resümieren, mithin Richental und seiner Chronik zu verdanken. Er hat das historische Ereignis narrativiert, diskursiviert und medialisert, es also in eine erzählbare Form gebracht, die tradiert, identitätsstiftend bewahrt und diskursiv in der Stadt verhandelt werden konnte.

Ohne Richental, das dürfen wir als sicher annehmen, würde die moderne Konzilsmemoria anders aussehen. Sie wäre jedenfalls nicht so griffig, lebendig und plastisch, wie sie es durch seine illustrierte Chronik geworden ist. Damit ist ein weiterer Punkt angesprochen, der wichtig ist. Es geht um das, was wir bereits oben als »ikonische Plastizität« angesprochen haben. Konstanz besaß, worauf wiederum Johannes Helmrath hingewiesen hat, Bilder, Basel nicht. Es war das präsentere und bildmächtigere Konzil³⁴. Diese Macht der Bilder wirkt bis heute nach. Es gibt mithin mediale und medienpolitische Gründe, dass das Constantiense berühmter ist als das Basiliense³⁵.

Die Bilder haben sich so tief in unser kollektives Konzilsgedächtnis eingegraben, dass wir das Konzil ohne diese Bilder gar nicht mehr denken können. Sie waren in den

Publikationen, in den Ausstellungen und in der Stadt, die 2014 an das Ereignis erinnerte, allenthalben präsent. Es kommt nicht von ungefähr, dass Hermann Heimpel in einem Brief vom 5. August 1980 an den Konstanzer Stadtarchivar Helmut Maurer bemerkte, die Richental-Forschung müsse sich endlich einmal »von dem Bilde emanzipieren«³⁶. Die Bildlastigkeit der älteren Forschung ist vermutlich auch der Grund, dass es lange Zeit keine kritische Edition der Chronik, dafür aber viele Faksimiles gab. Die Chronik wurde lange Zeit nicht ihres Textes, sondern ihrer Bilder und Wappen wegen rezipiert.

Die Chronik hat denn auch in der Forschung vor allem über ihre Bilder gewirkt. Der erste große wissenschaftliche Aufsatz, der 1894 in der ZGO zu Richental erschien, ist denn auch den Bildern und nicht dem Text gewidmet. Er stammte von dem Kunsthistoriker Rudolf Kautzsch (1868–1945)³⁷. Wir dürfen insofern festhalten, dass zum Erfolg der Chronik ganz wesentlich die Tatsache beigetragen hat, dass sie als »multipler Text«, wie dies Johannes Helmrath genannt hat³⁸, von vornherein verschiedene mediale Bedürfnisse befriedigte. Das Werk war multifunktional angelegt, bot es als Text-, Namen-, Wappen- und Bilderbuch doch für jeden Rezipienten etwas, war mithin vielfach »anschlussfähig«.

Ein anderer Vorteil, der die Rezeption begünstigte³⁹, war, dass das Werk offen und variabel angelegt war. Es verschob und veränderte sich im Laufe der Zeit, d. h. die Einzelelemente, seien es die Bilder, die Wappen oder die Namenlisten, änderten im Verlauf der Textgeschichte ihre Stellung bzw. ihr Gewicht im Gesamtgefüge der Chronik. Das kann man sehr schön an der St. Georgener Handschrift (heute BLB Karlsruhe, Cod. St. Georgen 63) bzw. am Erstdruck von 1483 beobachten. Der Medien- und damit der Leserwandel hatten Auswirkungen auf den Text. Man kann deshalb auch von einem fluktuierenden Text sprechen, der im Laufe der Zeit, abhängig von der Gebrauchs- und Rezeptionssituation, in die er eingepasst wurde, seine Konsistenz änderte.

ZUR HANDSCHRIFTLICHEN ÜBERLIEFERUNG DER CHRONIK

Der Text – und das war sein Vorteil – war mithin adaptions- und wandlungsfähig. Seine Geschichte, auf die ich hier nur kurz eingehen kann, zeigt in jedem Fall, dass die Chronik ein variables, weil multifunktionales Gefüge war, das auf unterschiedliche Bedürfnisse unterschiedlich reagieren konnte⁴⁰. Man spricht in der Altgermanistik diesbezüglich auch von einem »offenen« bzw. »unfesten Text«⁴¹. Seine Überlieferung zeigt, dass er in seiner Geschichte auf unterschiedliche Anforderungssituationen, wie sie etwa durch den aufkommenden Buchdruck im 15. Jahrhundert entstanden, variabel reagiert hat, wie die Varianz oder Divergenz ja überhaupt das Kennzeichen vormoderner Textualität ist.

So gibt es, wenn wir die Überlieferung näher betrachten, Handschriften, die Text und Bild mischen und die Teilnehmernamen bzw. Wappen in Form einer ab-

schließenden Statistik nachstellen. Hier konnte man sich mithin nicht nur narrativ und ikonographisch, sondern auch statistisch bzw. heraldisch über das Konzil und seine Teilnehmer informieren. Eine heute in der Nationalbibliothek zu Prag liegende Handschrift (Cod. XVI A 17), die der Schreibstube des Konstanzer Chronisten Gebhard Dacher entstammt, hat das Text-Bild-Ensemble, wie es etwa in der New Yorker, Konstanzer und Wiener Handschrift vorliegt, durchbrochen und die Bilder in einem – ich nenne es einmal so – »Bilderbuch« geschlossen nachgestellt⁴², was selbstverständlich ein entsprechend kompliziertes Verweisungssystem im vorangehenden Text erforderlich machte.

Ferner gibt es Textzeugen, die die Wappen zu eigenen Büchern, nämlich zu so genannten »Wappenbüchern« zusammenfassen und umgestalten bzw. ergänzen⁴³. Das ist z. B. im Augsburger Frühdruck von Anton Sorg der Fall, der 1483 erschien (Hain *5610). Das Vorbild für diese Textkonstellation bietet jedoch die ehemals St. Georgener Handschrift (Cod. St. Georgen 63), die heute in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe verwahrt wird und ebenfalls Dacherscher Provenienz, aber leider nur noch fragmentarisch erhalten ist⁴⁴.

Das Wappen Dachers und seiner Gemahlin finden wir fol. 11^r auch im Erstdruck der Chronik, der am 2. September 1483 in Augsburg bei Anton Sorg erschien⁴⁵. Der Druck folgt weitgehend der St. Georgener Handschrift, die also über den Druck ergänzt und komplettiert werden kann. Dacher spielte für die Rezeption und Distribution der Chronik in den 1460er Jahren eine zentrale Rolle⁴⁶. Seine Rolle ist so wichtig, dass man hinsichtlich der Überlieferung geradezu von einer Vor- und Nach-Dacher-Ära sprechen kann.

Zu Prag liegt außerdem eine Richental-Chronik, die in der Diskussion um das vermeintliche »Original« eine gewisse Rolle gespielt hatte; es handelt sich um die ehemals St. Petersburger Handschrift (heute Prag, Cod. VII A 18). Denn in der älteren Forschung nahm man lange Zeit an, dass es eine lateinische Urchronik gegeben habe, was Dieter Mertens allerdings zurückgewiesen hat⁴⁷. Die genannte Prager Handschrift bietet großformatige Bilder, die Narration aber ist auf lateinische Bildbemerkungen reduziert⁴⁸. Die Chronik mutiert hier also zu einer fast reinen Bilderchronik.

Um die Textsituation noch komplizierter zu machen, liegen in Innsbruck, Zürich und St. Gallen Handschriften⁴⁹, die gar keine Bilder oder Wappen besitzen und deshalb lange vernachlässigt wurden, aber die Teilnehmernamen, die bislang am Ende der Chronik standen, ganz nach vorne ziehen, also gewissermaßen mit der Teilnehmerstatistik und nicht mit der Narration beginnen. Diese Tendenz zur Umgestaltung des Textes zeichnet sich bereits in der St. Georgener Handschrift ab, die – wie der Frühdruck – mit der Ankunft der Konzilsteilnehmer beginnt, den Chronikbeginn, wie wir ihn aus den anderen Handschriften (etwa New York, Konstanz und Wien) kennen, also nachstellt.

Für diese Handschriftengruppe müssen wir annehmen, dass sich die Bedürfnisse der Rezipienten offenbar verändert haben, zumal diese Handschriften weder der subjektiven noch der objektiven Chronikversion zuzurechnen sind, sondern eine eigene Misch-

version bieten, zumal sie auch den Text nicht unerheblich umgestalten. Man sieht daran, dass sich die Perspektive auf das Konzil im Laufe seiner Rezeption verschob, was sich denn auch in der Chronikgestalt niederschlägt.

Aus der St. Galler Handschrift (Cod. germ. 657), die lange im Besitz des Schweizer Chronisten Aegidius Tschudi (1505–1572) war, geht z. B. hervor, dass die Listen bis in die Frühe Neuzeit hinein von den Benutzern als objektive Teilnehmerstatistik gelesen wurden. Wir finden im Text jedenfalls Randglossen von Tschudi, die auf eine intensive Bearbeitung der Namen hinweisen.

DIE FRÜHEN DRUCKE DER CHRONIK

Zu den Drucken der Chronik ist zu sagen, dass der Erstdruck, der den Handschriften noch sehr nahe steht, in der Textgeschichte der Chronik eine Zäsur darstellt. Die beiden späteren Ausgaben des 16. Jahrhunderts sind eigentlich nur Nachdrucke dieser Erstausgabe, deren Text sie mehr oder weniger wiederholen⁵⁰. Damit hat der Erstdruck nicht nur die Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte, sondern auch das Bild Richentals und des von ihm beschriebenen Konzils maßgeblich bestimmt⁵¹. Die Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts haben – und das ist für die Editionsgeschichte wichtig – darüber hinaus bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein das Ansehen einer authentischen Quelle behauptet, »neben welcher die Berücksichtigung der Handschriften überflüssig erschien«⁵².

Der Druck von 1536, der bei Heinrich Steyner in Augsburg herauskam (VD 16 R 2202, BSB München Res 2° Conc. 23)⁵³, ist historisch insofern wichtig, als es sich hier um die Chronikausgabe handelt, mit der Martin Luther nachweislich gearbeitet hat, sofern er sich auf das Konzil bzw. auf Jan Hus bezog⁵⁴. Der Druck von 1536 verfügt – im Gegensatz zum Erstdruck⁵⁵ – fol. 1^r über ein Titelblatt. Es handelt sich um einen Holzschnitt des Petrarca-Meisters, der folgendes Bild zeigt: Über dem von Kardinälen und Bischöfen umgebenen Papst bricht ein heftiges Gewitter los⁵⁶. Am Ende des Druckes findet sich fol. 215^v ein großer, nichtkolorierter Holzschnitt, der Papst Urban II. (1088–1099) bei der Kreuzzugspredigt zu Clermont im Jahr 1095 zeigt. Er ist der 1482 von Johann Bämeler erstmals in Augsburg gedruckten Übersetzung der *Historia Hierosolymitana* des Robertus Monachus entnommen (Hain *8753)⁵⁷, also einer Kreuzzugsgeschichte⁵⁸.

Wie gerade diese Illustration in die Richental-Ausgabe kam, ist unklar⁵⁹. Im Erstdruck und in der Druckausgabe von Siegmund Feyerabend von 1575 ist die sachfremde Illustration jedenfalls nicht belegt. Ansonsten folgt der Druck von 1536 dem von 1483. Die wesentlichen Unterschiede beschränken sich auf Äußerlichkeiten, die das Format, das Schriftbild, die Illustrationen und die teilweise modernisierte Sprache, aber nicht die Textsubstanz selbst betreffen.

Steyners Ausgabe – man erkennt dies sogleich in der Vorrede an den Leser⁶⁰ fol. 1^v oder an dem Anfang der Chronik fol. 2^r – ist z. B. nicht mehr in Kolonnen, sondern in

Langzeilen gehalten, orientiert sich also nicht mehr an der Handschrift. Der Erstdruck weist demgegenüber zwei Spalten auf. Grundlegend verändert hat sich 1536 auch der Charakter der Illustrationen. Sie sind in Steyners Chronikausgabe durchweg lebendiger, konturierter und nicht mehr so holzschnittartig wie 1483⁶¹. Sie gehen auf Jörg Breu d. Ä. zurück, der die alten Holzschnitte modernisiert hat.

Unübersehbar ist auch, dass ein perspektivisches Sehen in die Bilddarstellungen Einzug gehalten hat, das 1483 noch weitgehend fehlte⁶². Man kann dies deutlich an den Papststurzdarstellungen⁶³, aber auch an der Verbrennung von Jan Hus⁶⁴ sehen. Gleichwohl haben die Bildkünstler 1536 nichts substantiell Neues geschaffen. Die Steynersche Druckausgabe bietet nicht nur ebenso viele Illustrationen wie der Erstdruck, sie sind auch durchweg nach dem Vorbild des Erstdruckes gearbeitet. Verändert hat sich nur der künstlerische Stil, in dem die Ikonographie dargeboten wird. Was den Text anbelangt, so druckt Steyner die Sorgsche Ausgabe bis in die Absatz-, Bild- und Textgliederung hinein nach⁶⁵.

Die einzige signifikante Änderung betrifft die durch den Erstdruck vorgegebene Textkomposition in verschiedene selbstständige Erzähleinheiten, die wohl auf eine Chronikbearbeitung von Gebhard Dacher zurückgeht und sich bereits in der (nur fragmentarisch erhaltenen) St. Georgener Handschrift findet. Steyner hat sie an einem Punkt durchbrochen. Sie betrifft die St. Birgitten-Geschichte, die im Druck von 1536 nicht – wie im Erstdruck – nachgestellt, sondern vorgezogen wird (foll. 33^v–34^r). Sigmund Feyerabend ist 1575 hier foll. 29^v–30^r Steyner gefolgt. Das betrifft aber nur diese eine Geschichte, bei allen anderen Erzähleinheiten unterwirft sich Steyner dem Gesetz der durch Sorg vorgegebenen Formalkomposition.

Die Ausgabe von Sigmund Feyerabend⁶⁶, verlegt durch Paul Reffeler in Frankfurt a. M. (VD 16 R 2203, BSB München Res 2° Conc. 27)⁶⁷, eröffnet mit einem Titelholzschnitt von Jobst Amman⁶⁸. Dargestellt ist eine Konzilssitzung, worauf rechts der Papst auf einem Thron, von Kardinälen umgeben, links ein auf einem Katheder stehender Redner und Zuschauer abgebildet sind⁶⁹. Voran steht ein Widmungsschreiben an den Mainzer Domprobst Wolfgang von Dalberg (1538–1601) vom 17. August 1575.

Josua Eiselein, ein Konstanzer Richental- und Hus-Forscher, der sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts selbst mit dem Plan einer (freilich nur projektierten) Richental-Ausgabe trug, hat die dritte Textausgabe der Chronik für eine »ganz werthlose« gehalten⁷⁰. Johann Marmor, Karl Küp und Michael Holzmann sind ihm in diesem Urteil weitgehend gefolgt⁷¹. Betrachtet man die Ausgabe indes näher, so gibt es eigentlich keinen Grund, sie für sehr viel schlechter als die von 1536 zu halten. Feyerabend will, wie er in der Vorrede sagt, eigentlich nur eine Neuauflage der Chronik bieten, nachdem die alte vergriffen ist. Dabei bezieht er sich auf Steyner, so wie sich vor ihm Steyner auf Sorg bezogen hatte⁷².

Der Text ist allerdings – wie bei Steyner – sprachlich weiter modernisiert worden. Die Illustrationen sind größtenteils von Steyner übernommen. Grundsätzliche Innovati-

onen sind, was die Textstruktur anbelangt, in beiden Drucken des 16. Jahrhunderts nicht zu erwarten, obwohl Steyner freilich noch näher zu Sorg steht als Feyerabend. Es fällt allerdings auf, dass Feyerabend im Umgang mit der vorgegebenen Text- und Bildsubstanz unsicherer und weniger sorgfältig geworden ist. Vielleicht macht sich in dem veränderten Ausstattungsniveau bereits der historische Abstand geltend, der 1575 nicht mehr problemlos überbrückt werden konnte.

Es stimmt jedenfalls nicht ganz, wenn er in der Vorrede betont, er habe in seiner Ausgabe von 1575 »nichts darzu oder darvon gethan«. Denn er hat den Text moderat verändert⁷³, teilweise gekürzt⁷⁴ und viele Illustrationen, die im Druckbild mit denen Steyners grundsätzlich identisch sind⁷⁵, ausgelassen⁷⁶, dafür aber auch mehr oder weniger sachfremde neu eingefügt. Er führt damit eine Entwicklung fort, die wir für die Richental-Chronik erstmals bei Steyner beobachten konnten. Die neuen Bilder dürften dem Zeitgeschmack eher als die alten Holzschnitte entsprochen haben. Eine Darstellung, die im Rahmen der Fluchtgeschichte des Papstes begegnet (foll. 56^v–60^v) – es handelt sich um das »Stechen Friedrichs von Österreich mit dem von Cilli«⁷⁷ – hat er etwa durch einen großen, zweiseitigen Holzschnitt foll. 58^v–59^r ersetzt, der eine ebenso vielgestaltige wie imposante Turnierszene auf einem von Häusern eingeschlossenen Platz zeigt.

Das Bild ist der Ausgabe des Turnierbuchs von Georg Ruxner aus dem Jahr 1566 entnommen, zu dem Jobst Amman die Holzschnitte geliefert hatte⁷⁸. Das reich illustrierte Werk wurde von Feyerabend gemeinsam mit Simon Hüter herausgegeben. Die doppelblattgroße Holzschnitt-Tafel, die von Feyerabend in die Richental-Chronik inseriert wurde, findet sich in Ruxners Werk sogar zwei Mal, und zwar zwischen foll. 27 und 28 und zwischen 162 und 163. Während die Entnahme des genannten Bildes aus dem Turnierbuch sachlich noch nachvollziehbar ist, bleibt die zweifache Ersetzung des päpstlichen Huts foll. 9^v und 53^v bei Feyerabend ähnlich rätselhaft wie die Einfügung des den ersten Kreuzzug predigenden Papstes Urban II. am Ende der Steynerschen Ausgabe.

Das Utensil, das so genannte *soliculum*, spielt bei der An- und Abreise des Papstes jeweils eine wichtige Rolle. Es wird ihm sowohl beim Einzug als auch beim Abzug aus Konstanz feierlich vorangeführt⁷⁹. Ich verweise hier auf die entsprechenden Untersuchungen von Gerrit Jasper Schenk⁸⁰. Beide Male hat Feyerabend zwar den zugehörigen Bildtext beibehalten⁸¹, aber das Bild, das in den beiden vorangehenden Drucken gebracht wurde, durch eine sachfremde Darstellung ersetzt, die sich im Turnierbuch Ruxners fol. 7^v findet.

Warum gerade diese Darstellung von Feyerabend ausgesondert und durch eine in keinem sachlichen Zusammenhang stehende Bildszene ersetzt wurde, bleibt unklar, macht aber deutlich, dass nicht nur das Text-, sondern auch das Bildgefüge im neuen Medium des Druckes einem historischen Wandel unterlag, der nicht zuletzt auch von Verleger- und Verkaufsinteressen beeinflusst und geprägt war.

Man sieht also: »Wer über Konstanz spricht, muss über Richental sprechen«, wie dies Johannes Helmroth im Rahmen einer Reichenau-Tagung 2011 formulierte⁸². »Ri-

chental« ist aber, wie wir einschränkend gleich hinzufügen müssen und wie ich glaube gezeigt zu haben, nicht mehr als »geschlossener«, sondern als »offener« Text zu denken. Das ist eine ganz wichtige Erkenntnis der jüngeren Forschung⁸³.

Denn viel zu lange ist in der Forschung vereinfachend von *der* Richental-Chronik die Rede gewesen, obwohl es nicht nur viele unterschiedliche Handschriften und Drucke, sondern auch mehrere Versionen, also mindesten drei unterschiedliche Textfassungen, gibt. Es ist also Vorsicht geboten, wenn man von *der* Richental-Chronik im Singular spricht. Man sollte zumindest, wenn nur von der Chronik die Rede ist, hinzusagen, auf welche Handschrift oder auf welchen Druck man sich genau bezieht.

Wie wichtig diese Vorsicht im Umgang mit der Chronik ist, macht die noch heute im Rosgartenmuseum verwahrte Handschrift deutlich. Denn die Handschrift nennt den Namen des Chronisten an keiner Stelle, ja sie eliminiert ihn geradezu. Die Konstanzer Handschrift ist also im strengen Sinne des Wortes gar keine Richental-Handschrift, sondern eine, wie dies Gabriela Signori erst unlängst in einer Rezension der neuen, 2013 erschienenen Faksimile-Ausgabe der Konstanzer Handschrift formulierte, »eigens für den Rat umgeschriebene Fassung«⁸⁴. Richental ist – jedenfalls laut Prooem – nicht der Autor dieser durch die Konstanzer Handschrift repräsentierten Konzilsgeschichte, jedenfalls nicht im expliziten Sinne.

Als Verfasser wird im Prooem vielmehr ausdrücklich und bewusst ein Autorenkollektiv, die *erber lüt*, genannt, die die Chronik *von gedachtnusse wegen züsamem haben erfraget*. Die Verfasserschaft wird also in dieser Textversion nicht nur anonymisiert und pluralisiert, sondern auch objektiviert. Der Autor, wie er uns in der New Yorker Handschrift gleich am Textanfang entgegentritt, ist in der Konstanzer Handschrift »verschunden« bzw. bewusst eliminiert worden. Man muss deshalb annehmen, dass die ursprünglich »subjektiv« ausgerichtete und mit einem Ich-Erzähler ausgestattete Chronik im Falle der Konstanzer Handschrift »objektiviert« und im Sinne einer »offiziellen« städtischen Geschichtsschreibung umgearbeitet wurde.

Das Beispiel zeigt, dass das Buch, von dem hier die Rede war, die Erinnerung nicht nur auf eindimensionale, sondern auf vielfältige und differenzierte Weise prägte. Nicht jede Handschrift und jede Fassung der Chronik hatten dieselbe Funktion. Man muss vielmehr die »soziale Logik von Texten« beachten⁸⁵. Texte haben in den sozialen Zusammenhängen, in denen sie entstehen und wirken, unterschiedliche Funktionen. Diese Funktionen wiederum wirken zurück auf Textgestalt und Formalkomposition. Gisela Wacker hat in ihrer Tübinger Dissertation diesbezüglich ganz zu Recht von einer »Funktionalisierung« der Chronik gesprochen⁸⁶, d. h. der Text wird nicht als sakrosankte Autorenleistung verstanden, sondern zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlichen Gebrauchs- und Rezeptionssituationen angepasst.

ZUSAMMENFASSUNG

Es steht außer Frage, dass die Chronik Ulrich Richentials eine zentrale Quelle für die Geschehnisse in Konstanz während des Konzils darstellt. Das Werk hat die Erinnerung an die Synode vielfach und massiv geprägt. Aber es muss doch betont werden, dass es nicht die einzige und auch nicht die beste Quelle ist, die wir über das Konzil besitzen⁸⁷. Wir hatten uns deshalb im Rahmen dieses Aufsatzes die Frage gestellt, wie gerade Richental, geschichts- und erinnerungspolitisch betrachtet, so einflussreich und dominant hat werden können, dass er sich in die öffentliche Konzilsmemoria so prägend und bestimmend hat einschreiben können.

Ohne dabei die ältere, teilweise ungerechtfertigte Richental-Kritik perpetuieren zu wollen, hatten wir festgestellt, dass die zeitüberdauernde Wirkung seines Werkes nicht unbedingt und nicht ausschließlich auf die Qualität seiner Historiographie zurückzuführen ist. Es sind vielmehr mediale bzw. medienpolitische Gründe⁸⁸, die das Konstanzer Konzil »populärer« und »attraktiver« machten als das Basler, das historisch gewiss nicht weniger bedeutend war⁸⁹, aber medienpolitisch schlechter vermarktet wurde, weil es keine vergleichbar »singuläre und erinnerungsleitende Bild- und Textpräsenz«⁹⁰ gab, wie sie der Konstanzer Chronist mit seiner illustrierten Chronik bot.

Richental hatte mit seiner Konzilschronik darüber hinaus eine ebenso neue wie singuläre Textsorte kreiert. Das macht die gattungstypologische Einordnung schwierig⁹¹. Am ehesten ist noch von einer Stadtgeschichte zur Zeit des Konzils zu sprechen. Hinzu kam, dass er seine Chronik von vornherein hat mit Bildern ausstatten lassen⁹², die dem vergangenen historischen Geschehen eine »ikonische Plastizität« verliehen, die bis heute nachwirkt. Es dürfte u. a. diese mediale Aufbereitung und – ich möchte fast sagen: diese mediale Inszenierung eines singulären historischen Ereignisses – gewesen sein, die dem Werk den Vorzug vor allen anderen zeitgenössischen Konzilsquellen sicherte und bis heute sichert.

Hinzu kam, dass er, sieht man vom statistischen Teil seines Werkes, also den Listen und Wappen, einmal ab, anders als etwa Johann von Segovia über das Basler Konzil⁹³ in der Volkssprache und nicht in »sperrigem Latein« berichtete⁹⁴, obwohl er des Lateinischen durchaus mächtig war, wie aus dem statistischen Teil seines Werkes deutlich hervorgeht. Seine Adressaten waren die Stadt und deren Bürger. Er schrieb nicht primär für die Synodalen. Er nahm keine theologische, kirchliche oder kanonistische, sondern eine bürgerliche Perspektive ein. Diese findet ihren konsequenten Niederschlag in der offiziösen Konstanzer Handschrift, die man durchaus als eine Form des konziliaren Städtelobs lesen darf⁹⁵.

Er berichtete darüber hinaus, wie man heute sagen würde, nicht »von oben«, sondern »von unten«. Richental war zwar kirchlich und liturgisch aufgrund seiner geistlichen Ausbildung wohl informiert und gebildet, interessierte sich aber auch für die fremde, bunte und multikulturelle Welt, die mit dem Generalkonzil in Konstanz ein-

gekehrt war. Diese vielgerühmte »Lebensnähe«, dieser Blick auf den konziliaren Alltag, die Rituale und die sie begleitende Zeremonial- und Symbolkultur – ich erinnere etwa an die »Griechenmesse«, die er ausführlich schildert⁹⁶ –, ist es, was sein Werk auch für uns heute noch so attraktiv macht. Wir erfahren etwas über die Menschen, das tägliche Zusammenleben, die Gebräuche, die Konventionen, die Feiern, die Probleme, die Streitigkeiten usw.

Kurz: Mit Richental blicken wir, vermittelt durch seine bebilderte Chronik, unmittelbar hinein in die Stadt, die eine vormoderne kirchliche Großversammlung zu bewältigen hatte. Das macht den Vorzug, ja die Attraktivität des Werkes aus. Richental lässt über die Ikonographie zudem ein plastisches Bild des Geschehens in uns entstehen. Diese »realistische Attitüde«, wie ich sie einmal nennen will, verleitet aber auch dazu, alles für wahr zu nehmen, was er erzählt oder ins Bild setzt. Dass diese Realität ein historiographisches Konstrukt ist, hat Hubert Herkommer am Beispiel von Jan Hus bereits vor einiger Zeit gezeigt⁹⁷. Sein Bericht vom Ende des böhmischen Reformators ist, obwohl er von einem Chronisten stammt, ebenso ideologisch überformt wie der des Peter von Mladonowitz.

Schließlich ist auch die Person des Chronisten zu nennen, dessen Vater Johannes bekanntlich Stadtschreiber war⁹⁸. Richental war in der Stadt, über die er schrieb, zu Hause, er besaß Grundbesitz, war sozial vielfach vernetzt und verfügte über persönliche Kontakte bis in die höchsten geistlichen und weltlichen Kreise hinein, d. h. er besaß Zugang zu Informationen, aber auch zu Dokumenten, die für die Abfassung seines Werkes von essentieller Bedeutung waren.

Und – das ist wohl der wichtigste Grund für die anhaltende Anziehungskraft seines Werkes durch die Jahrhunderte – er schuf einen, wie das Helmrath 2011 formuliert hat, »multiplen Text«⁹⁹, der multimedial wie multifunktional angelegt war und deshalb im Laufe der Zeit verschiedenste Lese- und Rezipientenbedürfnisse befriedigen konnte, narrative ebenso wie ikonographische, heraldische ebenso wie statistische.

Der Text war, wie die Überlieferung zeigt, nicht »final«, sondern »offen« angelegt und konnte deshalb vielfach variiert, redigiert und adaptiert werden. Das zeigt der Frühdruck, für den der Chroniktext wohl von Gebhard Dacher, der als Redaktor und Transformator agierte, redaktionell überarbeitet und neu zusammengestellt wurde. Im 16. Jahrhundert wurde die Chronik, die offenbar als »Geschichte des Konzils« gelesen wurde¹⁰⁰, sogar zweifach nachgedruckt.

Das hatte gewiss mit der durch die Reformation befeuerten konziliaren Diskussion¹⁰¹, aber auch mit dem bürgerlichen Berichtshorizont sowie dem inhaltlichen Angebot der Chronik zu tun. Für die Geschichtsschreiber Aegidius Tschudi und Johannes Stumpf (1500–1577/78), um nur zwei Namen zu nennen, dürfte die Chronik dokumentarischen Wert gehabt haben. Sie exzerpieren Richental teilweise wörtlich. Schließlich sicherte auch das diskursiv und ich möchte fast sagen: das narrativ-dialogisch angelegte

historiographische Konzept der Chronik¹⁰² einen festen Platz im kollektiven Gedächtnis der Stadt und der Bodenseeregion.

Die Chronik fungierte – zumindest in ihrer Konstanzer Version – als »Selbstgedächtnis der Stadt« und trug wirkmächtig zur nachträglichen Selbstverständigung über eines der größten historischen Ereignisse bei, das je in ihren Mauern stattgefunden hat.

Richental, so lässt sich zusammenfassend sagen, hat das Konzil durch sein Werk jedenfalls zu einem zeitlosen »Erinnerungsort« gemacht. Nicht zuletzt ihm verdanken wir es, dass das Constantiense zu einem Teil unseres kollektiven historischen Gedächtnisses geworden ist. Das sollten wir nicht vergessen, wenn wir über sein Werk urteilen. Es ist, was seine Überlieferung und Rezeptionsgeschichte anbelangt, jedenfalls komplexer und anspruchsvoller, als man zunächst vermuten würde. Das zeigt nicht zuletzt seine lange und wechselhafte Geschichte.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Thomas Martin Buck, Pädagogische Hochschule Freiburg, Kunzenweg 21, D-79117 Freiburg i. Br., Thomas.Martin.Buck@ph-freiburg.de

ANMERKUNGEN

1 Der vorliegende Text geht auf einen Vortrag zurück, den ich am 20. Januar 2015 im Speichersaal des Konstanzer Kaufhauses auf Einladung von Frau Prof. Dr. Gabriela Signori und Herrn PD Dr. Jürgen Klöckler im Rahmen der Ringvorlesung »Die mediale Dimension des Konstanzer Konzils« gehalten habe. Der Vortragstext ist weitgehend beibehalten und nur an den notwendigen Stellen durch die entsprechende Fachliteratur ergänzt worden. Für die Bereitstellung von Literatur und die hervorragenden Arbeitsbedingungen habe ich der Bayerischen Staatsbibliothek München, den Monumenta Germaniae Historica und dem Historischen Kolleg, das mir ein Honorary Fellowship gewährte, zu danken.

2 »Über die ganze Erde erging der Name von Konstanz: Rahmenbedingungen und Rezeption des Konstanzer Konzils«. Tagung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, 29.–31. Mai 2014 im Konzil und Stadttheater Konstanz. Vgl. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=5500>. Eine Publikation der Beiträge bereitet Boris Bigott vor. Siehe zu Rezeption und Wirkung der Richental-Chronik auch die Ausführungen von MATTHIESSEN, Wilhelm: Ulrich Richentals Chronik des Konstanzer Konzils. Studien

zur Behandlung eines universalen Großereignisses durch die bürgerliche Chronistik, in: *Annuario Historiae Conciliorum* 17 (1985) S. 71–191, 323–455, S. 401–441 und FRENKEN, Ansgar: Das Konstanzer Konzil, Stuttgart 2015, S. 15f.

3 Zu seiner Person vgl. JANSON, Udo: Otto von Hachberg (1388–1451), Bischof von Konstanz, und sein Traktat »De conceptione beatae virginis«, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 88 (1968) S. 205–358; *Helvetia Sacra*. Abt. I, Bd. 2: Erzbistümer und Bistümer II. Erster Teil: Das Bistum Konstanz, Basel u. a. 1996, S. 343–348 und WOLFF, Sandra: Die »Konstanzer Chronik« Gebhart Dachers. »By des Byschoffs zyten volgiengen disz nachgeschriben ding vnd sachen ...«. *Codex Sangallensis* 646: Edition und Kommentar (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. 40), Ostfildern 2008, S. 404 mit Anm. 677.

4 TÜCHLE, Hermann: Die Stadt des Konzils und ihr Bischof, in: *Das Konzil von Konstanz. Beiträge zu seiner Geschichte und Theologie*, hg. von August FRANZEN und Wolfgang MÜLLER, Freiburg u. a. 1964, S. 55–66, S. 65 mit Anm. 43. Siehe hierzu auch MAURER, Helmut: Die Stadt Konstanz und das Konzil, in: 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters. Das Konstanzer Konzil. Essays, hg. von Karl-Heinz

BRAUN, Mathias HERWEG, Hans W. HUBERT, Joachim SCHNEIDER und Thomas ZOTZ, Darmstadt 2013, S. 151–156, S. 153.

5 TÜCHLE: Stadt des Konzils (wie Anm. 4) S. 61.

6 Chronik des Konstanzer Konzils 1414–1418 von Ulrich Richental. Eingeleitet und herausgegeben von Thomas Martin BUCK (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. 41), 4. Aufl., Konstanz 2014, S. 61 (c. 149). Vgl. hierzu STUMPF, Johannes: Des grossen gemeinen Conciliums zů Costentz gehalten/ kurtze/doch grundtlichere und volkommnere [...] beschreibung, Zürich 1541, fol. 13^v; BERGER, Wilhelm: Johannes Hus und König Sigmund, Augsburg 1871, S. 115–118; STEIGER, Karl: Johannes Hus und das Constanzer Concil, in: Zwanzigster Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-Lehrerseminars in Wiener Neustadt, hg. von Josef LUKAS, Wiener-Neustadt 1893, S. 1–27, S. 13 mit Anm. 2; VOGEL, Theodor: Studien zu Richental's Konzilschronik, Diss. Freiburg i. Br. 1911, S. 57f. und TÜCHLE: Stadt des Konzils (wie Anm. 4) S. 66.

7 TÜCHLE: Stadt des Konzils (wie Anm. 4) S. 66 betont die »zeitweilige Abwesenheit des Bischofs aus seiner Stadt«.

8 In den Teilnehmerlisten wird Otto von Hachberg jedenfalls verzeichnet; vgl. Chronik des Konstanzer Konzils (wie Anm. 6) S. 147 Z. 21 (c. 346).

9 Vgl. 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters. Das Konstanzer Konzil. Katalog, hg. vom Badischen Landesmuseum, Darmstadt 2014, S. 192 Nr. 127d.

10 Vgl. JANSON: Otto von Hachberg (wie Anm. 3) S. 223f.; FINK, Karl August: Zum Finanzwesen des Konstanzer Konzils, in: Festschrift für Hermann Heimpel, Bd. 2, hg. von den Mitgliedern des Max-Planck-Instituts für Geschichte (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 36/II), Göttingen 1972, S. 627–651, S. 632; BUCK, Thomas Martin: *Das concilium sass allweg in dem münster* – Zur Topographie des Konstanzer Konzils nach der Chronik des Ulrich Richental, in: *Annuario Historiae Conciliorum* 44 (2012) S. 119–142, hier S. 123f.

11 *Liber gestorum*, in: *Acta Concilii Constanciensis [ACC]*, Bd. 2: Konzilstagebücher, Sermones, Reform- und Verfassungsakten, hg. von Heinrich FINKE in Verbindung mit Johannes HOLLNSTEINER, Münster i. W. 1923, S. 183 und 200. Der Konzilschronist Ulrich Richental erwähnt die Anwesenheit Bischof Ottos in seiner Chronik dagegen nicht. An der entsprechenden Stelle des *Chronicon Helveticum* des Aegidius Tschudi (Quellen zur Schweizer Geschichte

N. F. I. Abt., Bd. VII/7, bearb. von Bernhard STETTLER, Basel 1988, S. 263), der auf Richental, aber auch auf Johannes Stumpf (1541) zurückgreift, ist dagegen von der Anwesenheit des Konstanzer Ortsbischofs die Rede.

12 Prägnant hat dies bereits RATHMANN, Thomas: Geschehen und Geschichten des Konstanzer Konzils. Chroniken, Briefe, Lieder und Sprüche als Konstituenten eines Ereignisses (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur, Bd. 20), München 2000, S. 217 formuliert: »Wer immer – und in welcher Form – sich mit dem Konzil befasst hat, in dessen Deutungen und Bilder ist die Lektüre der Richental-Chronik eingeflossen«.

13 Stellvertretend sei hier nur VOGEL: Studien zu Richental's Konzilschronik (wie Anm. 6) erwähnt, dessen Arbeit das Ziel verfolgte, die »unglaublich lässige Arbeitsweise« (S. 22) des Chronisten nachzuweisen. Ganz ähnlich urteilten KAUTZSCH, Rudolf: Die Handschriften von Ulrich Richental's Chronik des Konstanzer Konzils, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 48 (1894) S. 443–496, S. 445; RIEGEL, Joseph: Die Teilnehmerlisten des Konstanzer Konzils. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Statistik, Diss. Freiburg i. Br. 1916, S. 59; FEGER, Otto: Die Konzilschronik des Ulrich Richental, in: Ulrich Richental. Das Konzil zu Konstanz. Kommentar und Text. Bearbeitet von Otto FEGER, Starnberg/Konstanz 1964, S. 21–36, hier S. 21 und 27 und HOLZMANN, Michael: Die Konzilschronik des Ulrich Richental. Überlegungen zu den verschiedenen Handschriften, in: *Schrr VG Bodensee* 101 (1983) S. 73–82, S. 74f.

14 Vgl. BUCK, Thomas Martin: Das Konzil von Konstanz (1414–1418). Ein Literatur- und Forschungsbericht, in: *Historische Zeitschrift* (2016) (im Druck).

15 HELMRATH, Johannes/MÜLLER, Heribert: Zur Einführung, in: *Die Konzilien von Pisa (1409), Konstanz (1414–1418) und Basel (1431–1449)*. Institution und Personen, hg. von Heribert MÜLLER und Johannes HELMRATH (Vorträge und Forschungen, Bd. 67), Ostfildern 2007, S. 9–29, S. 16.

16 In der Konstanzer Handschrift, foll. 24^r–25^r, 23^r und 58^r.

17 Vgl. zu der im zeitgenössischen Konstanz wohl kolportierten, aber unwahren Fluchtgeschichte, die ganz ähnlich wie die Papststurzgeschichte (c. 19) in der von Richental gestalteten Geschichtserzählung eine bestimmte Funktion hat: Hus in Konstanz. Der Bericht des Peter von Mladonowitz. Übersetzt, eingeleitet und herausgegeben von Josef BUJNOCH,

- Graz u. a. 1963, S. 75 sowie PALACKÝ, František: Documenta Mag. Joannis Hus. Vitam, Doctrinam, Causam in Constantiensi concilio actam et controversias de religione in Bohemia annis 1403–1418 motas, Prag 1869, S. 247f. Grundsätzlich BERGER: Johannes Hus und König Sigmund (wie Anm. 6) S. 119–122; VOGEL: Studien zu Richental's Konzilschronik (wie Anm. 6) S. 51, 58–68, 95; PETER, Hermann Georg: Die Informationen Papst Johanss XXIII. und dessen Flucht von Konstanz bis Schaffhausen, Diss. Freiburg i. Br. 1926, S. 39f.; FEGER, Otto: Ulrich Richental. Das Konzil zu Konstanz. Kommentar und Text (wie Anm. 13) S. 188 und 202; SPINKA, Matthew: John Hus at the Council of Constance, New York u. a. 1965, S. 110 mit Anm. 1; DERS.: John Hus. A Biography, Princeton 1968, S. 290 Anm. 42; BLECHNER, Gernot: Wo in Konstanz war die Herberge des Jan Hus? Eine Hauslokalisierung anhand zeitgenössischen Quellenmaterials, in: Schrr VG Bodensee 101 (1983) S. 49–71, S. 68f.; MATTHIESSEN: Ulrich Richentals Chronik (wie Anm. 2) S. 330–335 und 359; WERNER, Ernst: Jan Hus. Welt und Umwelt eines Prager Frühreformators, Weimar 1991, S. 200–215; BRANDMÜLLER, Walter: Das Konzil von Konstanz 1414–1418, Bd. I: Bis zur Abreise Sigismunds nach Narbonne, 2., überarb. und erw. Aufl., Paderborn u. a. 1999, S. 323–363; RATHMANN, Thomas: Geschehen und Geschichten (wie Anm. 12) S. 236 Anm. 63 und 254; KEJŘ, JIŘÍ: Die Causa Johannes Hus und das Prozessrecht der Kirche, Regensburg 2005, S. 187; FUDGE, Thomas A.: Jan Hus. Religious Reform and Social Revolution in Bohemia, New York 2010, S. 132 mit Anm. 85; DERS.: The Trial of Jan Hus. Medieval Heresy and Criminal Procedure, Oxford 2013, S. 12 und 245.
- 18 Vgl. BRANDMÜLLER: Das Konzil von Konstanz 1414–1418, Bd. I (wie Anm. 17) S. 94f.; BUCK, Thomas Martin: Text, Bild, Geschichte. Papst Johannes XXIII. wird auf dem Arlberg umgeworfen, in: Annuario Historiae Conciliorum 30 (1998) S. 37–109; EGLI, Christina: Bologna – Kreuzlingen – Konstanz – Die Anreise von Papst Johannes XXIII., in: Rom am Bodensee. Die Zeit des Konstanzer Konzils, hg. von Silvia VOLKART, Zürich 2014, S. 49–58.
- 19 *Gesta concilii Constantiensis*, in: ACC, Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 13–170.
- 20 Vgl. HEIMPEL, Hermann: Königlicher Weihnachtsdienst im späteren Mittelalter, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 39 (1983) S. 131–206, S. 182. Siehe auch DERS.: Königlicher Weihnachtsdienst auf den Konzilien von Konstanz und Basel, in: Tradition als historische Kraft. Interdisziplinäre Forschungen zur Geschichte des früheren Mittelalters, hg. von Norbert KAMP und Joachim WOLLASCH, Berlin u. a. 1982, S. 388–411, S. 397. Zusammenfassend zur Kritik an Richental MATTHIESSEN: Ulrich Richentals Chronik (wie Anm. 2) S. 72–75 und RATHMANN: Geschehen und Geschichten (wie Anm. 12) S. 210f.
- 21 So etwa schon das Urteil von KAUTZSCH: Die Handschriften (wie Anm. 13) S. 445.
- 22 ACC, Bd. 4, hg. in Verbindung mit Johannes HOLLNSTEINER und Hermann HEIMPEL, Münster i. W. 1928, S. VI.
- 23 Vgl. HELMRATH, Johannes: Locus concilii. Die Ortswahl für Generalkonzilien vom IV. Lateranum bis Trient (Mit einem Votum des Johannes de Segovia), in: Annuario Historiae Conciliorum 27/28 (1995/1996) S. 593–662, S. 611.
- 24 Wie groß die Diskrepanz zwischen den beiden Welten offenbar war, zeigt das Konstanzer Ratsbuch, das bekanntlich fast keine Angaben über das Konzil enthält, was vielleicht auch dadurch zu erklären ist, dass Richentals Werk u. U. doch die Funktion hatte, eine offizielle Version der Konzilsgeschichte zu überliefern. Vgl. MATTHIESSEN: Ulrich Richentals Chronik (wie Anm. 2) S. 117.
- 25 Vgl. BUCK, Thomas Martin/KRAUME, Herbert: Das Konstanzer Konzil. Kirchenpolitik – Weltgeschehen – Alltagsleben, Ostfildern 2013, S. 194–288.
- 26 Vgl. RATHMANN: Geschehen und Geschichten (wie Anm. 12) S. 223–228.
- 27 HELMRATH, Johannes: Das Konzil von Konstanz und die Epoche der Konzilien (1409–1449). Konziliare Erinnerungsorte im Vergleich, in: Das Konstanzer Konzil als europäisches Ereignis. Begegnungen, Medien und Rituale (Vorträge und Forschungen, Bd. 79), hg. von Gabriela SIGNORI und Birgit STUDDT, Ostfildern 2014, S. 19–56, S. 50.
- 28 MIETHKE, Jürgen: Die großen Konzilien des 15. Jahrhunderts als Medienereignis: Kommunikation und intellektueller Fortschritt auf den Großtagungen, in: University, Council, City. Intellectual Culture on the Rhine (1300–1550), hg. von Laurent CESALLI, Nadja GERMANN und Maarten J. F. M. HOENEN, Turnhout 2007, S. 291–322, S. 321. Hierzu auch MÜLLER, Heribert: Die kirchliche Krise des Spätmittelalters. Schisma, Konziliarismus und Konzilien (Enzyklopädie deutsche Geschichte, Bd. 90), München 2012, S. 104.
- 29 RATHMANN: Geschehen und Geschichten (wie Anm. 12) S. 209 und 236.

- 30 HELMRATH, Johannes: Kommunikation auf den spätmittelalterlichen Konzilien, in: Die Bedeutung der Kommunikation für Wirtschaft und Gesellschaft. Referate der 12. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 22.–25.4.1987 in Siegen, hg. von Hans POHL (Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Nr. 87), Stuttgart 1989, S. 116–172. Siehe hierzu auch FEGER: Die Konzilchronik des Ulrich Richental (wie Anm. 13) S. 21; MATTHIESSEN: Ulrich Richtentals Chronik (wie Anm. 2) S. 401–404.
- 31 Vgl. JOHANEK, Peter: Historiographie und Buchdruck im ausgehenden 15. Jahrhundert, in: Historiographie am Oberrhein im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, hg. von Kurt ANDERMANN (Oberrheinische Studien, Bd. 7), Sigmaringen, 1988, S. 89–120, S. 95f.; SCHNEIDER, Joachim: Vom persönlichen Memorandum zum kommerziellen Produkt: Das Buch von Kaiser Sigmund des Eberhard Windeck und die Werkstatt des Diebold Lauber, in: Geschichte schreiben. Ein Quellen- und Studienhandbuch zur Historiografie (ca. 1350–1750), hg. von Susanne RAU und Birgit STUDDT, Berlin 2010, S. 234–244, S. 237.
- 32 Vgl. MATTHIESSEN: Ulrich Richtentals Chronik (wie Anm. 2) S. 71, 129 und 390. Siehe hierzu auch WOLFF: Die »Konstanzer Chronik« Gebhart Dachers (wie Anm. 3) S. 19.
- 33 HELMRATH/MÜLLER: Zur Einführung (wie Anm. 15) S. 16. Siehe auch MÜLLER: Die kirchliche Krise (wie Anm. 28) S. 102.
- 34 Vgl. HELMRATH: Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 27) S. 45.
- 35 Vgl. HELMRATH: Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 27) S. 52.
- 36 Für Kopien des Briefwechsels habe ich Helmut Maurer zu danken.
- 37 Vgl. KAUTZSCH: Die Handschriften (wie Anm. 13) S. 443–496 (mit Bildsynopse).
- 38 Vgl. HELMRATH: Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 27) S. 50.
- 39 Hierzu grundlegend MATTHIESSEN: Ulrich Richtentals Chronik (wie Anm. 2) S. 401–419.
- 40 MATTHIESSEN: Ulrich Richtentals Chronik (wie Anm. 2) S. 104 betont, dass die Chronik der nachfolgenden Rezeption ein »mannigfaltiges Angebot« bereitstellte.
- 41 Vgl. hierzu mit entsprechender Literatur BUCK, Thomas Martin: Der Konzilschronist Ulrich Richental. Zur sozialen Logik eines spätmittelalterlichen Textes, in: 1414–1418. Weltereignis des Mittelalters (wie Anm. 4) S. 16–21.
- 42 Vgl. KAUTZSCH: Die Handschriften (wie Anm. 13) S. 456 und 475 und WOLFF: Die »Konstanzer Chronik« Gebhart Dachers (wie Anm. 3) S. 66.
- 43 Nur Wappen bietet der der St. Georgener Handschrift bzw. dem Erstdruck von 1483 folgende Richental-Auszug einer Augsburgers Handschrift aus dem 16. Jahrhundert (2° Cod 263, foll. 147^r–178^r), auf den mich freundlicherweise Christof Rolker hinwies. Vgl. Handschriftenkataloge der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Bd. IV: Die Handschriften 2° Cod. 251–400e. Beschrieben von Wolf GEHRT, Wiesbaden 1989, S. 13.
- 44 So schon KAUTZSCH: Die Handschriften (wie Anm. 13) S. 468f.
- 45 Vgl. HAIN, Ludwig: Repertorium Bibliographicum, Bd. 1,2,1, Stuttgart 1827, Nr. 5610, S. 187; Bayerische Staatsbibliothek. Inkunabelkatalog, Bd. 4, Wiesbaden 1998, S. 558f. (R-178) und KUNZE, Horst: Geschichte der Buchillustration in Deutschland. Das 15. Jahrhundert. Textband, Leipzig 1975, S. 250, der den Druck der Chronik als »sehr bemerkenswert« einstuft.
- 46 Vgl. WOLFF: Die »Konstanzer Chronik« Gebhart Dachers (wie Anm. 3) S. 65. Siehe auch KAUTZSCH: Die Handschriften (wie Anm. 13) S. 479f. und MATTHIESSEN: Ulrich Richtentals Chronik (wie Anm. 2) S. 111f. und 401.
- 47 Vgl. MERTENS, Dieter: Art. Richental, Ulrich, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 8, Berlin/New York 1992, Sp. 55–60, Sp. 56.
- 48 Vgl. BUCK, Thomas Martin: Die ehemals St. Petersburger Richental-Handschrift (heute: Prag, Cod. VII A 18). Text und Ikonographie, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 56 (2000) S. 593–602.
- 49 Eine Übersicht zur Überlieferung bieten KAUTZSCH: Die Handschriften (wie Anm. 13) S. 443–496; HOLZMANN: Die Konzilchronik (wie Anm. 13) S. 80–82; MATTHIESSEN: Ulrich Richtentals Chronik (wie Anm. 2) S. 99–113; RATHMANN: Geschehen und Geschichten (wie Anm. 12) S. 215 Anm. 25 und Chronik des Konstanzer Konzils (wie Anm. 6) S. LVIIIf.
- 50 So ebenfalls schon KAUTZSCH: Die Handschriften (wie Anm. 13) S. 470.
- 51 Vgl. MATTHIESSEN: Ulrich Richtentals Chronik (wie Anm. 2) S. 72.
- 52 BERGER: Johannes Hus und König Sigmund (wie Anm. 6) S. 210.

- 53 Ein Nachdruck der Augsburger Ausgabe von 1536 erschien 1936 in Meersburg am Bodensee (unveränd. Faksimile-Reprint, Saarbrücken 2010).
- 54 Vgl. KRZENCK, Thomas: Johannes Hus. Theologe, Kirchenreformer, Märtyrer (Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 170), Gleichen u. a. 2011, S. 187.
- 55 Das Titelblatt (mit kolorierter Federzeichnung), über das die Münchener Ausgabe Hartmann Schedels fol. 1^r in der Bayerischen Staatsbibliothek (Rar. 335) verfügt, ist nicht ursprünglich, sondern nachträglich eingefügt worden. Der Text folgt im Wesentlichen der Titelei der zweiten Druckausgabe von Heinrich Steyner aus dem Jahr 1536. Siehe zu Schedels Richental-Ausgabe auch STAUBER, Richard: Die Schedelsche Bibliothek. Ein Beitrag zur Geschichte der Ausbreitung der italienischen Renaissance, des deutschen Humanismus und der medizinischen Literatur, Freiburg i. Br. 1908 (ND 1969) S. 207 und 232f.
- 56 Die Illustration ist Heinrich Steyners Druck von Petrarca's so genanntem »Trostspiegel« oder »Glücksbuch« von 1532 entnommen. Vgl. PETRARCA, Franciscus: Von der Artzney bayder Glück/des güten vnd widerwertigen. Vnnd weiß sich ain yeder inn Glück vnd vnglück halten sol. Auß dem Lateinischen in das Teütsch gezogen. Mit künstlichen fyguren durchauß/gantz lustig vnd schön gezyeret, Augsburg 1532 [VD 16 P 1725]. Faksimile herausgegeben und kommentiert von Manfred LEMMER, Hamburg 1984, fol. 108^r. Hierzu MOTHER, Richard: Die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance (1460–1530), Bd. 1, München/Leipzig 1883, S. 140–143 und 172; MUSPER, Theodor: Die Holzschnitte des Petrarkameisters. Ein kritisches Verzeichnis mit Einleitung und 28 Abbildungen, München 1927, S. 13, 29 und 40; FRAENGER, Wilhelm: Altdeutsches Bilderbuch. Hans Weiditz und Sebastian Brant, Leipzig 1930, S. 7–9 und KÜP, Karl: The Illustrations for Ulrich von Richenthal's Chronicle of the Council of Constance in manuscripts and books, in: The Papers of the Bibliographical Society of America 33 (1939) S. 1–16, S. 12.
- 57 Vgl. Bayerische Staatsbibliothek. Inkunabelkatalog, Bd. 5, Wiesbaden 2000, S. 14 [R-214].
- 58 Der Holzschnitt am Ende von Steyners Ausgabe ist dem Anfang dieser ursprünglich lateinischen Historie von der Kreuzfahrt nach dem Heiligen Land oder *Historia Hierosolymitana* entnommen. Es handelt sich um den nichtkolorierten Titelholzschnitt, der der fol. 1^r anhebenden Historie unmittelbar voransteht. Die Illustration ist in der Richental-Chronik thematisch wie zeitlich fehl am Platz. Vgl. KUNZE, Horst: Geschichte der Buchillustration in Deutschland. Das 16. und 17. Jahrhundert. Textband, Frankfurt a. M./Leipzig 1993, S. 533.
- 59 Vgl. hierzu KÜP: Illustrations (wie Anm. 56) S. 12, der hier von einem »curious and deplorable lapse on the part of Steiner« spricht.
- 60 Mit folgender Überschrift: *Heinrich Stainer Bûchtrucker/ zû dem Leser.*
- 61 Vgl. MOTHER: Die deutsche Bücherillustration (wie Anm. 56) S. 174 und KÜP: Illustrations (wie Anm. 56) S. 9.
- 62 Vgl. BAER, Leo: Die illustrierten Historienbücher des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des Formschnittes, Straßburg 1903, S. 142f.
- 63 Vgl. BUCK: Text, Bild, Geschichte (wie Anm. 18) S. 103–110.
- 64 Vgl. KUNZE: Geschichte der Buchillustration in Deutschland. Das 16. und 17. Jahrhundert (wie Anm. 58) S. 532f. mit den entsprechenden Illustrationen der Ausgaben von Anton Sorg und Heinrich Steyner.
- 65 Vgl. die Vorrede an den Leser, fol. 1^v: *Dis bûch ist nach dem alten Exemplar/so vor zeyttenn zû Augspurg gedruckt ist/ yetzund von newem nach gedruckt.*
- 66 Zu seiner Person SIMON, Anne: Sigmund Feyerabend's *Das Reyßbuch deß heyligen Lands*. A Study in Printing and Literary History (Wissensliteratur im Mittelalter. Schriften des Sonderforschungsbereichs 226 Würzburg/Eichstätt, Bd. 32), Wiesbaden 1998, S. 1–6 und O'DELL, Ilse: Jost Ammans Buchschmuck-Holzschnitte für Sigmund Feyerabend. Zur Technik der Verwendung von Bild-Holzstöcken in den Drucken von 1563–1599, Wiesbaden 1993, S. 11–13 und 17f.
- 67 Vgl. das Kolophon nach fol. 206^v: *Gedruckt zu Franckfurt am Mayn/durch Paulum Reffeletern/in verlegung Siegmund Feyerabends. M.D.LXXV.*
- 68 Vgl. BECKER, Carl: Jobst Amman. Zeichner und Formschneider, Kupferfätzer und Stecher, Leipzig 1854, S. 75 Nr. 19; ANDRESEN, Andreas: Der deutsche Peintre-Graveur oder die deutschen Maler als Kupferstecher: nach ihrem Leben und ihren Werken, von dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts bis zum Schluss des 18. Jahrhunderts [...], Bd. 1, Leipzig 1872, S. 334; O'DELL: Buchschmuck-Holzschnitte (wie Anm. 66) S. 13f., 19–21, 22–24; DIES.: Die illustrierten Titelblätter des Verlages Feyerabend, London 2007, S. 91 und KUNZE: Geschichte der Buchillustration

in Deutschland. Das 16. und 17. Jahrhundert (wie Anm. 58) S. 534 Anm. 25.

69 Der Titelholzschnitt wurde von Feyerabend mehrfach verwendet; er erscheint bereits in dem von ihm 1574 verlegten Werk »Examini Concilii Tridentini«. Vgl. O´DELL: Die illustrierten Titelblätter (wie Anm. 68) S. 87.

70 Vgl. EISELEIN, Josua: Begründeter Aufweis des Plazes bei der Stadt Constanz, auf welchem Johannes Hus und Hieronymus von Prag in den Jahren 1415 und 1416 verbrannt worden. Aus alten Urkunden und Handschriften des Stadtarchives zu Constanz erhoben und verfaßt von Josua EISELEIN. Anhang mit gedrucktem Prospectus zur Herausgabe der Richental-Chronik, Konstanz 1847, S. [49].

71 Vgl. MARMOR, Johann: Ulrich von Richental und seine Concilschronik, in: Freiburger Diözesan-Archiv 7 (1873) S. 135–144, S. 136; KÜP: Illustrations (wie Anm. 56) S. 13–15 und HOLZMANN: Die Konzilchronik (wie Anm. 13) S. 76.

72 Vgl. die dem Werk vorangestellte Vorrede FeyerZabends: *Die Histori dieses Concilii ist ungefehrlich vor vierzig jaren zu Augspurg gedruckt/unnd mit vielen schönen Figuren und Wappen gezieret worden. Nach dem aber die Exemplaria alle abgangen/bin ich von etlichen guthertzen/unnd der Historien Liebhabern/angesprochen worden/dieselbige auff ein neuwes zu fertigen/und in Truck zu geben.*

73 Der Psalmvorspruch, wie er in D1 und D2 begegnet, ist in D3 fol. 7^r z. B. zu einem Satz kontrahiert und zudem unrichtig auf die Beschreibung der voranstehenden Fronleichnamsprozession bezogen worden: *Dieser Proceß und Creutzgang zu Costentz/ist in alle Land erschollen.*

74 Was sich in D2 fol. 46^r findet, ist in D3 übergegangen.

75 Sigmund Feyerabend bezieht sich in der Vorrede seines Druckes ausdrücklich auf die Ausgabe von Heinrich Steyner, die »ungefehrlich vor vierzig jaren zu Augspurg gedruckt« (1536) worden sei. Zur Übernahme von Druckstöcken aus der Werkstatt Steyners äußern sich RÖTTINGER, Heinrich: Breu-Studien, in: Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, Bd. 28, Heft 2, Wien/Leipzig 1909, S. 31–91, hier S. 91 mit Anm. 1 und KÜP: Illustrations (wie Anm. 56) S. 14. Siehe auch BERCHEM, Egon Frhr. von/GALBREATH, Donald Lindsay/HUPP, Otto: Beiträge zur Geschichte der Heraldik, Berlin 1939, S. 35 und Kunze, Geschichte der Buchillustrati-

on in Deutschland. Das 16. und 17. Jahrhundert (wie Anm. 58) S. 533f. und S. 534 Anm. 25.

76 Von den zwei Illustrationen der Szene von Lodi in D2 foll. 11^v und 12^r findet sich in D3 z. B. nur noch das erste, den Papst zeigende Bild fol. 10^r. Dasselbe gilt für die Hinrichtung von Jan Hus, wo in D3 das Verbrennen und das Verladen der Asche, wie es sich fol. 26^r in D2 findet, weggelassen ist.

77 Vgl. foll. 78^v–79^r in der St. Georgener Handschrift und foll. 85^v–86^r im Druck von Anton Sorg.

78 [RÜXNER, Georg], ThurnierBuch. Von Anfang, Vrsachen, vrsprung, vnd herkommen, der Thurnier im heyligen Römischen Reich Teutscher Nation: Wie viel öffentlicher Landthurnier, von Keyser Heinrich dem ersten dieses Namens an, biß auff den jetztregierenden Keyser Maximilian den andern, [...] gehalten, Auch durch welche Fürsten [...], dieselben jeder zeyt besucht worden. Mit Holzschnitt-Titelvignette, Wappenholzschnitten, Textholzschnitten und zwei doppelblattgroßen Holzschnitt-Tafeln von Jobst Amman. Am Schluss: Getruckt zu Franckfurt am Main bey Georg Raben in verlegung Sigmund Feyrabends und Simon Hüters, Frankfurt a. M. 1566. Erste Ausgabe erschienen 1530 in Simmern [Reprint der Prachtausgabe von 1530, eingel. von Willi WAGNER, Solingen 1997]. Hierzu BECKER: Jobst Amman (wie Anm. 68) S. 75; ANDRESEN: Der deutsche Peintre-Graveur (wie Anm. 68) S. 334 und 355–357; FISCHLER, Gustav: Das Turnier Herzog Friedrichs von Österreich auf dem Konstanzer Konzil, in: Zeitschrift für Historische Waffen- und Kostümkunde N. F. 1 (1924) S. 122–131, S. 125; VON BERCHEM/GALBREATH/HUPP: Beiträge (wie Anm. 75) S. 157f.; KUNZE: Geschichte der Buchillustration. Das 16. und 17. Jahrhundert (wie Anm. 58) S. 534 Anm. 25, Bildband, Nr. 342, S. 601 und O´DELL: Die illustrierten Titelblätter (wie Anm. 68) S. 34.

79 Vgl. hierzu etwa die Illustrationen im Augsburger Druck von 1483 foll. 15^r und 78^v mit der Bildüberschrift: *Ein sôlichen hût, wann ein bapst auß oder ine reit, fûrt man vor im, als dann vornen geschriben steet.*

80 SCHENK, Gerrit Jasper: Die Lesbarkeit von Zeichen der Macht und die Grenzen der Macht von Zeichen auf dem Konstanzer Konzil am Beispiel des Einzugs Papst Johannes´ XXIII. (1414), in: Das Konstanzer Konzil als europäisches Ereignis (wie Anm. 27) S. 255–304, hier S. 288.

81 Fol. 53^v: *Ein solchen Hut fûhret man dem Bapst fûr/ wann er auß oder eyn reht.*

- 82 HELMRATH: Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 27) S. 45f.
- 83 Vgl. SCHENK: Die Lesbarkeit von Zeichen der Macht (wie Anm. 80) S. 275.
- 84 SIGNORI, Gabriela, in: Schrr VG Bodensee 132 (2014) S. 267f., hier S. 268.
- 85 SPIEGEL, Gabrielle M.: History, Historicism, and the Social Logic of the Text in the Middle Ages, in: *Speculum. A Journal of Medieval Studies* 65 (1990) S. 59–86.
- 86 WACKER, Gisela: Ulrich Richentials Chronik des Konstanzer Konzils und ihre Funktionalisierung im 15. und 16. Jahrhundert: Aspekte der Rekonstruktion der Urschrift und zu den Wirkungsabsichten der überlieferten Handschriften und Drucke: <https://publikationen.uni-tuebingen.de/xmlui/handle/10900/46177>.
- 87 Vgl. FRENKEN: Das Konstanzer Konzil (wie Anm. 2) S. 16 und 19, wo er u. a. betont, dass vor allem Fillastre zu einem »Stützpfeiler« aller späteren Konstanz-Forschung geworden ist.
- 88 Vgl. HELMRATH: Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 27) S. 52.
- 89 Vgl. HELMRATH, Johannes: Das Basler Konzil 1431–1449. Forschungsstand und Probleme, Köln/Wien 1987 und MÜLLER, Heribert: Das Basler Konzil (1431–1449) und die europäischen Mächte. *Universaler Anspruch und nationale Wirklichkeiten*, in: *Historische Zeitschrift* 293 (2011) S. 593–629.
- 90 HELMRATH: Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 27) S. 55.
- 91 Vgl. MATTHIESSEN: Ulrich Richentials Chronik (wie Anm. 2) S. 390f.
- 92 Vgl. SCHNEIDER: Vom persönlichen Memorandum zum kommerziellen Produkt (wie Anm. 31) S. 237.
- 93 Zu seiner Wirkung vgl. etwa HELMRATH: Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 27) S. 49 und 50f.
- 94 HELMRATH: Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 27) S. 49.
- 95 Der »Verlust des Autors« und der vorangestellte Psalmvorspruch sind in diesem Sinne zu lesen.
- 96 Chronik des Konstanzer Konzils (wie Anm. 6) S. 122–125 (cc. 288–289).
- 97 Vgl. HERKOMMER, Hubert: Die Geschichte vom Leiden und Sterben des Jan Hus als Ereignis und Erzählung. Zur Wirklichkeitserfahrung und Hermeneutik des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, in: GRENZMANN, Ludger/STACKMANN, Karl (Hg.): *Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit*. Symposion Wolfenbüttel 1981, Stuttgart 1984, S. 114–151.
- 98 Vgl. hierzu MATTHIESSEN: Ulrich Richentials Chronik (wie Anm. 2) S. 76–87.
- 99 HELMRATH: Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 27) S. 50.
- 100 Richental hat keine Geschichte des Konzils, sondern, worauf MERTENS: Art. Richental, Ulrich (wie Anm. 47) Sp. 55 hinwies, eine Geschichte der Stadt während des Konzils geschrieben. Siehe auch WEINFURTER, Stefan: Zum Gestaltungsprinzip der Chronik des Ulrich Richental, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 74 (1974) S. 517–531, S. 521 und MATTHIESSEN: Ulrich Richentials Chronik (wie Anm. 2) S. 390.
- 101 Heinrich Steyner nimmt in der Vorrede an den Leser explizit auf die zeitgenössische konziliare Diskussion Bezug, wenn er schreibt: *Sonder vil mer begern und erfaren wöllen/was die alten gehandelt/so doch yetzunder/yederman/von einem neuwen zükünfftigen concilio saget/in disen zwispeltigen hendlen und spennen so vor augen seind*.
- 102 Vgl. D1 fol. 32^v und G fol. 21^v. Siehe auch HELMRATH: Das Konzil von Konstanz (wie Anm. 27) S. 49.

Hanspeter Fischer

EINE KARTE DES BODENSEES AUS DEM JAHR 1706

In der großen Landesausstellung »Das Konstanzer Konzil 1414–1418« war im Sommer 2014 im Konstanzer Konzilgebäude auch eine handgezeichnete Bodensee-Karte zu sehen. Diese Karte ist weithin unbekannt. Selbst in der umfassenden Monographie »Der Bodensee in alten Kartendarstellungen« von Arthur Dürst und Ugo Bonaconsa aus dem Jahr 1975 wird sie nicht erwähnt. Die Karte war im Besitz der Benediktinerabtei St. Blasien im Schwarzwald. Wie sie von Konstanz nach St. Blasien gelangt ist, ist nicht bekannt. Nach Aufhebung des Klosters bei der Säkularisation 1806 wanderten die Mönche nach St. Paul im Lavanttal in Kärnten aus, wo ihnen das dortige Benediktinerstift zur Verfügung gestellt wurde. Im dortigen Graphischen Kabinett wird die Karte bis heute aufbewahrt.

DER AUTOR DER BODENSEE-KARTE

Der Autor der Bodensee-Karte war Hans Philipp Jacob Mayer aus Konstanz. Er soll zwischen Juni 1709 und Februar 1710 gestorben sein. Nachforschungen nach seinen Lebensdaten blieben erfolglos, in der personengeschichtlichen Dokumentation des Stadt-



Abb. 1: Bodensee-Karte von 1706 von Hans Philipp Jacob Mayer (auf ca. 11% verkleinert)

archivs Konstanz konnte er nicht nachgewiesen werden. Mayer war kaiserlicher Büchsenmeister und auch als Feldmesser und Kartograph tätig. Gelegentlich führte er auch die Berufsbezeichnungen Constabler und Feldbaumeister. In Konstanz waren viele Feldmesser ansässig. Zu diesem sogenannten »Konstanzer Kreis« gehörte wohl auch Mayer.

Von ihm sind in den Jahren zwischen 1700 und 1708 außer der Bodensee-Karte zahlreiche Gemarkungspläne und topographische Karten gefertigt worden. Diese Pläne und Karten entstanden als inselartige Darstellungen ohne überörtlichen Zusammenhang. Im Staatsarchiv Frauenfeld werden 14 Pläne von Mayer aufbewahrt, die er in Gemeinden des Kantons Thurgau in der Nähe von Konstanz gefertigt hatte. In Deutschland hat Mayer 12 Pläne bei Konstanz und Meersburg sowie topographische Karten im Bereich zwischen dem Rhein bei Schaffhausen und der Donau bei Tuttlingen hergestellt. Diese befinden sich im Generallandesarchiv Karlsruhe.

Fast gleichzeitig war in den Jahren von 1705 bis 1714 im Bodenseeraum und in Oberschwaben ein anderer Feldmesser und Kartograph, Johann Jacob Heber (1666–1724), tätig. Bekannt wurde Heber vor allem auch als Schöpfer der ersten Landeskarte des Fürstentums Liechtenstein.

EINE INHALTSREICHE KARTE

Die Bodensee-Karte ist zweigeteilt: Eine Hauptkarte mit dem Bodensee in der Mitte und am linken Bildrand eine kleine Nebenkarte. Die auf Papier gezeichnete, prächtig kolorierte Inselkarte ist 135 cm breit und 57 cm hoch. Die Hauptkarte trägt in einer Kartusche den – transkribierten – Titel: »Grundriss des ganzen Boden- und Untersees samt allen namhaften darin und daraus laufenden Flüssen wie auch allen Städten, Klöstern, Schlössern und Dörfern, so in und an den Seen liegen«. Mayer signiert als Autor dieser Karte. Die Datierung der Karte mit »1706« ist indirekt aus der Schilderung eines Bootsunfalls am Schweizer Ufer abzuleiten.

Die Hauptkarte erstreckt sich in westöstlicher Richtung vom Hohentwiel bis Bregenz und in nordsüdlicher Richtung von Heiligenberg und Tettngang bis Stein am Rhein und St. Gallen.

Der Bodensee wird am Nord- und am Südufer von Oberschwaben, dem Kanton Thurgau und vom Hegau eingerahmt. In einer Zeichenerklärung werden als Symbole gestaltete Kartenzeichen für Siedlungen erklärt, so beispielsweise für Städte, Dörfer, Klöster, Schlösser oder Burgen und Ruinen. Bei den Reichsstädten wird ein Wappenschild mit dem Reichsadler beigelegt. Lindau, Überlingen, Konstanz und Stein am Rhein werden mit der Signatur für »befestigte Städte« gezeichnet.

Keine Kartenzeichen sind für Nutzungsarten vorgesehen.

Mit dem Kartenzeichen für Ruinen ist zum Beispiel die Ruine Homburg bei Stahringen (Landkreis Konstanz) dargestellt. Im Dreißigjährigen Krieg wurde das Schloss



Abb. 2: Ausschnitt aus der Mayer'schen Bodensee-Karte (Hauptkarte, auf ca. 20% verkleinert)

niedergebrannt. Die Schlösser sind vielfach auf kleinen Hügeln gezeichnet, wie zum Beispiel Heiligenberg (Bodenseekreis) und Hohenfels bei Stockach (Landkreis Konstanz).

Die Namen der größeren Orte sowie die Landschaftsnamen wie »Thurgew« oder »Nellenburger Forst« sind in Schriftbändern gesetzt. Kleinere Orte werden in Schreibschrift bezeichnet.

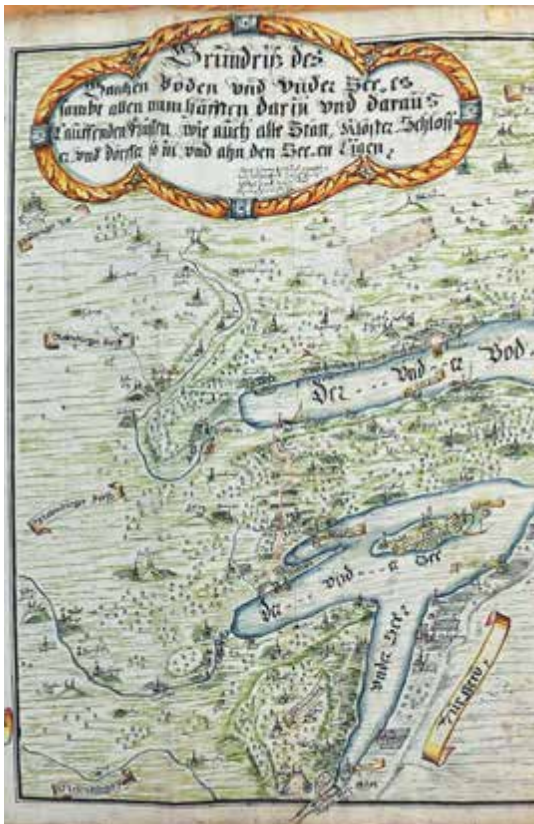


Abb. 3: Ausschnitt aus der Mayer'schen Bodensee-Karte (Hauptkarte, auf ca. 20% verkleinert)

Durch die kleine Schrift ist die Lesbarkeit der Karte stark beeinträchtigt. Die wichtigsten Flüsse, die in den Bodensee münden, sind eingezeichnet und namentlich benannt. Straßen und Wege fehlen – wie in dieser Zeit üblich – auch in dieser Bodenseekarte. Die Geländegestalt der Landschaft ist nur östlich von Bregenz und südlich des Schweizer Bodenseeufer in einer Art »Maulwurfs-hügelmanier« und am Nordufer des Untersees durch sogenannte »Geländeschraffen« angedeutet.

Eine dichtere Darstellung von Laubbäumen südlich von Tettang, auf dem Bodanrück und auf dem Schiener Berg weist auf die dortigen Waldgebiete hin. Die Einzeichnung von einer Vielzahl von einzelnen Bäumen über dem gesamten Kartenbild hat allerdings nur dekorative Bedeutung.

Das Kartenbild ist mit horizontalen, grünen Pinselstrichen überdeckt, vielleicht ein Hinweis auf die vielen, als Grünland bewirtschafteten Flächen. Auf der Reichenau sind vereinzelt Rebstöcke zu sehen, die auf den Weinbau hinweisen. In einigen Häfen, wie in Überlingen und Bregenz, sind kleine Segelboote zu entdecken.

Eingebettet in das Kartenbild sind zwei Schriftfelder. Im linken Schriftfeld werden die entlang des deutschen Bodenseeufer befindlichen weltlichen und kirchlichen Herrschaften aufgeführt, zum Beispiel die Reichsstädte Überlingen, Buchhorn und Lindau, der »Bischof von Konstanz« und die Abtei Salem. Im rechten Schriftfeld werden die am südlichen Bodenseeufer liegenden weltlichen und kirchlichen Herrschaften genannt, wie beispielsweise die »Landgrafschaft Frauenfeld«, der »Bischof von Konstanz« und der »Fürstabt von St. Gallen«.

Sehr eindrucksvoll ist die in der Seemitte eingezeichnete prächtige Windrose, die zur Orientierung der Karte dient. Der links daneben in ein Schriftband gesetzte Maßstab ist nach »Stunden« eingeteilt. Eine »Stunde« entspricht im Bodenseeraum nach Angabe eines Schweizer Feldmessers 6000 »Gemeinen Schritten« oder 4.560 Metern.

Die am linken Kartenrand befindliche Nebenkarte (ca. 17 cm breit und ca. 53 cm hoch) war vielleicht der eigentliche Anlass für die Herstellung der Hauptkarte. Sie trägt

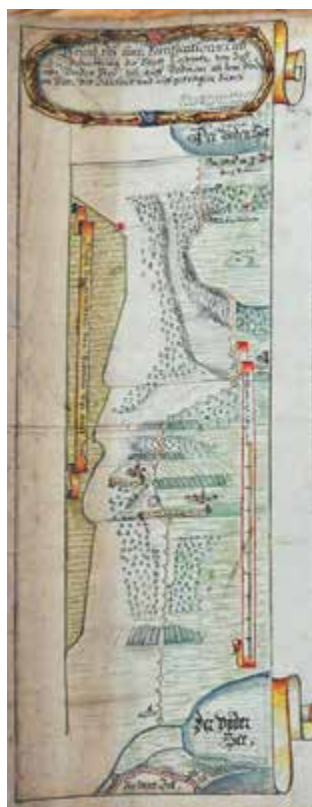


Abb. 4. Nebenkarte der Mayer'schen Bodensee-Karte (auf ca. 20% verkleinert)

den (transkribierten) Titel: »Grundriss einer Fortifications-Linie zur Bedeckung der Stadt Konstanz von Zell am Untersee bis auf Bodman an den Bodensee ...«. Der Grund für diese etwas ungewöhnliche Ergänzung der Hauptkarte dürfte die politische Situation zu Beginn des 18. Jahrhunderts gewesen sein. Im Zusammenhang mit dem Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) wurden in Konstanz verstärkt militärische Abwehrmaßnahmen getroffen. Auch in dieser Titelkartusche der Nebenkarte hat sich Mayer als Autor der Bodensee-Karte bezeichnet. Der Auftraggeber für die Bodensee-Karte war vermutlich die kaiserliche Verwaltung in Konstanz, da die Stadt von 1548 bis 1806 österreichische Landstadt war. Der Verlauf der geplanten Befestigungslinie ist auch in der Hauptkarte als rote Linie eingezeichnet. Die nie ausgeführte Befestigungslinie wird im Grundriss dargestellt, ergänzt durch ein Längsprofil des Geländes entlang der Strecke. Der in ein Schriftband gesetzte Maßstab ist nach »Schuhen« eingeteilt. Die Größe eines Schuhs war nicht einheitlich. So verwendete Mayer einen Werkschuh, einen Meersburger Schuh und einen Konstanzer Schuh. Alle waren ca. 30 cm groß. Daneben gab es Schritte, Ruten und Stunden als Maßeinheiten.

ÜBERPRÜFUNG DER GENAUIGKEIT DER KARTE

Die abgebildete Maßstabsleiste in der Hauptkarte ergibt umgerechnet einen Maßstab von ca. 1 : 76.000. Durch ein Vergleichs-Streckenverfahren kann diese Angabe überprüft werden. Aus einer modernen topographischen Karte wurden zwischen verschiedenen Hauptorten, wie beispielsweise Konstanz und Lindau, Sollstrecken entnommen. Ein Vergleich von zehn Strecken mit Entfernungen aus der Bodensee-Karte ergab einen mittleren Maßstab von ca. 1 : 71.100, mit einem oberen Wert von ca. 1 : 76.000 und einem unteren Wert von ca. 1 : 66.000. Der Maßstab der Nebenkarte wurde mit ca. 1 : 19.300 ermittelt.

Allein ein okularer Vergleich der Uferlinien des Bodensees mittels einer modernen Karte zeigt einige Fehler. So ist beispielsweise der Zellersee und der Gnadensee etwas nach Süden verdreht.

Zusammenfassend muss man feststellen, dass die Bodensee-Karte von Mayer in vielen Bereichen einen skizzenartigen Charakter hat.

KARTENQUELLEN

Die Bodensee-Karte stützte sich sicher auf eine oder mehrere Vorlagen. Es war bis zum 19. Jahrhundert nicht unüblich, vorhandene Karten als Vorlagen zu benutzen und sie »abzukupfern«.

Diese Vorlagen müssten vor 1706 entstanden sein und in gedruckter Form, also nicht als Manuskriptkarten, vorgelegen haben. Ein Vergleich der Schreibweise von Ortsnamen kann eventuell einen Hinweis auf die verwendete Kartenquelle geben.

Unter diesen Vorbedingungen könnte vielleicht die sogenannte Schwabenkarte von Johann Christoph Hurter aus dem Jahr 1679 als Vorlage gedient haben. Ihr vollständiger Titel lautet: »*Geographica Provinciarum Sueviae Descriptio – Schwaben in XXVIII Tabellen vorgestellt ...*«, das heißt in 28 Kartenblättern, im Maßstab ca. 1 : 300.000. Der Bodensee ist hauptsächlich auf den Blättern 22 Konstanz und 23 Bregenz abgebildet. Ein Vergleich der Ortsnamen auf der Mayer'schen Karte mit den Namen auf den Karten von Hurter ergibt jedoch keine Übereinstimmung. Mayer hat zweifellos die Hauptkarte ohne eigene vermessungstechnische Aufnahmen aufgrund von vorhandenen Vorlagen, auch eventuell mit Hilfe von Entfernungsangaben oder Schätzungen gezeichnet. Sicher hat Mayer durch seine gute Kenntnis der Landschaft besonders im westlichen Bodenseeraum bei den Orten Ergänzungen entsprechend ihrer Bedeutung vorgenommen.

Bei der Nebenkarte hat Mayer sicher auch eigene Messungen durchgeführt, so z. B. beim Längsprofil der geplanten Befestigungslinie.

SCHLUSSBETRACHTUNG

Die Bodensee-Karte ist vor Beginn der sogenannten geodätischen Kartographie Ende des 18. Jahrhunderts entstanden, deren Karten durch Winkelmessungen und astronomische Ortsbestimmungen eine stabilere Grundlage erhielten. Die Karte stellt eine Weiterentwicklung von einer bildhaften Landtafel zu einer stärker geometrischen Grundrissdarstellung dar. Beachtlich ist die Vielzahl von Landschaftsinformationen. Wenngleich die Bodenseekarte von Mayer in vielen Bereichen fehlerhaft ist, so beeindruckt sie doch den Betrachter durch die prachtvolle Kolorierung.

Anschrift des Verfassers:

Hanspeter Fischer, Vaihinger Landstraße 130, D-70195 Stuttgart

QUELLEN UND LITERATUR

- Benediktinerstift St. Paul im Lavanttal (Kärnten): Bodenseekarte (unsigned)
 Stadtarchiv Konstanz: Schriftwechsel zu Hans Philipp Jacob Mayer
 Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Bd. 6 Baden-Württemberg, Stuttgart 1963
 Generallandesarchiv Karlsruhe, Gemarkungspläne im Generallandesarchiv Karlsruhe, Stuttgart 2001
 Eremus und Insula. St. Gallen und die Reichenau im Mittelalter (Ausstellungskatalog), St. Gallen 2002
 FISCHER, Hanspeter: Die Schwabenkarte von Johann Christoph Hurter aus dem Jahr 1679. In: Im Oberland, Heft 21 (2010), 2, S. 21–28
 FISCHER, Hanspeter: Johann Jacob Heber (1666–1724) – ein Feldmesser und Kartograf im Bodenseeraum und in Oberschwaben -. In: Schrr VG Bodensee (119) 2001 S. 189–204
 FRÖMELT, Hubert: Die thurgauischen Kataster- und Herrschaftspläne des 18. Jahrhunderts (Dissertation), Zürich 1984
 Das Konstanzer Konzil 1414–1418 – Weltereignis des Mittelalters (Ausstellungskatalog), Karlsruhe 2014

Arnulf Moser

DEUTSCHE SOLDATEN AUS DER SCHWEIZ IM ERSTEN WELTKRIEG

In der Schweiz lebten 1914 etwa 220.000 Deutsche, etwas weniger als heute, 1918 waren es 70.000 weniger, 1945 waren es noch 65.000, heute sind es 280.000. Die Schweiz vor 1914 war durch ein Netz von Niederlassungsabkommen gegenüber Ausländern freizügiger als die heutige Schweiz der bilateralen Verträge. Diese Deutschen ergriffen 1914 Partei, wollten nicht abseits stehen. Bereits am 2. August rief das Deutsche Generalkonsulat in Zürich alle gedienten und beurlaubten Militärpersonen auf, möglichst rasch nach Deutschland auszureisen und sich dort beim nächsten Bezirkskommando zu melden.

Auch Freiwillige, die noch nicht gedient hatten, waren aufgerufen. Singend marschierten Gruppen von deutschen Wehrpflichtigen oder Freiwilligen in Zürich Richtung



Abb. 1: Aufruf des Deutschen Generalkonsulats Zürich an deutsche Wehrmänner in der Schweiz (Neue Zürcher Zeitung, 2. August 1914, 2. Extraausgabe)

Bahnhof, in Basel Richtung Grenze. Auch in Konstanz wurden deutsche Rekruten aus der Schweiz freudig begrüßt. Im St. Galler Tagblatt liest sich das so: *Gegen halb drei Uhr kam vom Marktplatz her ein singender Trupp Zivilisten. Voran schritten zwei, davon trug einer eine preußische Offiziersmütze und der andere hatte ein Ulanen-Jackett angezogen, versuchte mit einer Reitpeitsche den Takt anzugeben und kommandierte: »Singen«.* Die jungen Leute fuhren nach Konstanz, um sich dort zu stellen. Ihnen wurde von der St. Galler Bevölkerung ein warmer Abschied gegeben, und viele begleiteten sie bis zum Bahnhof. Das Tagblatt zeigt sich von Opferwille und Patriotismus beeindruckt: *Wir haben von unsern eigenen Mitbürgern gar viele mit ebenso selbstverständlicher Begeisterung sich von Heim und Weib und Kind losreißen und hinaus in den Krieg eilen sehen, in ihr Vaterland, das sie doch schon Jahrzehnte nicht mehr betreten hatten. Das alles waren Bilder von elementarer Eindruckskraft.*¹ Allein im August 1914 verließen 775 Deutsche die Stadt St. Gallen. Von fast 8.000 Deutschen Ende 1913 sank ihre Zahl Ende 1914 auf 6.700. Mitte 1918, also kurz vor der Eingemeindung von zwei Vororten waren noch 5.500 Deutsche da.²

MUSTERUNG, EINBERUFUNG

Musterungen waren auch in den Konsulaten möglich. Viele Freiwillige reisten auch ohne Musterung direkt nach Deutschland. Wenn sie dort als tauglich eingestuft wurden, konnten sie nicht mehr zurück. Der deutsche Konsul Karl Wunderlich in Basel schlug im November 1915 vor, die Musterung von 1200 Wehrpflichtigen aus der Schweiz von Lörrach nach Basel zu verlegen und den tauglich Gemusterten anschließend noch 14 Tage zu Hause zu gewähren, um persönliche Angelegenheiten regeln zu können. Er sah die besondere Situation von Deutschen aus dem Ausland so: *Das Wiederaufleben-Machen militärischer Pflichten trifft im Ausland naturgemäß die, welche ihre militärische Ungebundenheit kennend, sich fester gebunden haben als dies von Militärpflichtigen geschieht. Nun besteht die Praxis an der deutschen Grenze, dass jeder für tauglich Befundene sofort dort behalten wird und ihm keine Frist gegeben wird, seine Verhältnisse zu ordnen. Das führt eine so große wirtschaftliche Unruhe und Schädigung der betreffenden Privatinteressen herbei, dass ich diese Regelung für nicht empfehlenswert halte.* Es würden schließlich auch in Zürich Musterungen durchgeführt. Doch das preußische Kriegsministerium lehnte den Vorschlag ab, es gab Bedenken, ob diese Wehrpflichtigen alle nach 14 Tagen wieder antreten würden. Der Konsul Wunderlich sah das anders: *»Ich bin aber der Meinung, dass das deutsche Volk sich genügend patriotisch erwiesen hat, um ihm auch in diesem Punkte Vertrauen entgegenzubringen, der Geist von 1914 ist noch vorhanden.*³ Tatsächlich gab das Verhalten der Soldaten aus der Schweiz eher dem Militär Recht. Bis Ende 1916 kamen aber über 40.000 deutsche Männer nach Deutschland in das Heer. Die Gesamtzahl aller aus der Schweiz kommenden deutschen Soldaten war nicht festzustellen, es ist von der Stärke eines Armee-Korps die Rede, also 40.000 bis 50.000 Mann. Man schätzt die Zahl der aus der Schweiz insgesamt kommenden Soldaten (Italiener, Franzosen, Österreicher und Deutsche) auf etwa 100.000.⁴

So meldete sich auch der in Bern lebende 37 Jahre alte Schriftsteller Hermann Hesse beim deutschen Konsulat in Bern und wurde mit dem Landsturm gemustert, aber zunächst zurückgestellt. Er wurde dann von der deutschen Gesandtschaft ab 1916 der Betreuung der deutschen Internierten in der Schweiz zugewiesen, d. h. verwundeten oder chronisch kranken Soldaten, die aus französischer oder englischer Kriegsgefangenschaft in die Schweiz gebracht wurden. Er betreute zusammen mit dem Zoologen Richard Woltereck die »Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene« und arbeitete auch für die »Deutsche Interniertenzeitung«. Er gab eine Schriftenreihe »Bücherei für deutsche Kriegsgefangene« heraus, die 22 Broschüren umfasste, unter anderem von Thomas Mann, Theodor Storm, Adalbert Stifter, Gottfried Keller, Emil Strauß, Wilhelm Schäfer, Tolstoj und Hesse selber.

Auch der Maler Otto Marquard in Gottlieben, mit Schweizer Ehefrau, wurde vom Generalkonsulat Zürich aufgerufen und meldete sich im Herbst 1915 beim Konstanzer Regiment, wofür ihn seine Karlsruher Malerkollegen verspotteten, die gerne in die Schweiz gegangen wären. Er wurde aber bald wieder als untauglich entlassen. Das Generalkonsulat stufte ihn 1918 erneut als untauglich ein.⁵

Ein Schweizer Publizist (Wilhelm Ehrenzeller), der die damals schon existierende Überfremdungsdebatte mit mehr Einbürgerungen lösen wollte, formulierte 1915 so: Eine

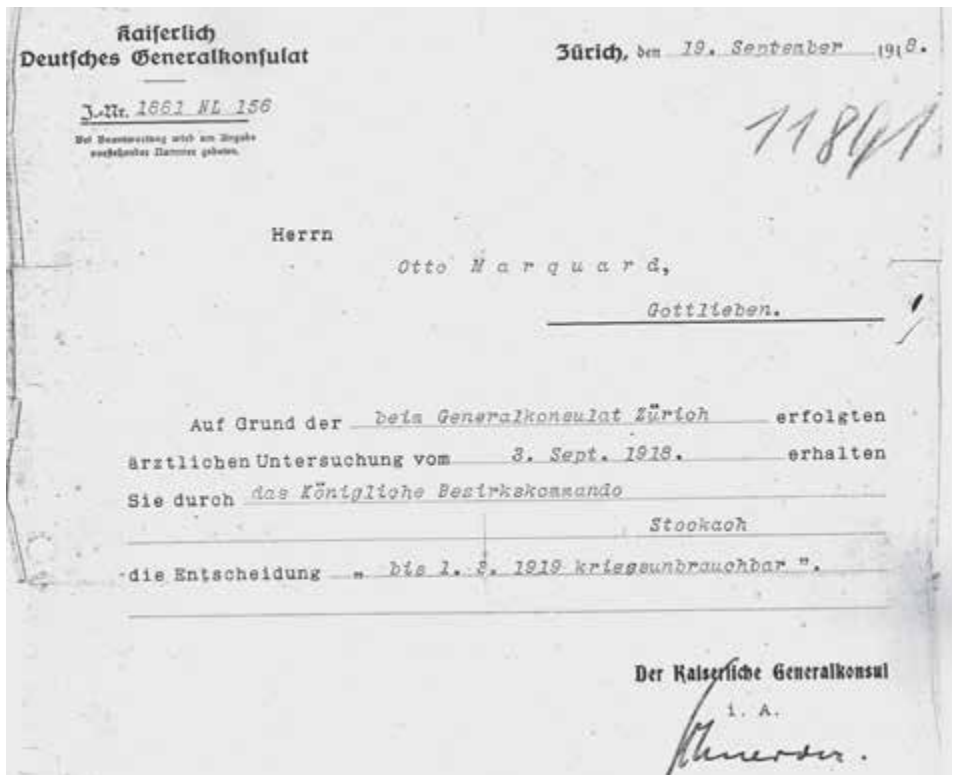


Abb. 2: Zurückstellung des Malers Otto Marquard in Gottlieben durch das Deutsche Generalkonsulat Zürich, 1918 (Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Otto Marquard)

schnellere Durchführung dieser Reform hätte der Schweiz manchen Bürger gerettet, der, obwohl Ausländer, ganz mit ihr verwachsen war, aber sein ursprüngliches Heimatland nicht im Stiche lassen wollte. Welch schmerzliche Konflikte ergaben sich für manchen im August 1914! Wie viele, die gut schweizerdeutsch sprachen, bei uns ihr Leben verbracht haben, liegen jetzt tot in Lothringen und Flandern, Polen und Ostpreußen! Ähnlich formulierte die Zeitung »Ostschweiz«: In diesen Tagen hat sich auch wieder gezeigt, wie rückständig wir in der Schweiz in der Frage der Einbürgerung sind. Hunderte von Männern mussten in fremde Heere ziehen, welche seit Jahrzehnten bei uns gewohnt haben, die vielleicht sogar in der Schweiz geboren sind und innerlich längst Schweizer geworden sind.⁶ Eine Gedenktafel bei der Kapelle Bernrain oberhalb von Kreuzlingen führt allein für die damals noch selbständige Gemeinde Emmishofen die Namen von 30 gefallenen deutschen Soldaten auf. Unter den Namen steht: Sie starben für das Vaterland, also sind es Deutsche. In Zürich wurde 1929 auf dem Friedhof Sihlfeld ein Denkmal »Zum Gedächtnis der im Weltkrieg gefallenen Deutschen aus Zürich und Umgebung« mit 672 Namen eingeweiht. Das katholische Pfarramt Kreuzlingen plante 1919 ein Kriegerdenkmal für gefallene deutsche und österreichische Soldaten der Region und für Schweizer Soldaten, die bei der Grenzwehr oder infolge der spanischen Grippe ums Leben gekommen waren. Es wurde aber nicht realisiert. Es gibt in der Schweiz eine ganze Reihe von Kriegerdenkmälern zum Ersten Weltkrieg, aber sicher keines für deutsche und Schweizer Soldaten. Eine solche Idee konnte eigentlich nur im Konstanzer Vorort Kreuzlingen entstehen.⁷

Die Sympathien der Schweizer waren am Anfang klar verteilt, die Deutschschweizer eher für Deutschland, die Französischschweizer eher für Frankreich. Dass Schweizer freiwillig auf deutscher Seite mitkämpften wie im Zweiten Weltkrieg, war sehr selten, zumal die Fremden Dienste für Schweizer seit 1859 eine Straftat sind. Aus Romanshorn ist ein Fall bekannt, wo ein Mann freiwillig für Österreich-Ungarn in den Krieg zog. Andererseits sollen im Ersten Weltkrieg 14.000 Schweizer auf französischer Seite in der Fremdenlegion gekämpft haben, von denen über die Hälfte gefallen sei. Ob diese Zahl realistisch ist, möchte man anzweifeln.⁸

URLAUBSSTADT KONSTANZ

Deutsche Soldaten aus der Schweiz konnten im Prinzip Urlaub in die Schweiz bekommen. Da aber immer wieder Soldaten aus diesem Urlaub nicht mehr zurückkehrten, wurde diese Möglichkeit eingeschränkt. Dies brachte der Stadt Konstanz mit ihrer besonderen Lage an der Grenze eine zusätzliche Aufgabe. Sie wurde ab 1915 Urlaubstadt für deutsche Soldaten, die ihren Wohnsitz in der Schweiz hatten. Ihre Angehörigen mussten jetzt aus der Schweiz nach Konstanz kommen. So hatte das örtliche Rote Kreuz neben Lindau auch in Konstanz die Betreuung der aus der Schweiz anreisenden Angehörigen zu übernehmen. Es durften Eltern oder Ehefrau mit Kindern anreisen. Manche Ehefrau reiste mit vier bis sechs Kindern an, die ihren Vater wieder einmal sehen soll-

ten. Manche Ehefrau kam viel zu früh, und manchmal erschien der Ehemann auch gar nicht. Die Angehörigen wurden ohne Kosten für sie meist privat, aber auch in Pensionen bzw. einem Urlauberheim in der Nähe des Torkelbaus untergebracht. Die Verpflegung übernahm eine Volksküche in der städtischen Speisehalle, die von Vinzentius-Schwestern geführt wurde. Waren es im Sommer 1916 im Monat durchschnittlich 270 Soldaten und 300 Angehörige, so stieg die Zahl 1917 bis auf 500 Soldaten und 1000 Angehörige im Monat an. Das Rote Kreuz wandte sich schon im Sommer 1916 an den deutschen Hilfsverein in Zürich und an das Generalkonsulat und bat um eine Begrenzung der Zahl der Angehörigen. Es kam zu Unmutsäußerungen vor allem von Frauen aus der Schweiz, deren Männer seit 1914 an der Front waren und die vielleicht den militärischen Ton in Deutschland nicht mehr hinnehmen wollten. Oberbürgermeister Dr. Hermann Dietrich klagte: *Dadurch dass diese Personen abteilungsweise verpflegt werden müssen, werden diese oft so ungemütlich, dass der Aufsicht die Aufrechterhaltung der Ordnung außerordentlich erschwert wird ... Es ist deshalb nicht ratsam, wenn eine so große Anzahl Personen aus dem Ausland auf einem Platz vereinigt wird. Wir ersuchen deshalb dringend um Abhilfe.*⁹ Über die Aufteilung der Kosten gab es jahrelange Auseinandersetzungen zwischen der Stadt Konstanz, örtlichem Roten Kreuz, Landesverein vom Roten Kreuz, Kriegsministerium und Reichsschatzamt, die sich bis in die Nachkriegszeit hinzogen.

SOLDATENFAMILIEN

Die Schweizer Regierung erklärte bei Kriegsausbruch, dass sie keine notleidenden deutschen Soldatenfamilien ausweisen werde, wenn Deutschland für deren Unterstützung Sorge. Diese Zusage kam aus Deutschland, doch schon Mitte August erwähnte der deutsche Gesandte Freiherr Gisbert von Romberg *große Not und Verstimmung unter Deutschen, und einzelne Cantone mit Ausweisung drohen.*¹⁰ Es zeigte sich auch bald, dass durch Geschäftstillstand und Arbeitslosigkeit auch Familien ohne eine Einberufung zum Kriegsdienst in Not gerieten und in die Unterstützung einbezogen werden mussten. Bei den vielen Anträgen auf Unterstützung wie auch bei der Verteilung von Geldern waren die Konsulate auf die Mitwirkung der deutschen Hilfsvereine, aber auch auf die Schweizer Gemeindebehörden angewiesen, wenn es um Prüfung der Verhältnisse ging. Der Regierungsrat des Kantons St. Gallen richtete bereits am 8. September 1914 ein Kreisschreiben an Bezirksämter und Gemeindebehörden *betr. Unterstützung notleidender Ausländer*. Er informierte sie über die vorgesehenen Zahlungen der Kriegsmächte an die Soldatenfamilien und forderte die Gemeinden auf, bei der Überprüfung der Familienverhältnisse mitzuwirken, und bat sie, eventuell Vorschusszahlungen zu leisten, die ihnen vom Generalkonsulat Zürich erstattet würden.¹¹ Mitte September 1914 lagen bereits fast 4.000 Anträge von Soldatenfamilien auf Unterstützung vor, davon 415 für St. Gallen. Im Jahre 1915 wurden 16.000 Soldatenfamilien mit 37.800 Angehörigen unterstützt.

Die Familien der deutschen Soldaten in der Schweiz erhielten über die Hilfsvereine nach den Regeln für Familien in Deutschland vom Deutschen Reich die sogenannte Reichskriegsunterstützung ausgezahlt. Der Richtsatz betrug zunächst bis zu 1 Mark pro Tag für die Ehefrau eines Soldaten und 40 Pfennig für ein Kind. Auch Wochenbetthilfe bei Geburten gehörte zu diesem Programm. In der Schweiz konnte man gut vergleichen. Am meisten bekamen die österreichischen Soldatenfamilien in der Schweiz, es folgten die Schweizer Wehrmännerfamilien, am wenigsten erhielten die italienischen. Deutschland und Frankreich lagen etwa gleichauf in der Mitte.

Hinzu kam die direkte Unterstützung durch die deutschen Hilfsvereine in der Schweiz. Ausführlich konnte der Vorsitzende des Zürcher Hilfsvereins, der Theologe Prof. Dr. Arnold Meyer, früherer Rektor der Universität Zürich, in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 4. November 1914 die Aufgaben und die Organisation der Hilfsvereine darlegen. Es gab 1914 22 deutsche Hilfsvereine in der Schweiz mit etwa 3.800 Mitgliedern, bei Kriegsende 27 Hilfsvereine mit 5.000 Mitgliedern, außerdem in Zürich einen zentralen Ausschuss aller Hilfsvereine. An dessen Sitzungen nahm 1918 auch der Konstanzer Ratschreiber Bühl teil. Zentrale aller Hilfsorganisationen war das Kaspar-Escher-Haus in der Stampfenbachstraße 19, ab 1918 das Gebäude Stampfenbachstraße 69.¹² Aufgabe dieses Vorort-Ausschusses war es, z. B. Kohlenspenden aus Deutschland gerecht zu verteilen oder die deutsche Reichsnothilfe für bedürftige Familien oder Personen, wo es nicht um Soldaten ging. Da waren ab Dezember 1914 40.000 Sfr. pro Monat zu verteilen, von denen allein je 6.000 Sfr. nach St. Gallen und Basel gingen. Tatsächlich wurde aber stets ein Teil der Reichsnothilfe auch dazu verwendet, die Lage der Soldatenfamilien zu verbessern. Sie sollten aber nicht mehr Mittel zur Verfügung haben als Schweizer Wehrmannsfamilien. Als diese Praxis 1916 untersagt wurde, protestierten die deutschen Hilfsvereine. Die Kriegsunterstützung wurde daraufhin erhöht, die Reichsnothilfe gesenkt. Der St. Galler Hilfsverein sprach von St. Gallen als der teuersten Stadt der Schweiz, wo hohe Arbeitslosigkeit herrsche und keine Heimarbeit möglich sei. Unterstützt wurden dort vor allem Handwerker, Tagelöhner und Fabrikarbeiter. Der Niedergang der Stickerindustrie wirkte sich hier besonders aus. Der St. Galler Hilfsverein unter der Leitung von Prof. Dr. Eduard Otto Schulze, Rektor der Handelhochschule, war anfangs für die Kantone St. Gallen und beide Appenzell zuständig, ab 1915 aber nur noch für die Stadt St. Gallen. Zu den Aufgaben der Hilfsvereine zählten auch Verhandlungen wegen Senkung oder Stundung von Mieten in Notlagen. Eine Lösung in Zürich sah so aus, dass der Hilfsverein einen Teil der Unterstützung einbehielt und direkt als Mietbeihilfe an den Vermieter überwies, was diesem eine gewisse Sicherheit bot. Es gab aber auch Fälle, wo eine Familie in ihrer Not statt Miete Möbelstücke abgeben musste.

Eine Unterstützung von ausländischen Soldatenfamilien durch Schweizer kommunale Armenbehörden war nicht vorgesehen. Der Sekretär der Allgemeinen Armenpflege Basel Theodor Frey, der Umfragen in der Schweiz gemacht hatte, gab den St. Galler Standpunkt 1917 so wieder: »Wir halten dafür, dass in der ganzen Schweiz die Un-

terstützung von Kriegerfamilien sowohl als von zurückgekehrten Invaliden ausschließlich den resp. Heimatstaaten überlassen werden sollte. Eine einheitliche Praxis in allen Kantonen ist schon deswegen empfehlenswert, weil dann eine Zuwanderung am besten vermieden werden kann. Der Bundesrat sollte unsers Erachtens bindende Vorschriften aufstellen und dafür sorgen, dass ihnen auch nachgelebt wird.«¹³ Eine Unterstützung von Bedürftigen ohne Zusammenhang mit einer Einberufung war im Niederlassungsvertrag von 1909 geregelt, aber auch die Möglichkeit einer Heimschaffung nach Deutschland. Das oben genannte Kreisschreiben empfahl aber, von dieser Möglichkeit nur mit Vorsicht und ohne Härte Gebrauch zu machen. Das deutsche Generalkonsulat in Zürich bat 1915 die Schweizer Gemeinden um Mithilfe und wollte ihnen einen Teil der Aufwendungen aus der Reichsnothilfe erstatten. In St. Gallen bekamen deutsche und österreichische Bedürftige aus der Notstandskasse bis zu einem Drittel des Gesamtbedarfs, während Italiener eher leer ausgingen. Diese Notstandskasse zahlte im Jahre 1915 an etwa 700 Schweizerbürger aus dem Kanton etwa 26.000 Sfr. aus und an 215 Deutsche immerhin 10.000 Sfr. Der dortige Hilfsverein erwähnt in seinen Jahresberichten auch Zahlungen des Armensekretariats St. Gallen. Dieser Hilfsverein musste in seinem Jahresbericht 1917 aber auch klarstellen, dass es für die Reichsnothilfe keinen Rechtsanspruch gebe, dass also Arbeitslose nicht erwarten könnten, hier vom Reich unterstützt zu werden, wenn sie in Deutschland gut bezahlte Arbeit finden würden. Der Hilfsverein unterstützte aber auch die Ausreise von bedürftigen Deutschen.

Der Kreuzlinger Hilfsverein von 1916, der sein Büro im Gemeindehaus hatte, konnte zunächst bei der Stadt Konstanz Kartoffeln einkaufen. Als die Ausfuhr von Kartoffeln verboten wurde, konnten die Deutschen aus Kreuzlingen mit besonderen Gutscheinen jede Woche ein Paar Kilo Kartoffeln aus Konstanz holen. Bei der Kohleversorgung gab der Konstanzer Kommerzienrat Wilhelm Stiegeler aus seiner Kreuzlinger Lagergesellschaft Stromeyer verbilligt Kohlen ab. Die Kriegsunterstützung zahlte in Kreuzlingen das katholische Pfarramt im Unterrichtszimmer des Pfarrhauses aus, ebenso in Emmishofen das katholische Pfarramt mit Dekan Fink. Den Vorsitz des Hilfsvereins hatte zunächst der Kreuzlinger Pfarrer J. Schlatter, dann ab Juli 1917 der Apotheker Friedrich Kaupp. Wenn in Kreuzlingen 400 und in Emmishofen 90 Soldatenfamilien unterstützt wurden, dann ist die Gesamtzahl der Soldaten aus diesen Orten natürlich höher, denn nicht jede Soldatenfamilie wurde bedürftig, am ehesten die Familien, wo der Ehemann eingezogen wurde, weniger die Familien, wo der Sohn Soldat wurde.

Ganz nebenbei hat die Stadt Konstanz auch noch ab 1917 7.000 deutsche Kinder auf der Durchreise zur Erholung in der Schweiz versorgt. Für dieses Kinderprogramm wurde eine Zentralstelle in Zürich eingerichtet, das Programm lief bis 1920. In einem Bericht des Zentralverbandes Zürich ist allerdings davon die Rede, dass zu viele gutsituierte Kinder mit zu viel Taschengeld kamen. Die deutschen Städte, aus denen die Kinder kamen, spendeten dann aber auch für die Erholung von Kindern von Schweizer Wehrmännern. Nach einer Zusammenstellung des »Hilfsbundes« von 1920 kamen 1917 7.000

deutsche Ferienkinder, 1918 3.700 Kinder und 1919 13.000 Kinder in die Schweiz. Der Zentralverband Zürich meldete bis zum 1. Dezember 1920 20.400 Kinder aus Deutschland durch die Schweizerfürsorge für deutsche Kinder und das deutsch-schweizerische Hilfskomitee für notleidende deutsche Kinder.

Der Krieg brachte noch zwei besondere Gruppen hervor: zum einen Kriegerwitwen und zum anderen invalide Soldaten, die noch während des Krieges in die Schweiz zurückkehrten. Diese Gruppen hatten ab Ende 1915 einen eigenen Verband, den »Hilfsbund der deutschen Kriegerfürsorge in der Schweiz«. ¹⁴ Zuvor hatte man beim Zentralverein Zürich eine freiwillige Kriegssteuer zugunsten dieses Personenkreises eingeführt. Eine kleinere Finanzierungsmöglichkeit schuf man 1916 in Zürich mit einem Eisernkreuz-Tisch. Hier konnte man für fünf, drei oder einen Franken goldene, silberne oder eiserne Nägel in den Tisch einschlagen. Der »Hilfsbund« kaufte Anfang 1918 in Davos das Lungensanatorium Valbella und machte daraus ein Deutsches Kriegerkurhaus. Das ist das Sanatorium, das Thomas Mann für den »Zauberberg« inspirierte und das bis vor einigen Jahren im Besitz der Bundesrepublik Deutschland war. Probleme dieses Personenkreises waren bei den invaliden Männern die Vermittlung von Heilfürsorge, die berufliche Eingliederung oder Umschulung, bei den Kriegerwitwen die geringen Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Man legte den Frauen nahe, sie sollten doch nach Deutschland gehen, dort würden sie immer Arbeit in der Kriegswirtschaft finden. Und das zentrale Problem war wohl, dass die Renten aus Deutschland nach und nach einen Kursverlust erlitten. Gab es 1914 für eine Witwenrente von 60 Mark monatlich noch 75 Franken zum offiziellen Kurs von 1: 1,25, so waren es 1917 nur noch 38 Franken. Der Hilfsbund hatte Ortsvereine in der Nordostschweiz in St. Gallen, Herisau, Kreuzlingen, Rorschach, Stein am Rhein, Schaffhausen, Wattwil und Winterthur. Die Ortsvereine waren in Bezirksgruppen zusammengefasst.



Abb. 3: Der Hilfsbund. Zeitschrift des Hilfsbundes für Deutsche Kriegerfürsorge in der Schweiz (Zentralbibliothek Zürich)

Ende 1916 ging man von über 1.075 gefallenen Soldaten aus, von denen zwei Drittel verheiratet waren und 1.034 Kinder hatten. Ende 1919 betreute der »Hilfsbund« mit 5.300 Mitgliedern 830 Invalide, 1.200 Witwen und 2.040 Kinder, ferner 200 Eltern von gefallenen Söhnen, zusammen 4.270 Personen. Da zahlreiche Soldatenfamilien nach Deutschland zurückgekehrt waren, lässt sich aus diesen Angaben eine Gesamtzahl der gefallenen Soldaten aus der Schweiz nicht ermitteln. Wenn ein deutscher Soldat aus der Schweiz gefallen war, schickten deutsche Dienststellen entweder formlose Schreiben oder einen Auszug aus der Wehrstammrolle an den Schweizer Wohnort. Da die Schweizer Zivilstandesämter aber nicht bereit waren, auf dieser Grundlage eine Sterbeurkunde auszustellen, wurde die bürokratische Regelung getroffen, dass die Zivilstandesämter diese Mitteilungen über das Eidg. Justiz- und Polizeidepartement in Bern an das Auswärtige Amt in Berlin schickten, damit in Deutschland eine Sterbeurkunde erstellt wurde.¹⁵

Ein weiterer Sonderfall waren die sogenannten Werkleute. Das waren Wehrpflichtige, die nicht zum Heer, sondern zur Rüstungsindustrie eingezogen wurden und dementsprechend mehr verdienten. Von ihnen wurde erwartet, dass sie einen Teil ihres Lohnes an die Familie in der Schweiz überwiesen, was aber nicht immer funktionierte. Und auch hier spielte der Kursverlust eine Rolle, weshalb die Angehörigen in der Schweiz ebenfalls unterstützt werden mussten.



Abb. 4: Jahresbericht des Deutschen Hilfsvereins Kreuzlingen, 1917/18 (Schweizerisches Sozialarchiv Zürich)

Zu den Aufgaben der Hilfsvereine gehörte auch Unterstützung für Personen oder Familien, die in ihrer Not wieder nach Deutschland zurückkehren wollten. Es gab sogenannte Gesandtschaftsbillette zum halben Preis bis zur Grenze bzw. bis über den Bodensee. Anschließend konnten die Rückkehrer kostenlos auf den süddeutschen Bahnen zu ihrem Heimatort weiterreisen. Das Generalkonsulat Zürich, das für 10 Kantone vom Thurgau bis Obwalden zuständig war, richtete in Kreuzlingen eine Passstelle ein, die von einem Konsul geleitet wurde. Auch Reisen zu Urlaubersoldaten in Konstanz mussten unterstützt werden. Aber es floss auch Geld aus Deutschland an die Hilfsvereine sowohl von einzelnen Landesregierungen wie von den Heimatgemeinden der Deutschen. Die höchsten Beträge von Regierungen kamen aus Baden, Württemberg, Bayern, Österreich

und von der Reichsregierung. Aus der Herkunft dieser Gelder lässt sich ersehen, dass die meisten Deutschen in der Schweiz aus den süddeutschen Ländern stammten. Am meisten Geld floss an den St. Galler Hilfsverein, der in mehreren Jahren bis zu 23.000 Sfr. aus Deutschland von den Heimatgemeinden und Armenbehörden erhielt. Auch die Kreisarmenkasse bzw. der Landarmenverband Konstanz überwies stattliche Beträge nach St. Gallen, aber auch an andere Hilfsvereine. Die landsmannschaftlichen Vereine in der Schweiz spendeten ebenfalls für die deutschen Hilfsvereine, aber auch Schweizer Familien. Sowohl Kaiser Wilhelm II. im Mai 1915 als auch Reichskanzler Bethmann-Hollweg im Dezember 1915 dankten den Hilfsvereinen für ihren Einsatz.¹⁶

Doch immer wieder kam es zu Unmutsäußerungen über die mangelnde Versorgung und Fürsorge. Dieser Unmut wurde offensichtlich besonders deutlich, wenn die Soldatenfrau eine Schweizerin war. Es war das Gefühl der doppelten Bedrohung, der Mann in Gefahr an der Front, die Frau im eigenen Land vor dem sozialen Absturz. Schon 1916 hatte Prof. Dr. Arnold Meyer vom Zürcher Hilfsverein die Gesandtschaft darüber informiert, dass *in oft feindseliger Umgebung die Wehrmannsfrauen schweizerischer Herkunft nicht immer deutsch patriotisches Gefühl haben und ihrem Groll in ihrer Umgebung Luft machen.*¹⁷ Die Frauen würden ihren Männern im Felde ihr Leid klagen, was sich doch auch auf die Kampfesfreudigkeit auswirken könne. Im September 1917 schickten 252 deutsche Wehrmännerfrauen aus St. Gallen eine Eingabe an das Auswärtige Amt und verlangten eine höhere Kriegsunterstützung, mit Verweis auf die österreichischen Zahlungen. Eine österreichische Kriegerfrau mit Kindern bekam inzwischen doppelt so viel Unterstützung wie eine deutsche Kriegerfrau. Sogar das Kriegsministerium musste im Sommer 1918 eingestehen, dass diese Diskrepanz dem deutschen Ansehen schade und die Wehrmannsfrauen der schweizerischen Sozialdemokratie in die Arme treibe. Immerhin war es Ende April 1918 in Zürich zu einer Aussprache zwischen Vertretern der Arbeiter-Union Zürich und einer Delegation von Wehrmannsfrauen mit dem deutschen Hilfsverein Zürich in Anwesenheit des Generalkonsuls gekommen. Dabei drohten die Gewerkschaftsvertreter sogar öffentliche Demonstrationen zugunsten der Wehrmannsfrauen an. In St. Gallen schickte die Arbeiterorganisation Christlich-Soziales Kartell im Juli 1918 eine Petition an das Auswärtige Amt und an den Reichstagsabgeordneten Matthias Erzberger. Sie forderte höhere Beträge für die Soldatenfrauen. Das Kartell hatte vor dem Krieg zahlreiche deutsche Mitglieder gehabt, die jetzt beim Heer waren. Auch in den Protokollen der gemeinsamen Tagungen der deutschen Hilfsvereine in der Schweiz im Jahr 1918 ist von Unmutsäußerungen der Ehefrauen die Rede, die teilweise aber ebenfalls der Beeinflussung durch Sozialdemokraten angelastet wurden.

Nach einer Zusammenstellung des »Hilfsbundes« aus dem Jahre 1920 wurden im Jahre 1918 18.000 Soldatenfamilien mit 50.000 Personen unterstützt. Im ganzen Zeitraum von August 1914 bis November 1919 flossen vom Deutschen Reich über die Hilfsvereine 54 Mill. Sfr. Kriegsunterstützung an Wehrmannsfamilien, bei der Reichsnothilfe kamen 1,588 Mill. Sfr. aus Deutschland. Hinzu kamen 212.000 Sfr. von deutschen Gemeinden

und Armenverbänden und 68.000 Sfr. von Einzelstaaten. Aus eigenen Mitteln unterstützten die Hilfsvereine in diesem Zeitraum 67.500 Personen mit 1,4 Mill. Sfr. Das Deutsche Reich hatte über Hilfsbund und Hilfsvereine 62,6 Mill. Sfr. ausbezahlt, die Eigenleistung von Hilfsvereinen und »Hilfsbund« betrug 2 Mill. Sfr. Zu den Leistungen gehörte auch noch eine Deutsche Darlehensgenossenschaft ab 1917, die Ende 1919 bei 860 Mitgliedern 345 Schuldner mit 373.000 Sfr. Darlehen aufwies. Sie sollte zurückkehrende Soldaten beim Wiederaufbau ihres Geschäftes unterstützen.¹⁸

DESERTEURE UND REFRAKTÄRE

Je länger der Krieg dauerte und je mehr die Schrecken dieses Krieges bekannt wurden, umso mehr nahm auch die Zahl der Urlauber zu, die vom Urlaub nicht mehr an die Front zurückkehrten. Sogar der deutsche Generalkonsul Alexander Faber du Faur in Zürich und der Leiter des dortigen deutschen Hilfsvereins Prof. Dr. Arnold Meyer mussten eingestehen, dass sie Garantien für Personen abgegeben hatten, die dann doch nicht mehr zu ihrer Truppe zurückkehrten. Die Hilfsvereine konnten Stellungnahmen abgeben, mit denen das Urlaubsgesuch eines Soldaten befürwortet werden konnte. Beim Hilfsverein Zürich schätzte man die Zahl der Deserteure auf 60–70 Prozent der Urlauber. Der deutsche Hilfsverein Winterthur klagte im Jahresbericht 1917 über *34 Fahnenflüchtige unseres Bezirks, die mit Schuld tragen an der Erschwerung der Beurlaubung ihrer Kameraden*. Der Urlaub in der Schweiz wurde also mehr und mehr eingeschränkt. Zu den Deserteuren kamen noch die Verweigerer hinzu, die so genannten Refraktäre, also Zivilisten, die sich weigerten, einer Musterung oder Einberufung zu folgen. In der Schweiz waren das vor allem jüngere Deutsche, die ohne Bezug zu Deutschland in der Schweiz aufgewachsen waren und jetzt verweigerten. Hinzu kamen Verweigerer und Deserteure, die sich aus Deutschland in die Schweiz absetzten, wobei der Fall Rolf Reventlow, Sohn der Schriftstellerin Franziska von Reventlow besondere öffentliche Aufmerksamkeit erregte. Er flüchtete im Sommer 1917 im Ruderboot von Konstanz nach Kreuzlingen. Ein deutscher Reserveoffizier, der sich in Ermatingen aufhielt, schrieb im September 1917 an das Generalkonsulat in Zürich: *Die Zahl der Desertionen aus dem deutschen Heer in das Schweizer Gebiet hat im hiesigen Grenzgebiet derart zugenommen in letzter Zeit, dass ich es für meine Pflicht halte, besonders darauf hinzuweisen. In den letzten Tagen sind drei Mann in der Nähe von Schaffhausen desertiert, ein Mann in der Nähe von Konstanz, vergangene Nacht ist ein Feldwebel Knecht vom Inf. Reg. 114 über den Bodensee geschwommen und hier in Ermatingen an Land gekommen.*¹⁹ Auch Fluchthelfer betätigten sich im Grenzgebiet. Am späten Abend des 28. August 1918 brachte ein junger Metzger aus Konstanz einen aus Zürich stammenden deutschen Soldaten in der Nähe des Gottlieber Zolls bei Konstanz heimlich über die Grenze. Ein Schweizer Grenzwächter bemerkte die beiden. Auf seinen Zuruf blieb der deutsche Soldat sofort stehen, denn er hatte sein Ziel, die Schweiz, ja erreicht. Der deutsche Fluchthelfer rannte

aber zurück und wurde von dem Grenzwächter erschossen.²⁰ Es gab sogar deutsche militärische Dienststellen, die Fahndungsgesuche in die Schweiz schickten. Das Stellvertr. Generalkommando des XIV. Armeekorps wollte Anfang 1917 sogar Beurlaubungen an die Schweizer Grenze nicht mehr gestatten und schlug Orte wie Rastatt oder Achern für ein Zusammentreffen mit den Angehörigen aus der Schweiz vor, doch wehrte sich der Landesverein des Roten Kreuzes gegen eine solche Regelung. Und so erlaubte die Armee weiterhin in *dringenden Fällen* Urlaub an der Schweizer Grenze.²¹ Im Laufe des Krieges nahm auch die Zahl der Refraktäre aus Deutschland zu. Deserteure und Refraktäre hatten in der Schweiz einen prekären Status, sie konnten nicht mehr nach Deutschland reisen, ihre Papiere wurden irgendwann ungültig. Sie mussten eine Kautions bezahlen, die viele in Kleinstbeträgen abstotterten. Die Schweizer Regierung traf mit einem Beschluss vom 30. Juni 1916 eine erste Regelung. Die Armee wies die über die Grenze gekommenen Deserteure den Kantonen zu, die von da an zuständig waren. Die Refraktäre sollten dort bleiben, wo sie wohnten. Der Regierungsrat des Kantons St. Gallen rechtfertigte diese Kautions in einem Kreisschreiben vom 31. Juli 1916 *aus der Erwägung, dass dem geduldeten Deserteur und Refraktär bewusst werden soll, er müsse sich die Duldung aus eigener Kraft verdienen*. Wer nicht zahlen wollte oder konnte, riskierte Geld- oder Arreststrafen oder sogar die Einweisung in eine Zwangsarbeitsanstalt. Deserteure mit eigener Liegenschaft oder eigenem Geschäft, also solche, die schon vor 1914 in der Schweiz gelebt hatten, sollten als Niedergelassene behandelt werden, die übrigen aber nur eine Aufenthaltsbewilligung erhalten.²² St. Gallen hatte Ende 1916 104 Deserteure und Refraktäre, darunter 29 Deutsche, 33 Österreicher, 20 Italiener und 14 Russen. Von ihnen waren 26 verheiratet und 78 ledig. Der Bundesrat legte diese Kautions im November 1917 nach Familienstand auf mindestens 500 Sfr. für Ledige und mindestens 1000 Sfr. für Verheiratete fest. Die Kautions wurde zunächst von den Refraktären und Deserteuren erhoben, die nach Kriegsausbruch aus dem Ausland in die Schweiz gelangt waren. Bei denen, die 1914 bereits in der Schweiz lebten, wurde sie verlangt, wenn sie keine gültigen Papiere mehr hatten. Ausweisungen aus der Schweiz ins Ausland oder von Kanton zu Kanton sollten während der Kriegszeit nicht erfolgen, auch keine Ausweisungen aus Gemeinden aus armenrechtlichen oder polizeilichen Gründen. Deserteure und Refraktäre konnten zu Arbeitseinsätzen in öffentlichem Interesse, z. B. Bodenverbesserungen, verpflichtet werden, womit man aber schlechte Erfahrungen machte. Ausweisungen waren aber möglich bei anarchistischen oder antimilitaristischen Umtrieben oder bei Verbrechen und Vergehen.²³ In den Amtsberichten des St. Galler Regierungsrates tauchen die Refraktäre und Deserteure ab dem Jahr 1916 mit 509 Personen im Kanton auf, 1917 schon mit 1123 Personen auf. Den größten Anteil hatten die Italiener vor den Deutschen, was auch dafür spricht, dass viele von ihnen schon vor 1914 in St. Gallen gelebt haben. Denn dorthin konnten sie eigentlich nur als Urlauber gelangen.

Die öffentliche Meinung der Schweiz stellte sich zunehmend gegen die Refraktäre und Deserteure mit dem Argument, der Schweizer Wehrmann müsse bei der Grenz-

wacht dienen, während Deserteure und Refraktäre sich ein schlaues Leben machten. Im Zweiten Weltkrieg wurde im Thurgau ähnlich argumentiert. Die Deserteure hatten regelmäßige Meldepflicht, aber mit Zustimmung der Behörden konnten sie den Aufenthaltsort wechseln. Politische Betätigung war nicht erwünscht, auf dem Arbeitsmarkt kamen sie zumindest bis 1916 gut unter, weil viele Schweizer Männer bei der Grenzwacht eingebunden waren. Der Bundesrat beschloss am 1. Mai 1918, nur noch Deserteure und Refraktäre hereinzulassen, die vor 1914 in der Schweiz gelebt hatten und Familie oder Geschäft in der Schweiz hatten. Nach öffentlichen Protesten, weil dieser Erlass gegen die Schweizer Asyltradition verstoße, musste dieser Beschluss im Oktober wieder aufgehoben werden.

Im August 1918 machte die 26. Landwehrdivision der 51. Landwehrbrigade (X. Armee-Korps) eine Umfrage bei den vom Urlaub aus der Schweiz zurückkehrenden Soldaten, warum ihre Kameraden nicht zurückgekehrt seien. Als Hauptursache für Desertion nannten die Rückkehrer die Notlage der Soldatenfamilien in der Schweiz, die Folgen des veränderten Wechselkurses und die geringen Arbeitsmöglichkeiten für die Frauen. Dieses Ergebnis wanderte durch alle Hierarchien hinauf bis zum Generalquartiermeister und zum Preußischen Kriegsministerium. Die Formulierung hieß am Schluss, es gebe Zweifel, ob eine bessere Unterstützung der Familien gegen Desertion helfe, aber durch eine bessere Sorge für die Angehörigen sei auf jeden Fall ein Urlaubsverbot in der Schweiz besser zu ertragen.²⁴ Aus Basel wurden 1918 Fälle gemeldet, wo an Familien von Deserteuren versehentlich weiterhin Kriegsunterstützung ausbezahlt wurde. Eine Rückforderung erwies sich als schwierig, man befürchtete durch öffentliche Prozesse gegen Deserteure auch Schaden für das deutsche Ansehen. Die deutsche Gesandtschaft Bern stellte im November 1918 eine Akte »Unwürdige Deutsche« zusammen, nämlich Deserteure oder Refraktäre, die Inhaber oder leitende Angestellte von Firmen waren, insgesamt 31. Aus dem Bereich des neuen Konsulats St. Gallen waren dies ein Orgelbauer in Rapperswil und zwei Stickereifabrikanten in St. Gallen.²⁵

Die Zahlen der ausländischen Deserteure und Refraktäre stiegen von 15.000 Ende 1917 auf 25.000 im Mai 1919, davon 11.000 Italiener und 7.000 Deutsche. In St. Gallen lebten Ende 1918 565 Deserteure und Refraktäre mit 1370 Angehörigen. Es waren 217 Deutsche, 192 Italiener, 104 Österreicher und 50 Diverse.²⁶ Die Hälfte war verheiratet, die Hälfte ledig. Der Hinweis auf die zahlreichen Angehörigen ist natürlich ein Indiz dafür, dass es sich hier auch um viele Männer handelte, die schon vor 1914 hier lebten. Bei den deutschen Deserteuren und Refraktären insgesamt war 1917/18 das Verhältnis von Deserteuren zu Refraktären 70 zu 30, also etwa 5.000 Deserteure und 2.000 Refraktäre, bei den Österreichern 50 zu 50, bei den Franzosen aber 92 zu 8, also ganz wenig Refraktäre. Es ist aber nicht bekannt, wie viele deutsche Refraktäre und Deserteure bereits 1914 in der Schweiz lebten und wie viele während des Krieges von Deutschland in die Schweiz geflüchtet sind. Es ist schließlich ein Unterschied, ob jemand vom Heimaturlaub in der Schweiz nicht mehr an die Front zurückkehrt oder ob jemand sich unter Lebensgefahr

von Deutschland aus an die Schweizer Grenze durchschlägt bzw. ob jemand die Schweiz gar nicht verlassen hat oder aber sich als Verweigerer aus Deutschland abgesetzt hat.

Bereits am 7. Dezember 1918 verkündete der Rat der Volksbeauftragten in Deutschland eine Amnestie, ebenso Österreich, worauf die Schweizer Regierung zunächst ledige Männer, die nicht in der Schweiz geboren waren, zur Ausreise aufforderte. Die deutschen Deserteure und Refraktäre hatten bis Mitte März 1919 Zeit, sich bei einem Bezirkskommando im deutschen Grenzgebiet zu melden, wo sie sicher nicht mit einem freundlichen Empfang rechnen konnten. Anschließend konnten sie bei ihrer Heimatgemeinde einen neuen Heimatschein bekommen. Nach einer Umfrage der Gesandtschaft Bern meldete das neue Konsulat Schaffhausen unter Konsul Dr. Wendschuch 283 Wehrpflichtverletzer in seinem Amtsbezirk, davon 78 Deserteure und 205 Refraktäre. Bis zum Stichtag im März hatte das Konsulat 133 Ausweise für die Reise zu einem deutschen Bezirkskommando ausgestellt. Die Passstelle Kreuzlingen unter Vizekonsul Graf Bathusy-Huc meldete für den Bezirk Kreuzlingen 95 Deserteure und Refraktäre, von denen 64 zum Bezirkskommando Konstanz gegangen waren. Das Konsulat St. Gallen unter Konsul Freiherr von Schaumburg meldete etwa 800 Fälle von Wehrpflichtverletzung, davon 650 Deserteure. Das Generalkonsulat Zürich unter Generalkonsul Plehn meldete für seinen gesamten Bezirk etwa 6000 Wehrpflichtverletzungen, davon etwa 1500 Deserteure und 4500 Refraktäre. Etwa 1000 Personen hatten sich nicht rückgemeldet.

Im Frühjahr 1919 begann das Eidg. Justiz- und Polizeidepartement den Personenkreis der Deserteure und Refraktäre genauer zu sortieren. Refraktäre und Deserteure, die schon vor 1914 eine Aufenthaltbewilligung hatten, sollten diese wieder erhalten, ebenso Refraktäre und Deserteure, die vor dem Bundesratsbeschluss vom Juni 1916 in die Schweiz gekommen waren und eine Bewilligung erhalten hatten. Die später ins Land gekommenen sollten wieder ausreisen, auch wenn sie auf Grund der Amnestie neue Papiere erhalten hatten, nach dem Grundsatz: *Mit dem Grunde der Duldung fällt die Duldung selbst dahin*. Anderenfalls sollten sie ausgewiesen werden. Die Kautionswurde diesen Leuten vor der Ausreise aber zurückbezahlt. Sollten diese Leute jedoch in der Schweiz bleiben wollen und dabei vom Kanton unterstützt werden, so müssten sie bei der Eidg. Zentralstelle für Fremdenpolizei einen Antrag stellen und würden behandelt wie Ausländer, die sich neu in der Schweiz niederlassen wollten. Auf jeden Fall ausgewiesen werden sollten Männer, die sich nach der Amnestie nicht um neue Papiere gekümmert hatten. Bei den Gesprächen der deutschen Gesandtschaft mit dem Leiter der Polizeiabteilung des Eidg. Justiz- und Polizeidepartements, Prof. Delaquis, wurden auch Differenzen deutlich. Die Schweiz zweifelte die Staatsangehörigkeit von verurteilten deutschen Deserteuren an, so dass diese nicht mehr unter die Regeln des Niederlassungsvertrages fallen würden, was von deutscher Seite bestritten wurde. Der deutschen Gesandtschaft war vor allem wichtig, dass nicht zu viele ehemalige Deserteure auf einmal über die Grenze geschickt würden, weil dies zu *unliebsamen Reibungen* führen könnte, und bat um zeitliche Staffelung der Abschiebungen. Man befürchtete eine massive Ansammlung von arbeitslosen und

heimatlosen Deserteuren im deutschen Grenzgebiet. Die Gesandtschaft Bern rechnete im September 1919 noch mit etwa 7–8.000 deutschen Deserteuren in der Schweiz, von denen vielleicht 2–3.000 mit Ausweisung zu rechnen hatten. Tatsächlich praktizierten die meisten Kantone, abgesehen von Zürich und Basel-Stadt, gar keine Ausweisungen. Zürich wies 110 Deutsche und 94 Österreicher aus. Beim Kanton St. Gallen sank die Zahl der Deserteure und Refraktäre von 1.270 Ende 1918 auf 673 Ende 1919, wobei als Begründung nicht nur Ausreise und Ausweisung angegeben sind, sondern auch neue rechtsgültige Ausweise, also die Legalisierung des Aufenthalts. Ende 1920 waren immer noch insgesamt 18.000 Deserteure und Refraktäre im Land. Die meisten blieben also in der Schweiz.²⁷ In den Siegerstaaten wie Frankreich hätten sie auch weiterhin mit Bestrafung rechnen müssen. In Italien gab es nur eine Teilamnestie. Vielleicht befürchteten die Deutschen und Österreicher unter ihnen aber eine moralische Verurteilung bei einer Rückkehr in das Heimatland.

GRENZSPERRE 1918/19

Für deutsche Soldaten war die Schweizer Grenze bei Kriegernde erst einmal dicht. Wegen der Schweizer Grenzsperrung entstand in Konstanz und entlang der Grenze ein Stau von Soldaten auf Urlaub, die noch Besuch aus der Schweiz erwarteten, und von Tausenden von Soldaten, die von der Front kamen und in die Schweizer Heimat zurückwollten. Im Dezember 1918 hielten sich noch 1.000 Urlauber-Soldaten in Konstanz auf. Die an der Grenze Wartenden konnten genauso wie die Urlauber-Soldaten im Krieg Besuch von Angehörigen aus der Schweiz bekommen. Der letzte wartete im Februar 1920 im Urlauberheim auf Besuch aus der Schweiz, dann wurde das Heim geschlossen.

Man muss zu der Grenzsperrung erläutern, dass bereits im November 1917 in der Schweiz ein Systemwechsel im Asyl- und Niederlassungsrecht stattgefunden hatte. Obwohl die Gesamtzahl der Ausländer während des Ersten Weltkriegs massiv zurückgegangen war, hatte die Anwesenheit von Deserteuren, Refraktären und von politischen Flüchtlingen, die politisch aktiv waren, zu einem Umschwung in der öffentlichen Meinung geführt, dem die Regierung nachgab. Eine Petition an den Bundesrat für schärfere Maßnahmen erreichte über 200.000 Unterschriften. Das großzügige Recht der Vorkriegszeit wurde aufgegeben, strengere Anforderungen und Kontrollsysteme eingeführt, nämlich eine Grenzpolizei und eine Fremdenpolizei auf Bundesebene. Pünktlich zum 10. November 1918 beschloss der Schweizer Bundesrat, dass abgesehen von Personen mit Visum nur noch Leute in die Schweiz hereingelassen würden, die vor 1914 dort gelebt hatten, dort Familie und festen Beruf hatten und bei der Gemeinde erwünscht waren.²⁸

So war es völlig unreal, als Anfang Dezember 1918 die deutschen Soldaten aus der Schweiz, die in Konstanz untergebracht waren und auf die Einreise in die Schweiz warteten, eine Petition an die Schweizer Regierung schickten, sie hofften doch, an Weih-

nachten bei ihren Angehörigen in der Schweiz zu sein. Das Eidg. Justiz- und Polizeidepartement in Bern machte ihnen klar, dass das lange dauern könne, und zwar aus drei Gründen, die hier nach und nach erläutert werden sollen: 1. Seuchengefahr. 2. Politisierung der Soldaten 3. Schweizer Arbeitsmarkt.

Die Grenzsperrung wurde zunächst mit Seuchengefahr begründet, die Schweiz hatte gegen Kriegsende schwer unter der Spanischen Grippe gelitten. Jetzt hatte man offensichtlich Angst, dass die Heimkehrer aus den Schützengräben Typhus und Cholera mitbrächten. Alle deutschen Soldaten, die in die Schweiz einreisen durften, mussten zuerst in Quarantäne. Es gab aber für sie nur eine einzige Quarantänestation in Frauenfeld, für österreichische Soldaten aus der Schweiz eine in Walenstadt. Bis Frauenfeld konnten die Soldaten in Uniform reisen, anschließend in Zivilkleidern, die ihnen von zu Hause nach Frauenfeld geschickt wurden oder von den Hilfsvereinen bzw. dem Hilfsbund gestellt wurden. Das Verfahren wurde Ende November 1918 in Singen zwischen dem Hilfsbund, dem Soldatenrat und dem Schweizer Konsul bei der Passstelle in Singen Prof. Dr. Glauzer besprochen. Die Anträge sollten in Bern von der neuen Fremdenpolizei geprüft werden und dann über die Kantone an die Gemeinden gehen. Die Kriterien waren Schweizer Ehefrau und eigenes Geschäft, deutsche Ehefrau und eigenes Geschäft, ledig und in der Schweiz geboren, ledig und außerhalb der Schweiz geboren. Bei der Besprechung erklärte der Soldatenrat, dass sich 50 Prozent der Rückkehrer in der Schweiz einbürgern lassen wollten. Anschließend fand auf dem Maggi-Areal eine Informationsveranstaltung mit 2200 Soldaten statt. Im Dezember 1918 lagen 4.000 Einreiseanträge in die Schweiz vor, es wurden aber ab 2. Dezember nur fünf Transporte mit je 150 Soldaten nach Frauenfeld zugelassen, wo sie fünf Tage in Quarantäne verbringen mussten.

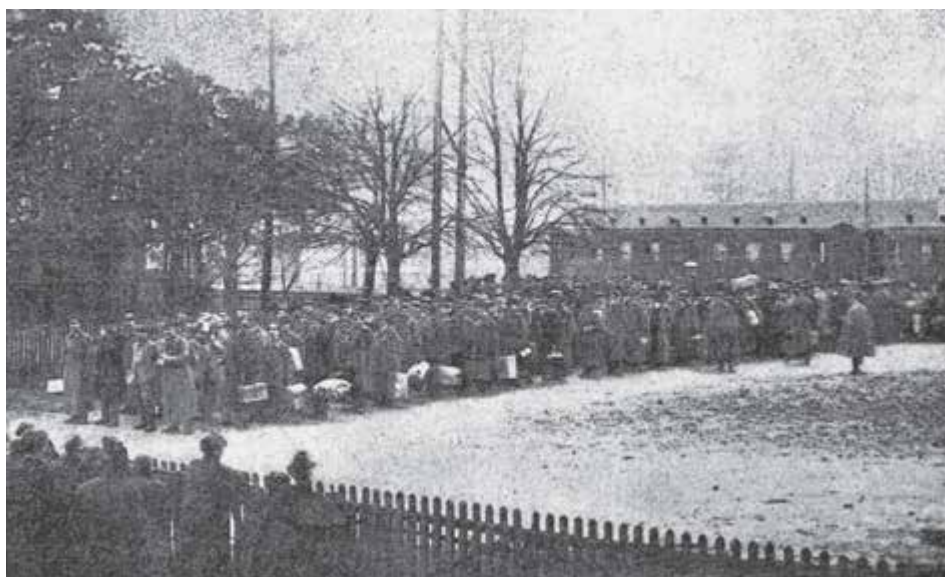


Abb. 5: Deutsche Soldaten auf dem Weg in die Quarantäne-Kaserne Frauenfeld, Dezember 1918 (Der Hilfsbund, Januar 1919, Zentralbibliothek Zürich)

Dann gab es erst mal eine Unterbrechung, auch weil die Rückmeldungen der Schweizer Heimatgemeinden fehlten. Zurück durften zuerst deutsche Soldaten mit Schweizer Ehefrau, festem Arbeitsplatz oder eigenem Geschäft. Immerhin konnten einige in Konstanz wartende Soldaten über Weihnachten einen kurzen Urlaub am Schweizer Heimatort verbringen, ohne den Umweg über Frauenfeld machen zu müssen.²⁹ Am 2. Dezember 1918 informierte das Quarantäne-Kommando der Schweizer Armee in Frauenfeld auch die Bevölkerung. Täglich sollten nun Transporte mit 132 bis 170 Soldaten aus Singen in Frauenfeld eintreffen. Eine Vorkontrolle fand in Winterthur durch Militärärzte und Heerespolizei statt, um kranke Soldaten zurückzuhalten. Nach jedem Transport wurden Waggon und Zimmer desinfiziert. Nach der Begrüßung durch den Schweizer Quarantäne-Kommandanten folgte eine Begrüßung durch den Vertreter des Hilfsbundes, der die Soldaten auch auf den schwierigen Schweizer Arbeitsmarkt vorbereitete: *Trachte jeder darnach, dass sich ein schönes, auf gegenseitiger Achtung begründetes Verhältnis zu den Schweizern herausbildet. Nicht als lästige Konkurrenten wollen wir Deutsche in der Schweiz gelten, sondern als geschätzte Mitarbeiter, zur Hebung des allgemeinen Wohles.* Es folgte als wichtigste Aktion das Bad. Es gab Beschäftigung, Unterhaltung und Spaziergänge, von weiteren hygienischen oder prophylaktischen Maßnahmen ist aber nichts bekannt. Die Soldaten durften in Frauenfeld die Kaserne nicht einzeln verlassen und die Stadt betreten, umgekehrt durften keine Zivilpersonen in die Kaserne oder ihre Kantine. Besuch von Angehörigen war nicht gestattet, Geschenke liefen über das Kommando. Am vierten Tag fand eine ärztliche Untersuchung statt. Bei der Abreise aus Frauenfeld erhielten die Soldaten 10 Sfr. Taschengeld, eine Fahrkarte vom Hilfsbund und mussten morgens den frühesten Zug in Richtung Heimatort nehmen. Für Soldaten, die in Frauenfeld krank wurden, wurde auf der Kleinen Allmend eine Baracke eingerichtet. Doch die Soldaten waren abgehärtet und robust gegen die grassierende Grippe. Sie verhielten sich gut und waren mit dem Essen zufrieden. Man ging in Frauenfeld bei der Armee von 40.000 bis 50.000 deutschen Soldaten insgesamt aus der Schweiz aus, und man rechnete mit etwa 20.000 Rückkehrern.³⁰ Beim Hilfsbund, der in Frauenfeld ein Büro einrichtete, rechnete man mit 12.000 bis 15.000 Rückkehrern. Das Auswärtige Amt zahlte eine Million Sfr. an den Hilfsbund für einen »Frauenfeld-Fond«. Die an der Grenze wartenden Soldaten wurden auf die Region verteilt, Militärlager in Schopfheim, Waldshut, Zell, Villingen, Konstanz und vor allem Singen eingerichtet, allein 1.000 Soldaten kamen zu Notstandsarbeiten in die Kasernen auf dem Heuberg. Das Generalkommando des XIV. Armeekorps in Karlsruhe wollte die übrigen Soldaten in ihre deutsche Heimat, zu ihrer Truppe oder zum Grenzschutz weiterleiten. Die Soldaten wollten aber nicht von der Grenze weg, weil sie befürchteten, dann keine Chance mehr für eine Einreise in die Schweiz zu haben. Das Generalkommando richtete daraufhin in Singen eine Abfertigungsstelle für Soldaten aus der Schweiz ein. Die geringsten Chancen hatten ledige Männer, die nicht in der Schweiz geboren waren, sondern vor 1914 mit ihren Eltern dorthin gezogen waren. Wer endgültig abgelehnt war, konnte für acht bis 14 Tage einreisen, um persönliche Dinge zu regeln oder die Ausreise seiner Familie vorzubereiten.³¹

Dann gab es Bedenken wegen der Politisierung der Frontsoldaten durch Umsturz und Niederlage, die Schweiz hatte gerade einen großen Landesstreik zu bewältigen. Die innenpolitische Lage in Deutschland wirkte sich hier also negativ auf die Entscheidungen aus. In Singen, wo die Schleuse zur Schweiz war und sich die größte Menge an Soldaten auf dem Maggi-Areal aufhielt, bildeten diese Soldaten einen »Soldatenrat deutscher Wehrmänner aus der Schweiz«, was in der Schweiz als Provokation und Zeichen von revolutionärer Gesinnung aufgefasst wurde. Der Soldatenrat hat sich dann sehr schnell in »Ausschuss deutscher Wehrmänner aus der Schweiz« umbenannt. Auch der Hilfsbund versuchte in seinem Bericht über Frauenfeld Anfang 1919 die Schweizer Öffentlichkeit zu beruhigen. Es gebe weder in Singen noch in der Schweiz einen Soldatenrat, und es gebe unter den Wehrmännern aus der Schweiz auch keine bolschewistischen Tendenzen.

Hinzu kamen aber mehr und mehr die arbeitsmarktpolitischen Argumente angesichts des schwierigen Schweizer Arbeitsmarktes bei Kriegsende. Es gab viele Arbeitslose, und die Deutschfreundlichkeit war im Schwinden. Auch das Generalkonsulat Zürich berichtete im Dezember 1918 von der schlechten Stimmung gegen Deutschland und den politischen Bedenken gerade gegen jüngere Leute. Die Schweizer kaufmännischen Vereine sprachen sich gegen eine Rückkehr aller ehemaligen Soldaten aus der Schweiz aus, auch die Presse polemisierte gegen die deutschen Soldaten. Zu dieser Stimmung hat auch beigetragen, dass jetzt viele Schweizer aus Deutschland zurückkamen, die dort entlassen worden waren und nun in der Schweiz auf Arbeit hofften. Die »Thurgauer Zeitung« nannte bei diesem Thema ausdrücklich die Orte Konstanz und Singen.³² Und man musste auch feststellen, dass von den in die Schweiz eingereisten Soldaten manche sehr schnell wieder arbeitslos geworden waren.

Anfang Februar 1919 richtete der Leiter der Konstanzer Abfertigungsstelle im Namen von 500 Soldaten des Wartelagers Konstanz einen »Mahnruf« an die deutsche Nationalversammlung und forderten mehr Druck auf die Schweiz und mehr materielle Hilfe. Im April wurde eine Delegation des Singener Ausschusses im Reichsinnenministerium empfangen und drängte auf Verhandlungen mit der Schweiz. Zu diesem Zeitpunkt hielten sich in Singen noch 3.000, in Konstanz noch 500 bis 600 Soldaten aus der Schweiz auf. Im Januar 1919 konnten 1.934 Soldaten einreisen, bis Mitte Februar waren 4.252 Soldaten eingereist. Bis Ende Mai 1919 waren 11.800 Einreiseanträge gestellt worden, von denen 4.600 abgelehnt wurden, bis März 1920 waren es 15.400 Anträge und 5.800 Ablehnungen.

Die Entscheidungen trafen letztlich die Gemeindebehörden, die sich sehr viel Zeit ließen. Es gab Ablehnungen mit der Begründung, die Stelle sei bereits anderweitig vergeben oder die Stelle könne mit Schweizer Arbeitslosen besetzt werden oder der Betrieb habe keine Zukunft oder aber die Ehefrau des Soldaten wünsche seine Rückkehr nicht, also ein höchst subjektives und willkürliches Verfahren. Vor allem aus Basel und Zürich kamen viele Ablehnungen. Allein die Stadt St. Gallen hatte im Jahre 1919 1.300 Rückkehranträge auf dem Tisch sowie 400 Einsprüche gegen Ablehnungen. Beim Kanton lagen Ende 1918 646 Rückkehrgesuche von deutschen Soldaten, Ende 1919 950 Gesuche. Die

Rückreisen in den Kanton St. Gallen wurden von der deutschen Gesandtschaft unter dem neuen Gesandten Adolf Müller aber sehr positiv bewertet.³³

Bei den italienischen Soldaten, die an den Schweizer Wohnort zurück wollten, war man großzügiger, sie wurden als Spezialkräfte eingestuft, die auf dem Arbeitsmarkt

Hilfsbund für Deutsche Kriegerfürsorge Ortsgruppe St. Gallen

Nachstehende, zurückgekehrte, selbständige Wehrmänner empfehlen sich ihren Kameraden u. einem weiteren Publikum unter Zusicherung bester Bedienung

<p style="text-align: center;">Schuhmacher</p> <p>Volt, Ramorstraße 4 Demmel, Damm Nr. 2 Eraft, Felsenstraße 93 Gräffe, Wildeggstraße 21 Panermann, St. Georgenstraße 157 Mosmann, Mehrgergasse 30 Koth, Lindenstraße 81, St. Fiden Schmid Max, Hinterlauben Schollweck, Buchenthalstraße 3</p> <p style="text-align: center;">Wirte</p> <p>Schneider, Blumenstraße, zur Blumenau Braun, J. Adler, Reudorf Pöfster, Rosenberglstraße Kobler, Zürcherstraße 260</p> <p style="text-align: center;">Schneider</p> <p>Schneider Friedr., Einsieblstraße 38 Schneider Elias, Einsieblstraße 28 Schöner Wilh., Einsieblstraße 65 Schöne Jos., St. Georgenstraße 2</p> <p style="text-align: center;">Schreinermeister</p> <p>Buckhardt Karl, Dörner Erh., Caufen Terber Jakob, Langgasse 26</p> <p style="text-align: center;">Zimmermeister</p> <p>Henkel Jos., Muelen Pachauer, Scheidweg 15, St. Fiden Rötter, Rühbergstraße 1</p> <p style="text-align: center;">Maler</p> <p>Waisch, Moosbrückenstraße 4</p> <p style="text-align: center;">Massieur</p> <p>Buck Karl, oberer Graben 28</p> <p style="text-align: center;">Conditor und Conffeur</p> <p>Schensh, Waldeggstraße, Lachen-Vonnoil</p> <p style="text-align: center;">Reinigungsgeschäft</p> <p>Tsch Fidel, Marktplatz 11</p> <p style="text-align: center;">Spengler</p> <p>Buck Anton, Flaschenweg 1</p> <p style="text-align: center;">Schlosser und Drahtflechter</p> <p>Schmied, Ehed., Polarstraße 9</p>	<p style="text-align: center;">Coiffeurs</p> <p>Bozenhardt, Badianstraße Dikreutter, Gallusplatz Heilig Hugo, Frimatstraße 31 Herzog Rich., Soliathgasse 19 Idda, St. Georgenstraße 39 Kehel, Hogenbuchstraße 8 Recht, Sägegässchen 18 Reimeier, Schillerstraße 2 Reiber, Speisergasse 38 Weißhaupt, St. Jakobstraße 14 Stern Ehed., Rorschacherstraße Vauer Hans, Einsieblstraße 27 Koth Arthur, Rotkeefstraße, Heiligkreuz</p> <p style="text-align: center;">Entwerfer u. Stickerei-Zeichner</p> <p>Oppe Bruno, Goldbrunnstraße 31 Büro Webergasse Uhl Max, Rühbergstraße 50, Zeichner Rudolf Rich., Speisergasse 11, Zeichner</p> <p style="text-align: center;">Droguerien</p> <p>Geller, Zürcherstraße 37 Schilling, Langgasse 7</p> <p style="text-align: center;">Kolonialwarenhandlung</p> <p>Greven, Wassergasse 11 Lehmann, Brühlbleiche 11 Reck, Lebustraße, Bruggen</p> <p style="text-align: center;">Schmiedemeister</p> <p>Ehmann, Spielegg, St. Jofesen Schwarz, Engelburg Wittmann Ignaz, Degersheim</p> <p style="text-align: center;">Tapezierer</p> <p>Serbothe, St. Magniberg 4</p> <p style="text-align: center;">Pflästerer</p> <p>König Robert, Zieglerstraße 17</p> <p style="text-align: center;">Glaserei u. Einrahmungsgeschäft</p> <p>Reumann, Langgasse 110</p> <p style="text-align: center;">Dachdecker</p> <p>Knäbel Jakob, Zimmergartenstraße 1</p> <p style="text-align: center;">Wäscherei und Glättere</p> <p>Krottmair Math., Heimathstraße 12</p>
---	---

Abb. 6: Aus dem Krieg zurückgekehrte deutsche Handwerker empfehlen sich in St. Gallen (Der Hilfsbund, Mai 1919, Zentralbibliothek Zürich)

gebraucht wurden. Die Deutschen galten eher als Konkurrenten auf dem Schweizer Arbeitsmarkt. In Singen wurde eine Reichsfürsorgestelle für deutsche Soldaten aus der Schweiz eingerichtet, um diese an der Schweizer Grenze gestrandeten Soldaten beim Übergang in Arbeit und Wohnung im zivilen Leben zu unterstützen. Sie unterstand dem Reichswanderungsamt. Die Soldaten wurden also so behandelt, als seien sie ausgewandert und würden jetzt in ihre alte Heimat zurückkehren. Sie haben sich für ihren Einsatz für das Vaterland sicher ein anderes Ergebnis vorgestellt. Das Personal der deutschen Gesandtschaft in Bern, das im Krieg sehr aufgebläht worden war, wurde stark reduziert. Die große Abteilung für Kriegsgefangenenfragen, die den Austausch von schwerverwundeten Kriegsgefangenen zwischen Konstanz und Lyon und die Internierung von verwundeten und kranken Kriegsgefangenen in der Schweiz mitbetreut hatte, wurde nicht mehr benötigt. Andererseits wurde jetzt eine Abteilung für Soziale Fürsorge eingerichtet. Gesandtschaft und Konsulate übernahmen jetzt Aufgaben, die vorher eher von den Hilfsvereinen geleistet worden waren.

Anfang Juni 1919, als noch etwa 2.300 Soldaten an der Grenze warteten, kam es in Singen zu einer großen Konferenz mit Behördenvertretern aus Berlin als Vorbesprechung für Verhandlungen mit der Schweizer Regierung. Diese fanden Ende Juni in Bern unter Beteiligung von drei Reichsministerien (Innen, Äußeres, Finanzen) und der Schweizer Regierung statt, blieben aber ohne konkretes Ergebnis. Die Schweiz stufte die Verhandlungen zu orientierenden Besprechungen herunter. Auch der Leiter der neuen Zentralstelle für Fremdenpolizei Dr. Heinrich Rothmund, der im »Dritten Reich« eine umstrittene Rolle bei der Abweisung oder Aufnahme von jüdischen Flüchtlingen spielte, nahm an dieser Konferenz teil. Aus dem Wehrmannslager Konstanz nahm ein Feldwebel als Vertrauensmann und »Reichsbevollmächtigter« an den Verhandlungen teil. Die Deutschen drängten auf Beschleunigung des Verfahrens, die Schweizer verwiesen auf die Kompetenzen der Gemeinden und Kantone. Auf deutscher Seite gab es auch Überlegungen, das Problem der Rückkehr der deutschen Soldaten in die Schweiz mit dem Problem der Ausweisung von deutschen Deserteuren zu verknüpfen. Für den Fall von massiven Ausweisungen wollte man erreichen, dass in einer Größenordnung von 50–75 Prozent dieser Ausweisungen zusätzlich Soldaten in die Schweiz zurückkehren dürften, was vielleicht weiteren 1.000 bis 2.000 Soldaten zur Rückkehr an den Schweizer Wohnort verhelfen könnte. Immerhin hatte der Schweizer Bundesrat Eduard Müller öffentlich erklärt, es widerspreche dem Gefühl der Schweizer, wenn Deserteure in der Schweiz geschützt würden, aber aktive Wehrmänner nicht in die Schweiz zurück könnten. Klar war für die deutsche Seite aber auch, dass man große Gruppen ausgewiesener Deserteure und Refraktäre nicht in den gleichen Militärlagern an der Grenze unterbringen könnte, wo entlassene Soldaten auf die Rückkehr in die Schweiz warteten, was zu erheblichen Reibereien führen würde.³⁴

An Weihnachten 1919 konnten abgelehnte Soldaten für 14 Tage zu den Angehörigen in der Schweiz einreisen. Anschließend mussten sie wieder ausreisen, auch die

Verheirateten. Im Frühjahr 1920 entspannte sich die Situation etwas. Abgelehnte Soldaten durften einen neuen Antrag stellen, den die Schweizer Fremdenpolizei wohlwollend prüfen wollte. Aus Singen kamen über 1.000 neue Anträge auf Rückkehr. Es gab auch die Möglichkeit einer 14tägigen Einreise zur Erledigung persönlicher Angelegenheiten. Wer aber diese 14 Tage in Anspruch nahm, verzichtete damit endgültig auf die Rückkehr in die Schweiz. Die Deutschen wollten erreichen, dass wenigstens die Verheirateten einreisen könnten, und versuchten, den Schweizern klarzumachen, die Schweiz könne doch nicht die eigenen Landsleute, nämlich die Schweizer Ehefrauen, ins Elend stürzen und ihr Familienglück zerstören. Gleichzeitig drängten die deutschen Behörden jetzt aber auch die an der Grenze verbliebenen Soldaten, einen zivilen Beruf in Deutschland zu suchen und die Angehörigen mit staatlicher Unterstützung aus der Schweiz zu holen. Allerdings sollen viele Schweizer Ehefrauen erklärt haben, sie würden sich lieber scheiden lassen als nach Deutschland zu ziehen. Bei ihrer Eheschließung und danach war eine Übersiedlung nach Deutschland offensichtlich nie ein Thema gewesen. Die Militärlager entlang der Grenze wurden jedenfalls aufgelöst, nur in Breisach bestand noch ein Lager für Soldaten, die eben erst aus der Gefangenschaft zurückgekehrt waren und auch auf eine Rückkehr an den Schweizer Heimatort hofften. An Weihnachten 1920 gab es für abgelehnte Soldaten noch einmal drei Wochen Einreise zu den Angehörigen. Damit endete ein schwieriges Kapitel der deutsch-schweizerischen Beziehungen, das 1914 unter ganz anderen Vorzeichen und in ganz anderer Stimmungslage begonnen hatte.³⁵

Anschrift des Verfassers:

Dr. Arnulf Moser; Allmannsdorfer Str. 68; D-78464 Konstanz; Arnulf.Moser@t-online.de

ANMERKUNGEN

1 St. Galler Tagblatt, 4. und 10. August 1914.

2 Stadtarchiv St. Gallen (StadtStG), Politische Gemeinde, Geschäftsbericht und Amtsrechnungen für das Jahr ... (AA/1). MAYER, Marcel: Immigration nach St. Gallen zur Zeit der Stickereiblüte 1870–1914, in: BAUMANN, Reinhard (Hg.): Mobilität und Migration in der Region, Konstanz 2014, S. 229–247. 1914–1918/1919. Die Ostschweiz und der Grosse Krieg, 154. Neujahrsblatt, Hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, St. Gallen 2014. URNER, Klaus: Die Deutschen in der Schweiz. Von den Anfängen der Kolonienbildung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Frauenfeld 1976, S. 421–425.

3 Bundesarchiv Berlin (BA), R 901 (Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes), Bd. 81685 (Musterung Schweiz).

4 WYLER, Julius: Die schweizerische Bevölkerung unter dem Einfluss des Weltkrieges, Zürich 1922, S. 45–47.

5 ZELLER, Bernhard: Hermann Hesse in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek 1963, S. 68–80. BOSCH, Manfred: »Die rohe, blutsaufende Dummheit der Menschen«; Hermann Hesse und der Krieg, in: ENGELSING, Tobias (Hg.): Die Grenze im Krieg. Der Erste Weltkrieg am Bodensee, Konstanz 1914, S. 172 f. Nachlass Otto Marquard im Stadtarchiv Konstanz (StaKo). BOSCH, Manfred: Der «Friedensmaler» Otto Marquard, in: ENGELSING, S. 198 f.

6 EHRENZELLER, Wilhelm: Die Stellung der Schweiz zum Ausland. Eine Betrachtung zur gegenwärtigen Lage, St. Gallen 1915, S. 39. Die Ostschweiz, 4. August 1914.

- 7 Deutscher Hilfsverein Kreuzlingen, Jahresberichte 1916 ff. (Jahresberichte der deutschen Hilfsvereine im Schweizerischen Sozialarchiv Zürich).
- 8 St. Galler Tagblatt, 1. November 2014, darin: SCHOCH, Markus: Mit dem Krieg kam die Not. VALLIERE, Paul de: Treue und Ehre. Geschichte der Schweizer in Fremden Diensten, Lausanne 1940, S. 744 f. KREIS, Georg: Insel der unsicheren Geborgenheit. Die Schweiz in den Kriegsjahren 1914–1918, Zürich 2014, S. 208 f.
- 9 StaKo, S II 7684, 8344 (Dietrich an den Landesverein vom Roten Kreuz, 17. Juli 1917).
- 10 Die Ostschweiz, 6. August 1914. BA, R 901, Bd. 82799 (Unterstützung von Angehörigen).
- 11 Staatsarchiv St. Gallen (StaatStG), Amtsblatt für den Kanton St. Gallen, 1914/III, S. 331–339.
- 12 StaKo, S II 7684. MEYER, Arnold: Der deutsche Hilfsverein zu Zürich und seine Arbeit in der gegenwärtigen Kriegsnot, NZZ, 4. November 1914, auch als Sonderdruck, Zürich 1914, 16 S. Abgedruckt auch bei HOCHHOLZER, Renate: 150 Jahre Deutscher Hilfsverein Zürich 1856–2006, Zürich 2006, S. 104–118.
- 13 FREY, Theodor M.: Die Unterstützung der Angehörigen kriegführender Staaten in der Schweiz, o. O. o. J. (1917), S. 17. KÖLLREUTER, Otto: Das kommunale Armen- und Arbeitslosenwesen der Stadt St. Gallen, Calw 1922, S. 29. DEBES, Robert: Fünfzig Jahre deutsche freiwillige Fürsorge in St. Gallen, St. Gallen 1928. HUG, Damiana: »Heissblütige Tschinggen« und »kreuzbrave Schwoba«. Die Wahrnehmung von Italienern und Deutschen in St. Gallen an der Wende zum 20. Jahrhundert, masch. schr. Liz. Arbeit, Zürich 2001.
- 14 Zeitschrift »Der Hilfsbund. Mitteilungen aus der Deutschen Kriegerfürsorge in der Schweiz«, 1916 bis 1921. Jahresberichte des »Hilfsbunds«, 1/1916 bis 3/1918.
- 15 Amtsblatt für den Kanton St. Gallen, 1915/II, Kreisschreiben vom 15. Juni 1915.
- 16 Wilhelm II., 9. Mai 1915, Jahresbericht Hilfsverein Zürich 1915. Bethmann-Hollweg, 18. Dezember 1915, Jahresbericht Zentralverband der Hilfsvereine 1915.
- 17 BA, Bd. 82800 (Unterstützung von Wehrmännerfamilien), Arnold Meyer, 28. Juli 1916.
- 18 Der Hilfsbund, Mitteilungen, Nr. 6, Juni 1920.
- 19 ENGELSING, Tobias: Desertion im Ruderboot: Rolf Reventlow, in: Ders. (wie Anm. 5) S. 200 f. ULRICH, Bernd/ZIEMANN, Benjamin (Hg.): Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit. Quellen und Dokumente, Frankfurt 1994, S. 163.
- 20 Der Bund, 1. September 1918.
- 21 StaKo, S II 8344.
- 22 Amtsblatt für den Kanton St. Gallen 1916/II, S. 187–192. Amtsbericht des Regierungsrates an den Großen Rat über das Jahr 1918, St. Gallen 1919, S. 149 f.
- 23 StadtStG, Namenslisten Refraktäre und Deserteure (5/71/201) und Fremdenpolizei. Ausländerkontrolle, Deserteure und Refraktäre (6/3/55 VII-VIIa). StaatStG, Amtsblatt für den Kanton St. Gallen, Nr. 7, 18. August 1916, Kreisschreiben des Regierungsrates vom 31. Juli 1916. Amtsblatt Nr. 14, 6. Oktober 1916. Protokoll des Regierungsrates des Kantons St. Gallen, Bd. 442, Nr. 2190, 23. September 1916. Bd. 446, Nr. 1923, 28. Juli 1917. Amtsblatt Nr. 21, 23. November 1917, Bundesratsbeschluss vom 14. November 1917. Amtsblatt Nr. 26, 28. Dezember 1917, Kreisschreiben vom 24. Dezember 1917. RUCHTI, Jacob: Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges 1914–1919, Bd. 1, Bern 1928, S. 411–422.
- 24 BA, R 901, Bd. 82800.
- 25 Auswärtiges Amt Berlin, Politisches Archiv (PA), Gesandtschaft Bern, Bd. 371 (Unwürdige Deutsche).
- 26 StadtStG, Geschäftsbericht und Amtsrechnungen über das Jahr 1918. DURRER, Bettina: Auf der Flucht vor dem Kriegsdienst. Deserteure und Refraktäre in der Schweiz während des Ersten Weltkriegs, in: GOEHRKE, Carsten/ZIMMERMANN, Werner G. (Hg.): »Zuflucht Schweiz«: der Umgang mit Asylproblemen im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1994, S. 197–216. ARLETTAZ, Gérald et Silvia: La Suisse et les Etrangers. Immigration et Formation Nationale (1848–1933), Lausanne 2004, S. 72–77, 84–86.
- 27 PA, Gesandtschaft Bern, Bd. 378–381 (Deserteure und Refraktäre, Bd. 1–4). Amtsblatt für den Kanton St. Gallen, Nr. 4, 25. Juli 1919, Kreisschreiben vom 24. Juli 1919. Amtsbericht des Regierungsrates an den Großen Rat für das Jahr 1918, S. 149 f., für das Jahr 1919, S. 93. JAHR, Christoph: Gewöhnliche Soldaten. Desertion und Deserteure im deutschen und britischen Heer 1914–1918, Göttingen 1998, S. 116–121. ZIEMANN, Benjamin: Fahnenflucht im deutschen Heer 1914–1918, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 55/1996, Heft 1, S. 98–100.
- 28 GAST, Uriel: Von der Kontrolle zur Abwehr. Die Eidgenössische Fremdenpolizei im Spannungsfeld von Politik und Wirtschaft 1915–1933, Zürich 1999, S. 58 f.

- 29 Thurgauer Zeitung, 27. Dezember 1918, 1. Blatt. Berichte über Frauenfeld in: Der Hilfsbund. Mitteilungen aus der deutschen Kriegerfürsorge in der Schweiz, Nr. 1, Januar 1919. S. 2 f., mit Foto »Ankunft deutscher Wehrleute in Frauenfeld«.
- 30 Thurgauer Zeitung, 2. Dezember 1918, 2. Blatt. 7. Dezember, 1. Blatt, 14. Dezember, 1. Blatt.
- 31 BA, R 901, Bd. 82801, Bd. 34668 (Einreise deutscher Wehrleute in die Schweiz 1918/19). Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, 456 F 138, Bd. 1–6 (Abfertigungsstelle deutscher Wehrleute aus der Schweiz).
- 32 Thurgauer Zeitung, 5. Dezember 1918, 1. Blatt.
- 33 StadtSt, Politische Gemeinde St. Gallen. Geschäftsbericht und Amtsrechnungen über das Jahr 1919. Amtsbericht des Regierungsrates an den Großen Rat über das Jahr 1918, S. 149 f., für das Jahr 1919, S. 93.
- 34 BA, R 901, Bde. 34669–34670 (Fremdenpolizei, April bis Juli 1919). PA, Gesandtschaft Bern, Bd. 380 (Deserteure und Refraktäre, Bd. 3).
- 35 BA, R 901, Bde. 34671–34673 (Fremdenpolizei 1919/20).

Ernst Ziegler

DEUTSCHE »KRIEGSGÄSTE« IN DER SCHWEIZ WÄHREND DES ERSTEN WELTKRIEGS

Über »L'internement en Suisse des prisonniers de guerre malades ou blessés« rapportierte für die Jahre 1916 bis 1919 Major Edouard Favre, »fait par ordre« des Oberfeldarztes Oberst Carl Hauser (1866–1956). Für unsere Gegend verfasste Thomas Fuchs in den »Appenzellischen Jahrbüchern 2014« einen illustrierten Beitrag »Interniert im Appenzellerland«. Er berichtet vor allem über Teufen, Oberegg und Walzenhausen; aber auch Heiden, Herisau, Trogen und Waldstatt kommen zur Sprache. In diesem Beitrag

finden sich zudem zahlreiche weiterführende Literaturhinweise.¹

Mit diesen beiden Arbeiten ist das Thema für die Schweiz und unsere Gegend ziemlich gut behandelt. Sehr wichtig ist das Material in einer Schatulle »Aus eiserner Zeit« aus dem Nachlass von Oberstleutnant Dr. med. Moritz Ernst Steinlin (1871–1931); die vermutlich von einem Internierten angefertigte Schatulle wird im Stadtarchiv St. Gallen aufbewahrt.²

Ich habe 2012/13 einen umfangreichen Text »Zur Geschichte der Unteren und der Oberen Waid« im Auftrag des heutigen Kurhauses und Medical Centers Oberwaid verfasst mit einem kurzen Kapitel über »Deutsche Soldaten in der »Oberwaid««. Für den vorliegenden Aufsatz wurde dieses Kapitel erweitert, wobei es auch aus Platzgründen auf die »Oberwaid« beschränkt bleiben musste.



Abb. 1: Die deutschen Kriegsgäste in der Schweiz, Titel, 1917

HEIMSCHAFFUNG INTERNIERTER ZIVILPERSONEN UND VON EVAKUIERTEN

Das »humanitäre Wirken« der neutralen Schweiz begann schon wenige Wochen nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Am 24. September 1914 nahm das zivile »Schweizerische Bureau für die Heimschaffung internierter Zivilpersonen« seine Tätigkeit auf. »Zunächst vereinzelt oder in kleineren Gruppen trafen die Zivilinternierten an der Schweizergrenze ein, die Deutschen und Österreicher aus Frankreich in Genf, die Franzosen aus Österreich in Rorschach und aus Deutschland in Singen-Schaffhausen.«³ Bis Mitte März 1915 wurden über 20'000 »vom Feind bisher zurückgehaltene Franzosen, Deutsche, Österreicher und Ungarn durch die Schweiz in ihre Heimat« zurücktransportiert.⁴

Für die nach Westen vorrückenden deutschen Armeen bildete die belgische und französische Zivilbevölkerung in den besetzten Gebieten eine Gefahr. Sie war ihnen u. a. wegen Ernährungsschwierigkeiten lästig; diese Menschen mussten abgeschoben, evakuiert werden. Ihren Transport organisierten militärische Dienste der Schweiz. Bis Kriegsende wurden rund 500'000 evakuierte Personen durch die Schweiz transportiert.⁵

Zur Hilfe für die Zivilbevölkerung kamen Heimtransporte von französischem und deutschem Sanitätspersonal sowie Hilfsmaßnahmen für Kriegsgefangene und Kriegsverletzte.⁶

AUSTAUSCH VON INVALIDEN UND SCHWERVERWUNDETEN

Ende Februar 1915 konnte ein Abkommen über »den Austausch der beidseitigen schwerverwundeten Gefangenen« zwischen Deutschland und Frankreich unterzeichnet werden.⁷ Nur solche Invalide und Verwundete, deren »weitere Brauchbarkeit als Kämpfer« ausgeschlossen war und »deren körperlicher oder auch seelischer Zustand jede weitere Verwendung im Kriege« verunmöglichte, wurden ausgetauscht, d. h. nur Militärpersonen, »die eines oder mehrere Glieder, Beine, Arme, Füße, Hände, eingebüßt hatten, dann solche mit Verletzungen des Gehirns oder des Rückenmarks mit ihren schweren Folgen, Brust-, Bauch- und Beckenschüsse, Verstümmelung des Gesichtes und bedeutende Verletzungen der Mundhöhle, Streifhieb, Verkrüppelung oder Schwund der Muskeln, falsches Gelenk, Pulsadergeschwülste und endgültige Lähmungen, Erblindung beider Augen, stark verminderte Sehschärfe an dem einzigen noch verschonten Auge, Lungenschwindsucht in vorgeschrittenem Stadium, dauerndes Siechtum oder Geisteskrankheiten. Für Offiziere und Unteroffiziere wurde zudem eine Entlassung nur dann zugestanden, wenn ihre Leiden auch eine Verwendung im militärischen Instruktions- und Bureaudienst als ausgeschlossen erscheinen ließen.«⁸ So rollten denn seit Anfang

März 1915 »die langen Sanitätszüge durch die Schweiz, angefüllt mit den unmenschlich Verstümmelten, mit Geisteskranken, die im Schrecken der Schlacht aus dem Gleichgewicht geraten waren, alles gräßliche Zeugen des Weltenjammers«. ⁹

INTERNIERUNG VON KRIEGSGEFANGENEN

Diese Austauschaktion wurde im Februar 1916 ergänzt durch das »Abkommen über die Unterbringung verwundeter und kranker Kriegsgefangener in der Schweiz«. ¹⁰ Gemäss dieser Vereinbarung konnten in der Schweiz interniert werden »alle Verwundeten und Kranken, ausgenommen Nerven- und Geisteskranke, deren Leiden eine Anstaltsbehandlung erheischt, notorische Alkoholiker und solche mit ansteckenden Krankheiten solange eine Ansteckungsgefahr besteht«. ¹¹ Dem endgültigen Abschluss des »Internierungsabkommens zwischen Deutschland und Frankreich« ging ein »Versuch« voraus: je hundert Lungentuberkulose konnten am 26. Januar 1916 schweizerischen Boden betreten: »Müde, abgezehrte Gestalten, den Leidenszug und die Verbitterung in den bleichen Gesichtern, viele noch mit verbundenen Wunden, teils auf Tragbahnen, teils an Krücken, so brachte sie der schweizerische Sanitätszug nach Genf.« Dort wurden »diese bedauernswerten Opfer des Krieges« von der Bevölkerung freundlich empfangen und von Schwestern des Roten Kreuzes umsorgt. ¹² Dieses Abkommen, das auf Anregung des schweizerischen Bundesrates und mit Unterstützung des Vatikans zustande gekommen war, wurde unterzeichnet von Deutschland, Frankreich, England und Belgien. Vom Frühling 1916 bis zum Ende des Krieges kamen dann schliesslich rund 68'000 »Kurbefürftige« zur Erholung in die Schweiz. ¹³

Zahl der Internierten 1916–1918	
Franzosen	37'515
Belgier	4'326 } 45'922 Angehörige der Entente.
Engländer	4'081
Deutsche	21'225
Österreicher	411 } 21'804 Angehörige der Zentralmächte.
Ungarn	168
Total	67'726

Nicht eingerechnet sind in den aufgeführten Zahlen die »gesunden« Soldaten, die Refraktäre (einer, der sich der Aushebung zum Kriegsdienst entzieht) und die Deserteure.

Durch eine Linie von Basel zum Gotthard wurde die Schweiz zweigeteilt: die östliche Hälfte war das Internierungsgebiet der Mittelmächte (Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, Osmanisches Reich, Bulgarien), der westliche Teil jener der Entente (Grossbri-

tannien, Frankreich, Russland, Italien). Das deutsche Hospitalisierungsgebiet erstreckte sich von der Zentralschweiz über Graubünden und Glarus bis zum Zürichsee und Bodensee.¹⁴

Die neutrale Eidgenossenschaft war damals übrigens auch »in ihren Sympathien geteilt«: Die deutsche Schweiz hielt eher zu Deutschland, die welsche Schweiz eher zu Frankreich.¹⁵ Im Abschnitt »Die Abgeschobenen (Evakuierten)« schrieb Max Trechsel: »Da es sich bei diesen Unglücklichen fast ausnahmslos um Personen französischer Herkunft handelte, die zugleich auch ein lebendiges und erschütterndes Zeugnis der furchtbaren Leiden des Krieges darstellten, so bemächtigte sich gewisser Bevölkerungskreise der französischen Schweiz eine gewaltige Erregung, die ihren bedauerlichen Ausdruck fand in einer deutschfeindlichen Demonstration in der Stadt Freiburg am 15. und 16. März 1915 und es als wünschenswert erscheinen ließ, diese Transporte vom Monat Mai hinweg nunmehr seltener eintreffen zu lassen. Es zeigte sich auch hier wieder einmal mehr, wie schwer es für ein Land mit verschiedenen Volksstämmen wie die Schweiz ist, seine Neutralität zu wahren und den sich abspielenden Ereignissen objektiv gegenüberzutreten. Gerade die seelische Teilnahme, die Sympathie für den einen oder andern Teil der Kriegsführenden ist menschlich nur allzu begreiflich und sittlich durchaus zu verstehen, aber sie bedeutet doch eine gewisse Gefahr, die schließlich auch bis zur Aufgabe der politischen Neutralität führen könnte.«¹⁶

Die Auswahl »der für die Hospitalisierung in Betracht kommenden« geschah mit deutscher Gründlichkeit und unter tätiger Mithilfe von schweizerischen Ärzten sowie natürlich verschiedener Kommissionen und war höchst kompliziert (Krankheiten, Gebrechen, Gesundheitszustand).¹⁷ Wenn man das langwierige Verfahren der Auswahl studiert, wird man – bei aller Tragik des Geschehens – unweigerlich an Jaroslav Hašeks »Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk« erinnert, an das Kapitel »Schwejk vor den Gerichtsärzten«. Für die Transporte war das Rote Kreuz zuständig. Sogenannte »Sortierungsoffiziere« übernahmen die Kriegsgefangenen an den Austauschstationen Konstanz und Lyon und wiesen sie »nach der Art ihrer Krankheit« den verschiedenen Regionen zu: die Lungenkranken und Tuberkulösen unter den deutschen Hospitalisierten kamen nach Davos und Arosa, die klinischen Fälle in die Zentralschweiz, die Rheumakranken nach Bad Ragaz.¹⁸

DAS LEBEN DER HOSPITALISIERTEN IN DER SCHWEIZ

Die Hospitalisierten erhielten nach der Ankunft in der Schweiz aus deutschen Bekleidungsdepots in Zürich und Luzern neue Uniformen, Mäntel, Arbeitsanzüge, Stiefel und Wäsche. Sie wurden in Hotels und Fremdenpensionen untergebracht, wo deutsche Unteroffiziere als Ortschefs, Anstaltschefs, als Etagen- und Zimmerälteste für Ordnung

✓

Name: *Goebel* Vorname: *Walter* Grad: *Ober*
 Intern-Ort: *Oberwaid* Regiment: *2. Inf. R. 99/14*

	Stück	Ausgabe	Urs	Ausgabe	Bemerkungen
Waffenrock	X	24.12.16 18.2.17	Müller		19. November
Tuchhose	X	24.12.16 18.2.17	Müller		
Mantel	X	24.12.16	Müller		
Feldmütze	X	24.12.16 18.2.17	Müller		
Halbhände	1	24.12.16 18.2.17			
Drillich-Hose				24.12.16 18.2.17	
Drillich-Jacke				24.12.16 18.2.17	
Schulterklappenrock	X	24.12.16 18.2.17	Müller		
Schulterklappenmantel					
Schürschuhe	1	24.12.16 18.2.17			
Hanenhahn	1	24.12.16			
Unterschuhen	2	24.12.16			
Hemden	2	24.12.16 18.2.17			
Strümpfe	2	24.12.16 18.2.17			
Utens.-Taschen	1 X	18.2.17	Müller		
Dek.-Kadpis	1				

Bemerkungen:

*aufgehoben
Hauptmann
Müller*

*Wappenstein, Miermann, in der Schweiz
St. Gallen, St. Gallen*

Abb. 2: Ausrüstungs-Liste für den Gefreiten Walter Goebel in der Oberwaid, 1916–1917

und Disziplin sorgten. Die Offiziere mussten nicht mit den gewöhnlichen Soldaten zusammen hausen und erhielten für ihre Unterbringung und Verpflegung auch mehr Geld als die »Gemeinen« (7 anstatt nur 5 Franken pro Tag).¹⁹ Im offiziellen »Gedenkblatt an die Hospitalisierung« von 1917 heißt es: »Bald zeigen die Hospitalisierungsorte das Bild kleiner deutscher Garnisonen. Da rückt eine Abteilung über die Straße – ein Anstaltschef führt seine Abteilung zum Ortsappell oder zur ärztlichen Visitation – die Postordonnanzen holen die Post für die einzelnen Quartiere ab, auf einer Wiese turnt eine Abteilung oder übt wieder einmal richtige deutsche Ehrenbezeugungen. Abends sieht man die Mannschaften in tadellos sauberen Uniformen spazierengehen, Landwehrleute mit Frau und Kind, dazwischen einige Offiziere.«²⁰ Wer am Turnun-

terricht noch teilnehmen konnte, wissen wir nicht, und mit welchem Enthusiasmus die »richtigen deutschen Ehrenbezeugungen« geübt wurden, ist auch nicht bekannt. Sicher ist nur, dass sich unsere »Kriegsgäste« an Gesetze, Vorschriften und Bestimmungen zu halten hatten (Betreten von Privathäusern, Wirtshausbesuch, Abgabe von alkoholischen Getränken, Annehmen von Einladungen usw.).²¹ Sie genossen aber an den verschiedenen Hospitalisierungsorten »weitgehende Bewegungsfreiheit, durften Spaziergänge unternehmen, Besuche von Verwandten empfangen und trugen hier standhaft ihr Elend. Man bot ihnen Beschäftigung in mehreren hundert Werkstätten für alle Arten von Handarbeiten. Die Studenten, deren sich ein besonderer schweizerischer Hilfsverein annahm, konnten die Universitäten besuchen. Allein im Sommersemester 1917 haben anderthalbtausend hospitalisierte Kriegsgefangene an schweizerischen Hochschulen studiert. Die Verwundeten wurden in Spitälern nachbehandelt, die Lungenleidenden in Sanatorien ausgepflegt.«²²

Von den Werkstätten war die orthopädische Schuhmacherei und die Werkstätte für orthopädische Apparate, die deutsche orthopädische Anstalt in Stansstad, wohl die



Abb. 3: Massnahmen zu einem Apparat am Gipsmodell in der deutschen orthopädischen Anstalt in Stansstad



Abb. 4: Weihnachtsfeier der deutschen Internierten in der »Oberwald« 1917

wichtigste.²³ Wenn die Kriegsverstümmelten mit Prothesen, künstlichen Gliedern, Schienen und Krücken auch nicht mehr turnen konnten, für eine korrekte deutsche »Ehrenbezeugung« reichte es vermutlich immer noch! Die Holzbearbeitungswerkstätte deutscher Internierter in St. Gallen gehörte übrigens zu den nationalen Grossbetrieben.²⁴

Die einigermaßen Gesundgepflegten konnten Sport treiben, Bergtouren machen, Ski- und Schlittenfahren, in der Landwirtschaft, im Garten- und Straßenbau arbeiten,

konnten sich künstlerisch betätigen, Musizieren und Theaterspielen. Die Internierten feierten Weihnachten und Hochzeitsfeste, und sie durften »die Festfreude anlässlich des Geburtsfestes unseres Kaisers wieder offen zeigen.«²⁵ So tönte es noch 1917 von offizieller Seite. Des Kaisers Geburtstag war der 27. Januar; der wurde wohl auch 1918 noch gefeiert. Am 10. November 1918 floh dann der Deutsche Kaiser und König von Preussen, Wilhelm II., nach Holland. Emil Ludwig (1881–1948) schrieb am Schluss seiner kritischen Biographie »Wilhelm der Zweite« von 1925: »Nach vier tatenlosen Jahren, während alles opferte außer dir, hast du dem Volk den letzten Dienst versagt, der dich in der Geschichte retten konnte; und um dein bloßes Leben brichst du jetzt auch noch den Soldateneid, den du dem Großvater geschworen und Tausenden als heilig eingehämmert hast. In höchster Not läßt du alle im Stich: Frau, Kinder, Untertanen, aus Furcht vergeudest du die Ehre deiner Väter! Das Chaos stürzt zusammen über deinem Lande, und während Millionen der Not und Sklaverei entgegenstarren, schwingt sich der Einzige, der sie vertritt, in seinen elastischen Wagen und fährt davon, um drüben den Wohlstand eines friedlichen Landes zu genießen!«²⁶



Abb. 5: Internierten-Hochzeit in der St. Laurenzenkirche in St. Gallen, 1917

Bei dieser Hochzeit in der St. Laurenzenkirche in St. Gallen handelt es sich vermutlich um die Eheschließung zwischen dem Bankbeamten und Feldwebel der Reserve Friedrich Otto Stephan Beeck, geboren zu Leipzig im Königreich Sachsen am 26. April 1888, der am 29. März 1917 Elisabeth Emilie Dorothea Parade, ledig und ohne Beruf, von Küstrin im Kreis Königsberg in der Neumark, im Königreich Preussen, heiratete. Sie wurde am 11. Juli 1894 in Spiegelberg, im Kreis Oststernberg in Preussen, geboren. Zeugen waren Oskar Hertwig, Oberleutnant zur See, internierter Kriegsgefangener in St. Gallen, und Karl Stähli, Vizefeldwebel der Reserve. (Im Ehebuch von St. Laurenzen und St. Mangen sind sechs weitere Trauungen von »Kriegsinternierten« eingetragen.)²⁷



Abb. 6: Beerdigung eines internierten deutschen Soldaten in St. Gallen, 1916

Am 26. Mai 1916 wurde »im Krematorium in St. Gallen« der österreichische Offizier Oberleutnant Goswin Rhomberg, geboren 1872, von Dornbirn, bestattet. Er kämpfte zuerst an der Isonzofront, diente als Oberleutnant in der dritten Kompanie des k. k. Landsturmbataillons 165 und hat am 19. Mai 1916 am Monte Sief »an der Spitze seiner Leute infolge eines Granatvolltreffers vor dem Feinde den Heldentod gefunden«.

»An der Bestattung war das k. k. österreichisch-ungarische Konsulat in St. Gallen vertreten; ferner erwiesen als Abgeordnete der in unserer Gegend internierten deutschen Soldaten mehrere deutsche Offiziere ihrem Waffenkameraden die letzte Ehre. An dem mit prachtvollen Blumenspenden geschmückten Sarge sprachen die Herren Fußenegger aus Dornbirn, Oberst Walter Huber und Major v. Wedell, zurzeit in der Oberen Waid. Die Totenfeier machte auf die Teilnehmer tiefsten Eindruck. Nicht nur in bewegten Worten wurde der Tote geehrt; der letzte Gruß seines Vaterlandes lag in dem österreichischen Nationalliede ›Gott erhalte Franz, den Kaiser‹, dessen Melodie über dem Sarge verklang.«²⁸

Für die Kremation des katholischen Vorarlbergers Goswin Rhomberg in St. Gallen gibt Wolfgang Scheffknecht aus Lustenau folgenden Grund an: »Die katholische Kirche untersagte von den 1880er Jahren bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil die Feuerbestattung. Katholische Priester durften an einer derartigen Beisetzung nicht mitwirken. Folglich gab es auf den kircheneigenen Friedhöfen auch keine Urnengräber. Da es im katholischen Vorarlberg damals kein Krematorium gab, wurden die Leichen zur Kremierung vorwiegend nach St. Gallen gebracht. Die Feuerbestattung war überdies ein ziemliches Politikum. Die Anhänger der Feuerbestattung in Vorarlberg stammten praktisch ausschließlich aus dem laizistischen Lager. Sie waren Großdeutsche oder Sozialdemokraten. Eine Feuerbestattung war eine antiklerikale, gegen die katholische Kirche und die Christlichsozialen gerichtete politische Demonstration. Goswin Rhomberg dürfte

dem großdeutsch-liberalen Lager zuzurechnen sein. Dazu passt auch, dass sein Tod in der liberalen Vorarlberger Landeszeitung angezeigt wurde.«²⁹

Am 22. Juni 1916 starb im Kantonsspital St. Gallen der in der Oberwaid interniert gewesene Kriegsgefangene Wilhelm Patzschke aus Schönebeck bei Magdeburg in Preussen, geboren 1884 und von Beruf Arbeiter in der Landwirtschaft. Er wurde am 24. Juni 1916 auf dem Friedhof Feldli beerdigt. Ein Zug Schweizer Soldaten und die Militärmusik des Bataillons 158 erwiesen dem verstorbenen Soldaten die letzte Ehre.³⁰

Am 13. August 1916 verschied im Kantonsspital Wilhelm Hadenfeld, geboren am 12. Februar 1890. Er stammte aus Tellingstedt in Schleswig-Holstein, war von Beruf Maurer und »Soldat des Infanterie-Regiments 85 der deutschen Armee« gewesen. Hadenfeld kam mit einer schweren Zuckerkrankheit aus Frankreich zuerst in die »Oberwaid« und dann ins Kantonsspital. Am 16. August wurde er »mit militärischen Ehren zur letzten Ruhe geleitet«, worüber das »St. Galler Tagblatt« folgendes berichtete: »Eine große Volksmenge – es waren gegen zweitausend Personen – hatte sich auf dem Friedhof im Feldli angesammelt, um an der Bestattung des deutschen Internierten Hadenfeld teilzunehmen. Eine zu diesem Zweck aufgebotene Musikabteilung eröffnete mit einem Trauermarsch den Leichenzug, dann folgte der von vier Schweizer Soldaten getragene Sarg, geschmückt mit einfachen Kränzen und schwarz-weiß-roten Schleifen. Ein Zug der hiesigen Rekrutenschule gab das Ehrengeläute. Ihm folgten die Verwandten des Verstorbenen und ein großer Zug von Internierten. Am offenen Grabe hielt Herr Feldprediger Hauptmann Dieterle aus Bruggen die Abdankung; in warmen Worten gedachte er des traurigen Schicksals dessen, der fern der Heimat, auf eine frohe Wiederkehr hoffend, sterben mußte. Im Namen der deutschen Kameraden sprach Herr Major von Wedell. Ergreifend war es, als die deutschen Soldaten dem Verstorbenen als Abschiedsgruß das schlichte Lied ›Ich hatt' einen Kameraden‹ sangen. Der Führer des Ehrenzuges kommandierte die drei Gewehrsalven; die deutschen Soldaten schütteten jeder eine Handvoll Erde auf das junge Grab.«³¹

Da jeder Hospitalisierte, der einigermaßen gesund geworden war, »entweder arbeiten oder lernen« musste, standen nebst den verschiedenen Werkstätten zahlreiche Fachschulen sowie Ausbildungs- und Fortbildungskurse zur Verfügung. Viele Internierte konnten ein Gymnasium besuchen oder an den Universitäten von Basel, Bern und Zürich sowie an der Handelshochschule St. Gallen studieren.³²

Unter dem Titel »Deutsche Internierte an der Handelshochschule in St. Gallen« berichtete die »Deutsche Internierten Zeitung«, die damals wöchentlich erschien, am 31. März 1917 folgendes:

»Die Handelshochschule St. Gallen wurde während des Wintersemesters 1916/17 von 74 Internierten besucht. – Davon hatten zehn die Maturität eines Gymnasiums bzw. einer Oberrealschule, 44 die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst und – bis auf sechs – mehrjährige Praxis. Sie galten nach den Aufnahmebedingungen der deutschen Handelshochschulen als reguläre Studierende. Andere 20 wurden als Hospitanten (außer-

ordentliche Studierende) zugelassen auf Grund ihrer durch praktische Betätigung und Lebensstellung nachgewiesenen Reife. – Volkswirtschaftslehre und verwandte Fächer mit wöchentlich je 17 Stunden wurden von 58 Teilnehmern besucht; Privatwirtschaftslehre (Kaufmännische Fächer) mit wöchentlich 28 Stunden von 65; Technologie (Warenkunde, Physik und Praktika im Laboratorium) mit 12 Wochenstunden von 20; Rechtslehre mit 11 Wochenstunden von 46, Politische Arithmetik und Versicherung an 24 Wochenstunden von sieben Teilnehmern. – Am Unterricht in der französischen Sprache beteiligten sich in drei verschiedenen Kursen 29, Englisch in vier Kursen 36, Spanisch in zwei Kursen 31, Italienisch mit drei Wochenstunden vier, Russisch mit vier Wochenstunden zwei Internierte. – Sechs Vortragszyklen aus dem Gebiete der Kunst-, Literatur-, Kulturgeschichte in deutscher, englischer und französischer Sprache wurden von 30 Internierten besucht; die Vorträge über Wundt's Geistesphilosophie – wöchentlich eine Stunde – zählten acht, die über schweizerische Verfassungsgeschichte und über politische Geschichte der neuesten Zeit zehn Internierte unter ihren Hörern. – Auch an den seminaristischen Übungen in der Rechtslehre, Wirtschaftsgeographie, Psychologie und Pädagogik etc. sowie an den praktischen Arbeiten im Laboratorium haben Feldgraue mit großem Eifer teilgenommen. – Sämtliche Studierende, auch die Hospitanten, werden bei dem Verlassen der Hochschule einen Ausweis (Exmatrikel) über die von ihnen besuchten Vorlesungen erhalten. Auch ein Ausweis über die Leistungen und Kenntnisse in den einzelnen Teilgebieten kann auf Grund von besonderen Prüfungen gegeben werden.

Im allgemeinen wurde fleißig gearbeitet. Die Dozenten haben sich durchweg befriedigt und günstig ausgesprochen über ihre feldgrauen Schüler. – Bei einigen sind natürlich die Nachwehen der Verwundungen und der langen Gefangenschaft körperlich und seelisch noch nicht völlig überwunden; ihre Arbeitsfähigkeit ist noch mehr oder minder beeinträchtigt; zum Glück ist das eine ganz kleine Minderzahl. – Befürchtungen, die sich anfänglich an das Tragen der Uniform knüpften, haben sich als unbegründet erwiesen. – Der Verkehr mit den übrigen Studierenden bewegte sich in taktvoller, unge-



Abb. 7: Deutsche Internierten Zeitung, 31. März 1917

zwungener Weise, zum Teil in kameradschaftlichen Formen, von beiden Seiten. – Während des ganzen Semesters kam in den Räumen der Hochschule nicht ein einziger Fall vor, der zu Beanstandung und Tadel oder zu Mißhelligkeiten Anlaß gegeben hätte. – So darf der Versuch, den Internierten die schweizerischen Hochschulen zu öffnen, soweit St. Gallen in Betracht kommt, als durchaus gelungen bezeichnet werden. – Die Internierten gewöhnen sich wieder an geregelte konzentrierte Arbeitstätigkeit, erweitern und vertiefen ihre Kenntnisse zu ihrem und ihres Landes Nutzen und werden – die Überzeugung haben wir – als Freunde unserer Hochschule in ihre Heimat zurückkehren und ihre Dankbarkeit gegenüber dem Lande, das so gastlich überall Tore und Türen ihnen öffnet, in ihrem späteren Berufsleben zu betätigen wissen.

So werden also auch die Hochschulstudien dazu beitragen, die Bande zwischen den Ländern und Völkern nach dem Kriege wieder fester zu knüpfen und durch verständnisvolles Erfassen und Würdigen der Eigenart eines jeden, die Völker und die Einzelnen einander wieder näher zu bringen.«³³

Georg Thüerer (1908–2000) erzählt in seiner Geschichte der Hochschule St. Gallen folgende Anekdote: Als während des Ersten Weltkriegs ein englischer Textilfachmann in St. Gallen zu Besuch in der damaligen Handelshochschule an der Notkerstrasse weilte, soll er nicht wenig erschrocken sein, als er »in den Gängen die langen Reihen deutscher Militärmützen sah, so dass er sich in einer Kaserne des Feindes wähnte«.³⁴

Die Erzeugnisse der Internierten verschiedener Werkstätte wurden in Ausstellungen gezeigt. Die größte Ausstellung fand im März 1917 in Frankfurt am Main statt – »der durch den Besuch Ihrer Majestät der Kaiserin, die verschiedene der ausgestellten Arbeiten kaufte und zwei der ausgestellten Zimmereinrichtungen für den Aufbau in Ostpreußen bestellte, die höchste Auszeichnung zuteil wurde«. Eine Bildlegende beschreibt eine

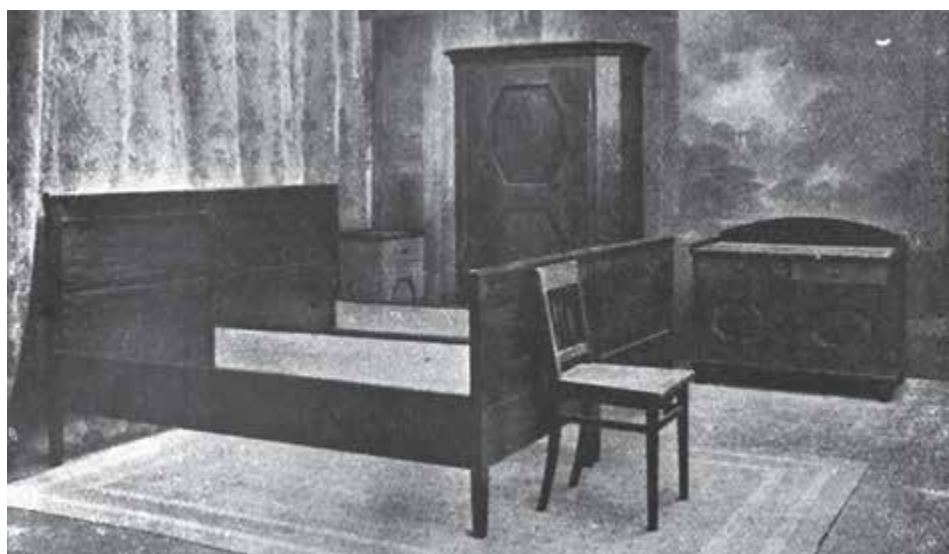


Abb. 8: »Schlafzimmereinrichtung aus der Werkstätte St. Gallen-Heiligkreuz; viermal nachbestellt von S. M. dem Kaiser und I. M. der Kaiserin für den Aufbau in Ostpreußen.«

»Schlafzimmereinrichtung aus der Werkstätte St. Gallen-Heiligkreuz«, die von Kaiser und Kaiserin viermal nachbestellt worden sei.³⁵ Ob Kaiserin Auguste Victoria (1858–1921) die Schlafzimmereinrichtung tatsächlich je erhielt und nach Ostpreussen spedieren lassen konnte, ist nicht erforscht.

Die »Werkstätte St. Gallen-Heiligkreuz« befand sich an der Espenmoosstrasse 6, wo Josef Wilhelm Breuning-Hanek eine mechanische Schreinerei betrieb. Die dort arbeitenden Internierten wohnten im Restaurant »Ilge« an der Langgasse 109 beim Wirt Friedrich Mehlretter-Höfle.

Vom 14. bis 17. April 1917 fand in der Tonhalle St. Gallen eine Ausstellung (und ein Verkauf) von Arbeiten deutscher Internierter in St. Gallen statt. Ein Inserat im »St. Galler Tagblatt« orientierte über die verschiedenen Veranstaltungen und ein Programm über die »Nachmittags-Unterhaltung« vom Samstag, dem 14. April 1917.³⁶

In der Reihe der Veranstaltungen war der Musikabend vom 16. April 1917 ein grosser Erfolg. »Nicht nur ist durch den sehr guten Besuch dem humanen Zweck eine angemessene Summe zugeflossen, sondern auch allen Anwesenden hoher Genuß bereitet

14. bis 17. April 1917.

Ausstellung und Verkauf

VON

Arbeiten deutscher Internierter

in der **Tonhalle St. Gallen**

Möglich von 11 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends
Eintritt Fr. 1.— (Sonntags 50 Cts).

Veranstaltungen während der Ausstellung in der Tonhalle:

Samstag, 14. April, 3 Uhr nachm.: Eröffnung d. Ausstellung.
4–5 „ „ „ Tee mit Darbietungen Internierter (Parterresaal)

Sonntag, 15. April, 4–6 „ „ Tee mit Darbietungen Internierter (Parterresaal)
8–10 „ abends: Bunter Unterhaltungsabend (grosser Saal mit Restaurations-Bestuhl)
Eintritt Fr. 1.20.

Montag, 16. April, 4–6 „ nachm.: Tee mit Darbietungen Internierter (Parterresaal)
8 „ abends: grosser Saal mit Konzertbestuhlung:

Musik-Abend

unter güt. Mitwirkung von **Alexander Weiss** (Recitation)
Fräulein H. Greinacher (Klavier), Fräulein J. Schulz (Klavier),
Frau Dr. O. Lutz (Sopran), Frau K. Haap-Maler (Violine).
Eintritt: Fr. 4.50, 3.20, 2.50, 1.50.

Dienstag, 17. April, 4–6 Uhr, nachm.: Tee mit Darbietungen Internierter (Parterresaal)
8–10 „ abends: Bunter Unterhaltungsabend (grosser Saal mit Restaurations-Bestuhl).
Eintritt: Fr. 1.20.

Im Stadttheater:
Samstag, 14. und Donnerstag, 19. April, je abends 8 Uhr:

Alt-Heidelberg

Schauspiel in 5 Akten von Wilhelm Meyer-Förster; dargestellt von internierten Berufs- und Dilettantenkräften.

Vorverkauf für die Abendunterhaltungen am 16. und 17. April sowie für den Musikabend am 16. April: b. Schätzer-Förster, Zigarren, Theaterplatz. Beginn des Vorverkaufs am 12. April. (P. 1920 G.) (18945)

Vorverkauf für das Stadttheater laut besonderer Anzeige des Stadttheaters in den St. Galler Tagesblättern.

Reinertrag zugunsten erkrankter Schweizer Wehrmänner, in der Schweiz ansässiger Hinterbliebenen gefallener Deutscher und zur Errichtung von Arbeitsstätten für die Internierten.

Samstag, den 14. April 1917:

Nachmittags-Unterhaltung

VORTRAGSFOLGE:

(Am Flügel: Herr Kapellmeister Salowski, int. in Burgis.)

- Vorträge des Gesangs-Doppelquartetts der Studienregion St. Gallen.
- Arioso
Menuett für Violine und Klavier G. F. Händel
Serenata für Violine und Klavier L. v. Beethoven
Herr Leutnant v. Tschirsky-Bogdanoff (Violine) Enrico Toselli
- Das Grab auf der Heide Heiser
Phantasie Wolframs (Tannhäuser) Rich. Wagner
Oberster Hosenmann, int. in St. Gallen (Bariton).
- Lieder zur Laute.
Internierter Schauspieler Fritz Endore (Bass).
- «Einer muss heiraten»
Lustspiel in 1 Aufzug von A. Wilhelm, dargestellt von der Theater-Abteilung der Internierten in Heiden.

PERSONEN:

Jakob Zorn	Professoren an einer Universität	C. Hooghoff
Wilhelm Zorn		F. Schulz
Gertrude, ihre Tante		Ph. A. v. Yessens
Locher, ihre Nichte		Ph. K. v. Yessens

Änderungen der Vortragsfolge vorbehalten.

Unabhängigstellung von Herrn Birkelmann, int. in St. Gallen.

DRUCKEREI: DR. HUBER & CO., ST. GALLEN

Abb. 10: Programm der Nachmittags-Unterhaltung am 14. April 1917

Abb. 9: Inserat aus dem »St. Galler Tagblatt« vom 13. April 1917



Abb. 11: Ausstellung in St. Gallen im April 1917

worden und die Mitwirkenden durften für ihre künstlerischen Darbietungen von den anächtig lauschenden und dankbaren Zuhörern außerordentlich reichen Beifall ernten.« Neben Vertretern der Behörden hatte sich auch der zurzeit in St. Gallen weilende Prinz Alfons von Bayern (1862–1933) mit dem bayrischen Gesandten in Bern eingefunden. Ein bunter Unterhaltungsabend beschloss dann am 17. April die erfolgreich verlaufene Veranstaltung.³⁷

Auf einer »Militärpostkarte« schrieb Walter Goebel an seine beiden Geschwister Luise und Klara Goebel nach Krefeld: »Morgen ist der letzte Tag der Internierten-Ausstellung. Mittags 12 Uhr Essen in der Tonhalle und Nachmittags wird Alt-Heidelberg im Stadttheater gespielt.«

Schließlich fand am 18. April noch eine »Schlussfeier« statt, an welcher die Internierten der Ostschweiz die Arbeiten ihrer Kameraden besichtigen konnten. Beim Mittagessen sprach Oberstleutnant Dr. Moritz Steinlin »dem König von Bayern den Dank aus,



Abb. 12: Militärpostkarte von Walter Goebel, 18. April 1917.

aß er einen so leutseligen Prinzen zur Inspektion der Internierten-Unterkunftsstätten gesandt hat«. Der Prinz dankte »in seiner liebenswürdigen Art« nach allen Seiten und ermahnte die Internierten, »dem deutschen Namen und des Königs Rock Ehre zu machen«. Vermutlich machten »ein Gruß des Königs von Bayern und die Päckchen mit Zigarren für alle Internierten« mehr Freude, als die völlig überflüssige Ermahnung des leutseligen Alfons. Zum zweiten Mal wurde anschließend das Schauspiel »Alt-Heidelberg« gegeben, »dargestellt von internierten Berufs- und Dilettantenkräften«. ³⁸

Nur nebenbei sei erwähnt, dass im Laufe des Jahres 1917 auch russische Soldaten in die Schweiz gelangten, denen die Flucht aus österreichischen oder deutschen Gefangenlagern gelungen war. »Viele durchschwammen den Rhein, meistens bei St. Margrethen, andere kletterten am Gitterwerk der Rheinbrücke über die Grenze, wieder andere hatten sich in österreichische Güterwagen versteckt und kamen so in die Schweiz. Auch über den Bodensee erreichten einzelne unser Land, wobei sie die seltsamsten Fahrzeuge benützten: z. B. ein aus Tuch und Ästen gefertigtes Boot, das Blechdosen als Schwimmer über Wasser hielten, oder auf primitivem Floss, in lecken Fischerkähnen etc. Nicht selten fanden Flüchtlinge den Tod im Rhein oder im See. Unter furchtbaren Strapazen gelangten entwichene Kriegsgefangene auch über das verschneite Hochgebirge im Engadin und im Prättigau auf schweizerisches Gebiet.« ³⁹ Und im April 1917 waren, wie die »St. Galler Chronik« berichtete, sogar sieben spanische Matrosen, von Friedrichshafen herkommend, in Rorschach eingetroffen, um durch die Schweiz nach Spanien zurückzureisen. »Sie stammten von dem von einem deutschen Unterseeboot torpedierten spanischen Schiffe ›Goavina‹.« ⁴⁰

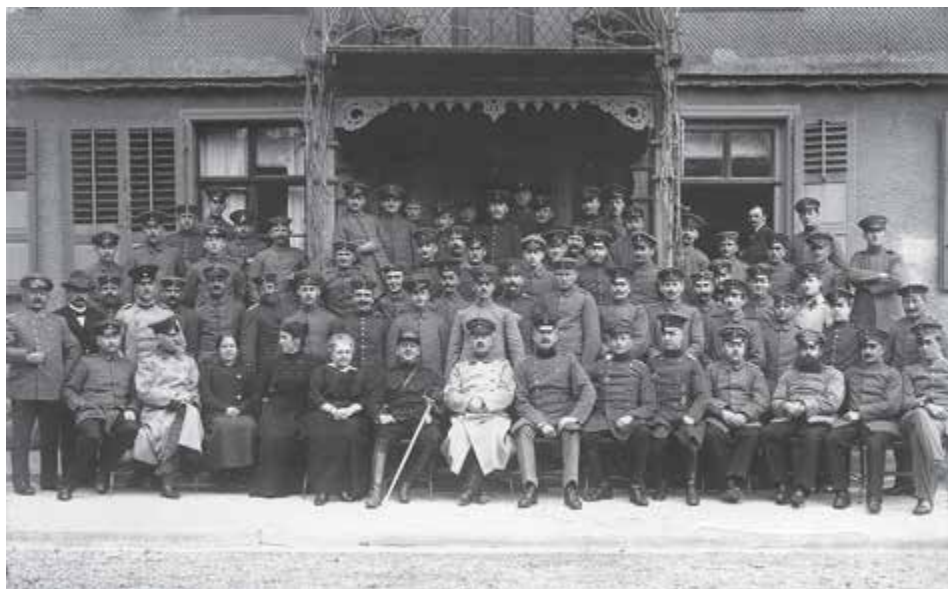


Abb. 13: Gruppenbild der deutschen Internierten in der »Oberwaid«, aufgenommen im Eingangsbereich des Sanatoriums, 1. Mai 1917

INTERNIERTE KRIEGSGEFANGENE IN DER »OBERWAID«

Während des ganzen Jahres 1916 und später noch kamen also Soldaten in unser Land, die auch in der Ostschweiz Aufnahme fanden; viele davon waren auch in englischer Kriegsgefangenschaft gewesen.⁴¹ Ein erster Transport kranker deutscher Kriegsgefangener »einer neuen Kategorie« traf am 2. Mai 1916 in Genf ein. »Die Gefangenen wurden bei ihrer Ankunft von Mitgliedern des Roten Kreuzes empfangen. Der Transport bestand aus einem Oberstleutnant, 12 Subalternoffizieren und 506 Mann.« Die Kranken wurden dann auf verschiedene Luftkurorte, besonders Davos, die Kantone St. Gallen und Appenzell, die Kurorte am Vierwaldstättersee, Ragaz usw. verteilt. Zur selben Zeit traf um Mitternacht ein Zug mit 489 französischen Kriegsgefangenen von Konstanz kommend in Bern ein; diese Soldaten kamen nach Vevey, Aigle, Yverdon und ins Berner Oberland.⁴²

Bei dieser Begegnung der verfeindeten Kriegsgefangenen kam es im Bahnhof Bern zu einem »inoffiziellen Friedensschluss«. In der kurzen Zeit, während die beiden Züge aus Konstanz und Lyon einander gegenüberstanden, entspannte sich »ein heiteres, in französischer Sprache geführtes Wortgeplänkel zwischen den ›Feinden‹: »Ab und zu fällt ein Scherz, und die Wagen füllt brausendes Gelächter. Um Verdun streiten sie sich ein wenig. Die Franzosen behaupten, die deutschen Linien wären im Rückzuge. Die Deutschen antworten: ›Im Gegenteil!‹ ›Wann werden wir Frieden haben?‹ rufen die Deutschen. ›Heute schon, wenn Ihr wollt‹ lautet die Antwort. [...] – Die zehn Minuten Aufenthalt für die Deutschen sind abgelaufen. Wir drücken wieder viele, viele Hände, während sich der Zug mit seinen 517 Insassen in Bewegung setzt. Ein blutjunger Einjähriger



Abb. 14: Aufenthalt im Bahnhof St. Gallen

schreit den Franzosen zu: ›La guerre est finie, pour nous ...‹, ›Soyons amis!‹ halbt es zurück. ›Au revoir!‹ heißt es von beiden Seiten. Tücherwinken; ganz vorn werfen sich die ›Feinde‹ Blumen zu, die leider niemand auffangen kann. – Wann werden endlich die Regierungen und Völker dieses schöne Beispiel nachahmen und Europa den so sehnlichst erwarteten Frieden zurückgeben?«⁴³

Über die Ankunft der deutschen Kriegsgefangenen wurde am 2. Mai 1916 im »St. Galler Tagblatt« in einem langen Artikel ausführlich und enthusiastisch berichtet, wobei Stil und Diktion dieser Tagblatt-Beiträge dem damaligen Zeitgeist entsprechen:

»Lange vor Ankunft des Zuges 8.42, der in drei Wagen die zur Hospitalisierung in der Oberen Waid und im Bad Sonder bestimmten deutschen Kriegsgefangenen brachte, war der Bahnhofplatz von außerordentlich zahlreich erschienenem Publikum besetzt. Auf dem Bahnsteig I, der gesperrt worden war, hatten sich Vertreter der Behörden, des Territorialkommandos, der Vorstand und viele Mitglieder, Damen und Herren, des Deutschen Hilfsvereins usw. versammelt, um den ankommenden verwundeten Kriegern herzlichen Willkomm zu bereiten. Der einfahrende Zug wurde mit freudigen Zurufen empfangen. Tief gerührt dankten die Soldaten für die Blumen und all die großen und kleinen Erfrischungspäcklein, die ihnen von Damen und festtäglich gekleideten Schülerinnen in Hülle und Fülle gespendet wurden. Die Hilfskolonne St. Gallen war den Gästen behilflich, nahm ihnen das Gepäck ab. – Die Soldaten machten trotz all der Strapazen und furchtbaren Mühsal, die hinter ihnen liegen, einen sehr guten Eindruck. Ernst sind sie alle, und was sie erlebt haben an körperlichen und seelischen Schmerzen hat sich in ihr Gesicht eingegraben. Doch leuchtete aus aller Augen große Freude, als sie die würdige Aufnahme fanden und sie danken nach allen Seiten, als ihnen auf dem Wege zur alten Post das Publikum zwar keine laute und rauschende, aber trotzdem würdige und aufrichtige Sympathie bekundete. Wieder flogen Blumen und Orangen, Schokolade, Zigarren und Zigaretten in großer Menge in die stille Kolonne der Internierten. Die Fenster der alten Post, an der eine große Schweizerfahne ausgehängt war, die Fenster des Hotel Bahnhof, selbst das Gerüst an diesem Hause, auf Fuhrwerken, die nicht mehr durchkommen konnten, alles war besetzt; es herrschte ein Gedränge, daß die Polizei Mühe hatte, freie Bahn zu halten. Dennoch fügten sich die Leute willig den Anordnungen. Immer und immer wieder mußten die feldgrauen Gäste durch Mützeschwenken und Winken die Grüße erwidern.

Im alten Paketpostsaal war die Znünitafel gedeckt. Der Saal selbst war prächtig geschmückt mit den Schweizer und den St. Galler Farben. An einer Wand prangte das Weiße Kreuz im roten Feld. Zierbäumchen flankierten die Wände, wunderbare Blumensträuße zierten die langen, weiß gedeckten Tische. Eine kräftige Suppe, St. Galler Bratwürste und erfrischendes Getränk bildeten den Znüni. Hilfreiche Hände halfen und ordneten, und bald saßen die Soldaten zufrieden beieinander und gaben auf unsere Fragen breitwillig Auskunft. – Unter ihnen sind alle möglichen Waffengattungen vertreten. Die meisten gerieten anlässlich des Marne-Rückzuges in die Gefangenschaft und waren seither in Casablanca und im Innern Marokkos oder in der Bretagne in Gefangenenlagern

bzw. Lazaretten untergebracht. Unter ihnen befinden sich auch militärpflichtige Zivilinternierte, die auf der Heimreise von Amerika abgefangen worden sind. So erzählte uns einer von diesen, er habe auf einem holländischen Dampfer unter Zusicherung freien Geleites die Heimfahrt nach Amerika angetreten, sei aber trotzdem in französische Gefangenschaft geraten. Die Zivilinternierten wurden in der Bretagne gefangen gehalten und haben ebenfalls vieles erlebt, über das sie schweigen wollen. – Eigentlich Schwerinvalide befanden sich unter den 125 Mann nur wenige, die an Krücken und Stöcken gingen, die meisten sind infolge von Schußwunden an den Extremitäten gelähmt oder innerlich krank. An der Offizierstafel saßen 5 Offiziere, die sämtlich das Eiserne Kreuz trugen.

Den Gruß der Schweiz entbot Herr Oberst Nef, Territorialkommandant von St. Gallen. In warmen Worten hieß er die Krieger und Zivilinternierten willkommen und stellte ihnen die vom Armeearzt mit der ärztlichen Leitung betrauten Herren Major Steinlin, St. Gallen, und Hauptmann Eggenberger, Herisau, vor. Ersterem werden die 83 nach der Oberen Waid kommandierten Internierten unterstellt sein, letzterem die 41 im Bad Sonder bei Teufen untergebrachten. Herr Oberst Nef fuhr fort: ›Wir fühlen alle, daß Ihr eine schwere Zeit hinter Euch habt, eine Zeit, die die höchsten Anforderungen an Eure physischen und seelischen Kräfte gestellt hat. Männer, die wie Ihr für das Vaterland Leib und Leben gering einschätzten, erfüllen uns mit Hochachtung; darum begrüßen wir Euch herzlich bei uns und freuen uns, wenn die Zeit, die Ihr in unserem Lande zubringen werdet, Euch stets in schöner Erinnerung bleiben wird. Gleich wie die Natur zu neuem Leben erwacht, möget auch Ihr nach Eurer Winterzeit zu neuem Leben erwachen. Ich wünsche Euch glückliche Fahrt ins neue Quartier und gute Erholung; vergesst nicht, daß Ihr Euch in einem neutralen Lande befindet. Aber wisset auch, daß mit uns die ganze Bevölkerung es sich zur Ehre anrechnet, Euch unserer Obhut anvertraut zu wissen.‹ Die Soldaten dankten tiefgerührt für diese herzlichen Worte der Begrüßung.

Herr Rektor Schulze entbot als Präsident des Deutschen Hilfsvereins in warmen, von Herzen kommenden Worten den Gruß der in St. Gallen wohnenden Landsleute. – Er teilte mit, daß die eigentliche Begrüßungsfeier erst in einigen Tagen, vielleicht diese, vielleicht erst nächste Woche, wenn die schwere Zeit nicht mehr so auf den Gemütern der Soldaten laste, gehalten werde. Heute sei es nur der erste Gruß in einem Lande, wo Stammesverwandte wohnen und die herzliche Teilnahme entgegenbringen, wo die Soldaten die lang entbehrten deutschen Worte wieder vernehmen dürfen, wo der Blick auf das Schwäbische Meer geht und die Augen die blauen Höhen der Heimat grüßen. Die Landsleute in der Schweiz sind ›voll Dank euch gegenüber und demgegenüber, was ihr dem Vaterland geopfert habt.‹ Auch diese kurze Rede machte tiefen Eindruck auf die Soldaten. Hierauf wurde der offizielle Teil geschlossen.

Um 10¹/₄ Uhr fuhren die für die Kuranstalt Obere Waid bestimmten 83 Mann in einer Anzahl Automobile ab. Auf der Fahrt durch die Stadt wurden sie überall lebhaft begrüßt. Die 43 Soldaten nach Bad Sonder reisten mit der Appenzeller Straßenbahn ebenfalls heute Vormittag ab.«⁴⁴

Schon am Tag nach ihrer Ankunft »brachte eine Klasse der städtischen Mädchen-Oberschule den hospitalisierten Soldaten in der Oberen Waid ein Ständchen«. Damit machten sie »den aus der Gefangenschaft erlösten Kranken« eine große Freude, und die Soldaten »dankten den jungen Sängerinnen herzlich«, und am Sonntag, dem 8. Mai, sang der Männerchor des sanktgallischen Württemberger-Vereins in der »Oberwaid«.45 Zu solchen und anderen »Sympathiekundgebungen« kam es immer wieder, beispielsweise zu sportlichen Begegnungen wie anfangs Mai 1917, als die Internierten-Sektion des Fußballklubs Brühl gegen die Senioren-Mannschaft des Fußballklubs Brühl spielte.46

Diese fremden Soldaten waren natürlich für die vom Krieg verschonten Einheimischen eine willkommene »Sehenswürdigkeit«, und die »Oberwaid« wurde »das Ziel einer wahren Völkerwanderung«, wie das »St. Galler Tagblatt« am 8. Mai 1916 berichtete: »Viele Tausende von Stadt und Land wanderten dorthin, um die fremden Gäste zu sehen. So begreiflich diese der Neugier und der aufrichtigen Sympathie entsprungene Massenkundgebung ist, wird sich doch die Frage erheben, ob nicht etwas mehr Zurückhaltung von Seite unseres Publikums einerseits den Erholungsbedürftigen angenehmer wäre und andererseits der Würde unseres Landes besser entsprechen würde. Wir sind zwar überzeugt, daß diese auf den Reiz des Neuen und Außerordentlichen zurückzuführende Erscheinung mit der Zeit ohne weiteres auf das wünschenswerte Maß zurückgeführt wird.«

Wer damals über die »Eggen« (Hügel in der Nähe von St. Gallen, Schächlisegg, Waldegg) wanderte, »hatte Gelegenheit, einzelne deutsche Soldaten, Gäste des Bades Sonder, zu sehen und zu konstatieren, wie wohl sie sich inmitten der schönen Frühlinglandschaft fühlen«.47

Diese »Völkerwanderung« wurde dann unterbunden, indem »der Zutritt zu den in der Oberen Waid untergebrachten Internierten ohne besondere Bewilligung nicht mehr gestattet« war; Besuche aus bloßer Neugier wurden untersagt, und es wurde eine Besuchszeit festgelegt, »jedoch nur für solche Personen, die einen bestimmten Soldaten zu besuchen wünschen«.48

Weil Angehörige, Verwandte und Freunde der in der Region St. Gallen und Appenzell untergebrachten Kriegsgefangenen sich immer wieder nach Vermissten »aus gleicher militärischer Einheit oder gemeinsamem Gefangenenlager« erkundigten, fertigte das städtische Verkehrsbüro eine Liste an, auf welcher Namen, Einteilung und der letzte bekannte Aufenthaltsort derjenigen eingetragen wurden, »über welche trotz allen Anstrengungen niemand etwas zu melden wußte«. Diese Liste wurde den Orten, wo Kriegsrekonvaleszente sich befanden, zugesandt, und jene wurden gebeten, die Namen durchzugehen und über das Schicksal der Kameraden, die das Los trennte, zu berichten. Das Genfer Rote Kreuz versandte ebenfalls eine Liste der Unauffindbaren an die schweizerischen Rekonvaleszenten.49

Begeisterung und Hilfsbereitschaft der Schweiz in Ehren; aber es muss doch erwähnt werden, dass die Mittel für die in unserer Gegend untergebrachten deutschen Kriegsgefangenen größtenteils von Freunden in Deutschland bereitwillig zur Verfügung

gestellt wurden. »Die Soldaten werden von ihrem Heimatstaate aus mit neuen Uniformen versehen; letzterer bezahlt auch die Kurkosten für Offiziere und Soldaten. Unterkleider und Wäsche werden vom Deutschen Hilfsverein St. Gallen besorgt.« Der Verein hatte zu diesem Zwecke eine Sammlung eröffnet und in einem Aufruf die deutsche Kolonie in St. Gallen um Gaben gebeten. Ferner wurden Taschenmesser, Bleistifte, Federn, Papier und gute Literatur zugunsten der Kriegsgefangenen entgegengenommen.⁵⁰

Die Internierten mussten sich später eine »sanitäre Untersuchung« gefallen lassen, die aber »ein recht günstiges Resultat gezeitigt« hat: »Ansteckende Krankheiten wurden erfreulicherweise nicht konstatiert. Die Soldaten und Zivilinternierten sind glücklich über ihren Aufenthalt und erholen sich bei dem herrlichen Frühlingswetter inmitten von Wald und Wiesen zusehends. Der prächtige Waldpark der Oberwaid bietet freilich auch ein günstiges Terrain hiefür.«⁵¹

Zur selben Zeit stand im »St. Galler Tagblatt« unter dem Titel »Erhörte Bitte« folgende rührende Geschichte von einem »Schweizer-Deutschen Krieger«: »In St. Georgen wohnt eine einfache, brave Familie, die sich durch ihrer Hände Arbeit ehrlich durchbringt. Bei Kriegsausbruch mußte der Vater dieser Familie nach Deutschland in den Krieg ziehen. Nun sind es bald zwei Jahre, daß die acht Kinder den Vater nicht mehr gesehen haben; groß ist die Sehnsucht nach ihm. Besonders die älteste Tochter, die an einer zehrenden Krankheit darniederliegt, hat nur noch einen Wunsch: sie möchte den Vater noch einmal sehen, bevor sie in den Himmel gehen darf. Da ist ihr nachts im Traume der Gedanke gekommen, den sie am folgenden Tage ausgeführt hat. Sie schreibt dem deutschen Kaiser einen Brief, er solle doch den Vater auf Urlaub in die Schweiz gehen lassen, damit die Kinder und vor allem sie, die schwerkranke Tochter, ihn nochmals sehen können. Der Brief erreichte den Kaiser im Großen Hauptquartier und von dort aus ging ein Befehl des Höchstkommmandierenden der deutschen Armee an irgend einen entlegenen Punkt der Front, wo der Schweizer-Deutsche Krieger stand. Und der Befehl brachte diesem – einen Urlaub von 3 Wochen. Welche Freude in der kleinen Stube zu St. Georgen, als der Mutter und den Kindern die Nachricht wurde, der Vater komme auf so lange Zeit heim, um sich im Kreise der Eigenen ein wenig auszuruhen. Die arme, kranke Dulderin, die den Brief an den Kaiser geschrieben hat, will nun gerne leiden, was das Schicksal ihr aufgebürdet hat, nachdem ihr Wunsch durch eigenhändigen Befehl des Kaisers erfüllt worden ist.«⁵²

Am Abend des 17. Mai 1916 fand in der Oberwaid die offizielle Empfangsfeier der deutschen Kriegsgefangenen statt. Darüber berichtete das »St. Galler Tagblatt« in einem kürzeren und einem langen Beitrag unter den Titeln »Begrüßung der Kriegsgefangenen auf der Oberen Waid«: »Die von einem Komitee des Roten Kreuzes auf gestern abend angesetzte offizielle Empfangsfeier der deutschen Internierten im Kurhaus Obere Waid nahm unter zahlreicher Beteiligung eingeladener Gäste einen überaus schönen, von warmer Stimmung getragenen Verlauf. Der Platzkommandant, Herr Major Dr. Steinlin, entbot den im festlich geschmückten Saale Erschienenen herzlichen Willkomm und schil-

derte das Tun und Treiben der kriegsgefangenen Gäste, während Herr Landammann Dr. Mächler den Gruß der Regierung und des st.gallischen Volkes in längerer, markanter Rede übermittelte. Namens der Internierten dankte in beredten, militärischen Worten Herr Major v. Wedell, der erst gestern von Korsika eingetroffen war. Das Hausorchester und ein Doppelquartett des ›Stadtsängerverein-Frohsinn‹ hatte sich in den Dienst der guten Sache gestellt und erfreuten die Festversammlung durch passende Weisen. Auch die deutschen Soldaten gaben einige Lieder zum besten. Herr Gemeindammann Bernet bot historische Reminiszenzen aus der Internierung der Bourbaki-Armee in St. Gallen und St. Fiden und dankte allen denen, insbesondere dem Deutschen Hilfsverein, die selbstlos beigetragen haben, den in der Gemeinde Tablat untergebrachten Kriegs- und Zivilinternierten ihr Los zu erleichtern. Namens der Eltern und Geschwister derselben entbot der Vater eines Verwundeten aus Frankfurt tief ergriffen der Schweiz und ihrer Bevölkerung herzlichsten Gruß und wärmsten Dank. Patriotische Deklamationen und ein von einem einfachen deutschen Mädchen, Fräulein L. H., verfaßtes und trefflich vorgetragenes Gedicht ›Wir pflegen euch gesund‹ trugen zur Erhöhung der freudigen Stimmung bei. – Der inhaltsreiche, von wahrhaft menschenfreundlicher Gesinnung getragene Begrüßungsabend wird allen Teilnehmern, insbesondere auch den Kriegsgefangenen, dauernd in bester Erinnerung bleiben.«⁵³

Diesem »summarischen Bericht im Morgenblatt« folgte eine in derselben Schreibart abgefasste Ergänzung, der wir entnehmen, dass der große Saal des Kurhauses »mit Schweizer und deutschen Fahnen und Emblemen reich dekoriert war« und dass »hilfsbereite Damen vom Rotkreuz-Komitee die Tische für die Offiziere, Soldaten und Gäste mit Frühlingsblumen sinnig geschmückt hatten«. In schwärmerischem Ton fährt der Berichterstatter dann fort: »Der wundervoll klare Frühlingstag ließ die geräumigen Anlagen wie die Schönheit der Umgebung der Oberwaid im besten Lichte erscheinen. Aus der Tiefe grüßte der blaue See in leuchtender Klarheit herauf. Wie mag an solchen Tagen der Blick der aus langer Gefangenschaft befreiten deutschen Krieger sehnsüchtig hinüberschweifen nach den blauen Fernen der so schmerzlich vermißten Heimat! Ihnen diese durch die Hospitalisierung und wohlwollende Behandlung einigermaßen zu ersetzen und sie so der körperlichen und seelischen Genesung entgegenzuführen, ist die dankbare Aufgabe der Schweiz, die damit ihrem humanen Wirken in dieser entsetzlichen Kriegszeit die Krone aufsetzt.«

Der erwähnte Major Moritz Steinlin, Arzt und später Sanitätsoberst, der damals in der Internierungsorganisation führend tätig war, kam in seiner Begrüßungsrede auf die Tagesarbeit der Internierten, die selbst für Ordnung und Bedienung zu sorgen hatten und abteilungsweise ihren Unteroffizieren unterstanden, zu reden. »Neben der Körperpflege werden auch der geistigen Fortbildung durch fremdsprachliche und Buchführungskurse täglich einige Stunden gewidmet. Von 4 Uhr 30 bis 7 Uhr nachmittags dürfen sich die Internierten innerhalb eines gewissen Rayons frei bewegen. Regelmäßige Arbeit wechselt ab mit Stunden der Erholung. Die Offiziere haben ihre besonderen Räume und genießen

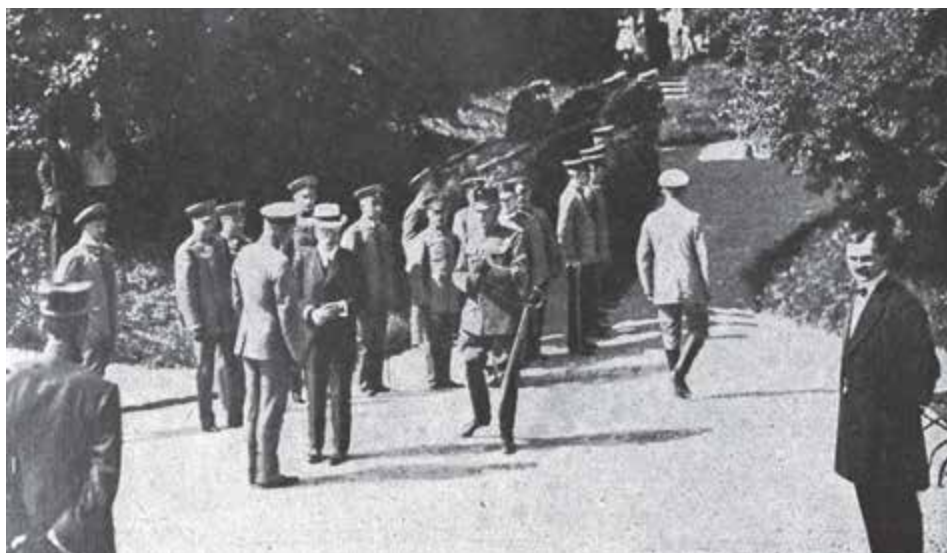


Abb. 15: Besuch von Bundesrat Arthur Hoffmann »bei den Offizieren« in der Oberwaid

Bewegungsfreiheit im Rahmen der allgemeinen Anordnungen, die für die ganze Schweiz einheitlich geregelt sind.«

Für seine deutschen Kameraden sprach ein Major oder Oberst von Wedell, »der sehr schwer in der Schlacht an der Marne verwundet in Gefangenschaft geriet und nach Korsika gebracht« worden war. Seine Dankesrede, die »mit dem packenden Vortrag eines von ihm verfaßten Gedichts ›Gedanken eines Kriegsgefangenen‹« schloss, machte »einen ergreifenden Eindruck«. »Sein Hoch galt der freien Schweiz und ihrer menschenfreundlichen Bevölkerung.«⁵⁴

Die Internierten wurden ab und zu von »hohen Besuchen« heimgesucht: Schon im Mai 1916 besuchte Prinz Max von Baden, der nachmalige »letzte Reichskanzler des Deutschen Kaiserreichs«, die Kriegsgefangenen in der »Oberwaid«. Er »unterhielt sich angelegentlichst mit den deutschen Soldaten. Er besichtigte das Kurhaus und den Park und dankte herzlich für die Fürsorge und gute Aufnahme, die die Internierten hier gefunden haben.«⁵⁵ Wenn wir der Bildlegende glauben wollen, weilte Bundesrat Arthur Hoffmann (1857–1927) vermutlich 1917 nur »bei den Offizieren in Oberwaid«. Ob er sich auch mit »Gemeinen« abgegeben hat, ist nicht bekannt. Im April 1917 wurden die Internierten von Prinz Alfons von Bayern und am 18. Juni 1917 von Philipp Albrecht, dem Herzog von Württemberg, besucht.⁵⁶

Weitere Zelebritäten, die ihre Soldaten in der Schweiz besuchten und vor denen die Hospitalisierten strammstehen mussten, waren Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen, und Herzog Adolf Friedrich, Großherzog von Mecklenburg. Es wäre interessant zu wissen, was in den Köpfen dieser kriegsversehrten Soldaten beim Besuch der hohen Herren vorging und ob die Prinzen und Herzöge in diesem Kriegsjahr 1917 auch immer noch an einen »Siegfrieden« glaubten.

Im Laufe des Jahres 1917 konnten viele Internierte wieder in ihre Heimat zurückkehren; diese wurden jedoch durch neu ankommende Soldaten ersetzt.⁵⁷ Am 15. Juli 1918 reisten dann »aus der Region Ostschweiz 616 deutsche Internierte in ihre Heimat zurück«.⁵⁸ Die kriegsversehrten und kranken deutschen Soldaten wurden also auch in der »Oberwaid« gepflegt und ärztlich betreut; dabei war die »Oberwaid« allerdings nur ein kleines Lager, wie sie es damals an vielen Orten gab.



Abb. 16: Internierte vor dem Eingangportal der »Oberwaid« (Sanatorium und Kurhaus)



Abb. 17: Internierte vor dem Eingangportal der »Oberwaid« (Sanatorium und Kurhaus)



Abb. 18: Der Gefreite Walter Goebel, 1916

WALTER GOEBEL (1889–1984) IN DER »OBERWAID«

Die folgenden Angaben über den deutschen Kriegsgefangenen Walter Goebel verdanke ich seinem 1929 geborenen Sohn Walter, der mir aus Krefeld wertvolles Material in Schrift und Bild nach St. Gallen übersandte und folgendes schrieb:⁵⁹

Walter Goebel wurde am 20. August 1889 in Krefeld geboren und lebte fortan mit drei Geschwistern, zwei Mädchen und einem Knaben, in einem gutbürgerlichen Elternhaus. (Sein Vater Ludwig Goebel war Möbelschreiner und lebte von 1861 bis 1920, seine Mutter Theodore stammte aus Wesel.) Schon früh erkannten die Eltern Walters künstlerische Ader und ermöglichten ihm ein zeichnerisches Studium an der »Werkkunstschule« in

Krefeld; er entwickelte eine besondere Liebe für Entwürfe und Anfertigung von Gobelins (Schule Thorn Prikker).

Dann kam der Krieg! Und Walter Goebel geriet kurz nach Beginn des Krieges schwer verwundet am 14. August 1914 bei Saint-Blaise-la-Roche in französische Gefangenschaft. Über die Austauschstation Lyon wurde er im November 1916 in die Schweiz transportiert und vom 24. Dezember 1916 bis zum 19. Juli 1918 im Kurhaus »Oberwaid« untergebracht. In St. Gallen lernte er seine spätere Frau, Klara Hafner (1898–1979), kennen, die bei ihren Schwestern zu Besuch war. Diese Schwestern waren damals bereits mit Schweizern verheiratet (Marie Vettiger-Hafner in Rorschach und Elise Gerl-Hafner in Wil).

Im Juli 1918 konnte Walter Goebel die Schweiz wieder verlassen; er gelangte glücklich und weitgehend von seiner Verwundung geheilt, dankbar für die ihm in der Schweiz geleistete Hilfe, über Konstanz und Strassburg in seine Heimatstadt Krefeld, wo am 3. September 1921 geheiratet wurde.

Anfangs der zwanziger Jahre war Walter Goebel als Designer und Atelierleiter in der Krefelder Teppichfabrik tätig. 1934 baute er ein Haus »im Grünen«, das heute unter Denkmalschutz steht, und wo sein Sohn Walter mit seiner Familie immer noch wohnt.



Abb. 19a): Walter Goebel im Kantonsschulpark am Brühl, St. Gallen, im April 1918



Abb. 19b): Walter Goebel, sitzend rechts, Weissbad bei Appenzell, 7. Juni 1917



Abb. 19c): Rechts Walter Goebel mit Klara Hafner, in der Mitte vermutlich Friedrich Beeck mit Elisabeth Parade

Zeugnis!

*Der Gefangene Walter Goebel R. I. R. 11 war
in Internierungsort Olten auf Unteroffiziersdienstleistungen
mit besonderer Geschicklichkeit einer Kammer-Wärter.
Der Hr. Goebel war sehr zuverlässig und hat
seiner Arbeit gut versehen, von seiner pflichtgetreuen
eine künftige Lobre.*

*Hr. Kirsch
4. Februar d. R. 1917 - 1918. Ref.*

Abb. 20: Zeugnis für Walter Goebel, 20. September 1917

Die Teppichfabrik brannte 1943 nach einem Bombenangriff aus und wurde nicht wieder aufgebaut. Dafür blühte nach 1948 in Krefeld die Textilindustrie auf, und Walter Goebel leitete dann in einer Textilfirma das Entwurfsatelier für modische Seidenstoffe. Er war u. a. auch Vorsitzender des Krefelder »Musterzeichnervereins«. Dieser Verein wurde 1935 von den Nationalsozialisten in eine Reichskammer der bildenden Künste umgewandelt; Walter Goebel trat aus, weil er nicht mit diesen »Nazi-Gestalten« zu tun haben wollte.

Walter Goebel, der einst Schwerverwundete, wurde 1960 Rentner und lebte gesund und munter bis zu seinem 95. Lebensjahr in Krefeld.⁶⁰

Der Gefangene G o e b e l Walter, R. I. R. 11 hat bis zum 19. März 1918 die hiesige Anstaltsküche und die Internierten-Verpflegungsbücherei besorgt. Von 20. März ab wurde Goebel als Aushilfskoch der Pension Mittelsamer Internierten, hiesige Ob-Übertragungen arbeiten und Aufträge hat er zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausgeführt. Besonders während seiner Besoldierung als Aushilfskoch hat er grosses Interesse für das Wohlbefinden seiner Leute gezeigt und nicht für gute Ordnung in seiner Aushilfe gezeigt.

Ich kann Goebel nur das beste Zeugnis ausstellen und wünsche ihm für sein späteres Leben alles Gute.

St. Gallen, den 19. Juli 1918

Inspektions-Bureau 1 der G. G. G.
St. Gallen

Müller
Stv. Stellvert.

Abb. 21: Zeugnis für Walter Goebel, 12. Juli 1918

St. Gallen, den 20. März 1918

Der Internierte Gefangene G o e b e l hat zum Zweck der Kontrolle der ausserhalb der Anstalt wohnenden Internierten Urlaub bis 11 Uhr abends.

Er hat bei jedermöglicher Inaktivität des Platzkommandanten Rapport zu erstatten.

Die Polizei ist von Inhalt dieses Schreibens in Kenntnis gesetzt und gilt dasselbe der Polizei gegenüber als Beweis.

Ernstmann
Inspektions-Bureau 1 der G. G. G.
St. Gallen

Abb. 22: Urlaubschein für Walter Goebel, 20. März 1918

Von Walter Goebel haben sich ein längerer Brief, Karten, verschiedene Dokumente und Photographien erhalten: Am 25. Januar 1916 schrieb er seiner Schwester Klara nach Krefeld, er könne kaum »die Stunde des Wiedersehens erwarten« und er habe für Unterbringung des Besuchs gesorgt: »Privatwohnung nicht weit von St. Gallen; ein Wohn- und ein Schlafzimmer mit zwei Betten«. Und am 20. Februar 1917 meldete er seinem lieben Klärchen auf einer Ansichtskarte mit Internierten vor dem Sanatorium und Kurhaus Oberwaid, die Eltern seien gut angekommen. Dem Reisepass seines damals 55jährigen Vaters Ludwig Goebel entnehmen wir, dass die Eltern über Konstanz nach St. Gallen reisten und vom 18. bis 25. Februar in St. Gallen weilten. »Heute Mittag machen wir einen kleinen Ausflug, waren gestern in St. Gallen. Glückliche Stunden ...« – Auf einer »Militärpostkarte« vom 18. April 1917 an seine Schwestern Luise und Klara Goebel in Krefeld erwähnt er die Internierten-Ausstellung und kündigt einen Besuch an, »ein Freund mit seiner Schwester aus Ragaz«.



Abb. 23: Ausstellungs-Programm, Titelblatt



Abb. 24: Webe-Kursus St. Gallen 1917. Links außen sitzend Walter Goebel



Abb. 25: Holztruhe, angefertigt von Walter Goebel.

1917 besuchte Goebel den »Webe-Kursus St. Gallen«, und vermutlich für die Ausstellung von 1917 fertigte er eine Holztruhe mit Schweizerwappen und Edelweiss an.

Am 7. Juni 1917 war Goebel mit einer Wandergruppe im Alpstein (Weissbad) unterwegs und im April 1918 »bei stürmischem Wind« mit Begleitern »im Wildkirchli oben«.

REKLAMATIONEN UND BESCHWERDEN

Peter Stahlberger hat in seiner fundierten Artikelserie im »St. Galler Tagblatt« vom Sommer und Herbst 2014 auch den Internierten einen Abschnitt gewidmet und festgestellt, das Verhältnis zwischen der einheimischen Bevölkerung und den Fremden sei grundsätzlich gut gewesen. »So gab es in St. Gallen Gesangsvereine oder Schulklassen, die den Internierten in der Oberen Waid Ständchen darbrachten. Unter dem Vereinsdach des FC Brühl spielte zeitweise eine Interniertenmannschaft.« Gleichwohl seien zuweilen auch Reklamationen insbesondere über das Freizeitverhalten der Internierten laut geworden. Ein Stein des Anstoßes soll auch der recht großzügig bemessene Ausgang am Abend gewesen sein.⁶¹

Über ein Ärgernis, das nicht den Internierten angelastet werden konnte, berichtete das »St. Galler Tagblatt« vom 27. Mai 1916: »Es ist eine eigenartige Erscheinung, die

fast überall zutage tritt, wo in diesen Tagen fremde Kriegsgefangene eintreffen, daß sie von Liebenswürdigkeiten förmlich überschüttet werden. Der Rotkreuz-Chefarzt hat sich kürzlich erneut veranlaßt gesehen, gegen diese teilweise recht unnützen Gaben, die zu einer Flut anwachsen und notgedrungen verderben müssen, Stellung zu nehmen. Leider beschränken sich diese Enthusiasten – meistens gehören sie dem weiblichen Geschlechte an – nicht immer nur auf reale Gaben, wie Zigaretten und Süßigkeiten, einige Geberinnen halten es auch nicht unter ihrer Würde, allerlei andere Liebesbeweise zu geben und zu empfangen. Und zwar geschieht das gleichermaßen im Osten und Westen unseres Vaterlandes. Daß viele der jungen Damen die kurze Bekanntschaft fortsetzen möchten und sich genau die künftige Hoteladresse ihres Schützlings aufschreiben, ist kaum verwunderlich, daß dann aber förmlich Wallfahrten zu den Orten, wo die Kriegsgefangenen untergebracht sind, gemacht werden, ist eine betrübliche Tatsache und verdient entschieden Verurteilung. Diese Vorkommnisse erhalten dadurch noch eine besondere Beleuchtung, weil es Frauen aller Stände sind, die ihre Würde nicht besser zu wahren wissen. – Wer den Kriegsgefangenen seine Sympathie bezeugen möchte, der hat mannigfache Gelegenheit dazu. Sie bedürfen vieler praktischer Notwendigkeiten, die von den Herren Regionalärzten und von der Hilfsstelle ›Pro Captivis‹ Bern zur Weiterleitung gerne entgegengenommen werden.«⁶²

Kaum waren die fremden Soldaten im Kurhaus »Oberwaid« eingetroffen, kam es zu einer Beschwerde, die im Protokoll des Schulrates von katholisch Tablat vom 23. Juni 1916 wie folgt niedergeschrieben wurde: »Seit die Internierung kranker deutscher Kriegsgefangener im Kurhaus Obere Waid stattgefunden hat, haben sich Erscheinungen gezeigt, denen gegenüber die Schulbehörde im Interesse der sittlichen Erziehung der Schulkinder nicht stillschweigend zusehen kann. – Wiederholt sind Beschwerden laut geworden, dass sich ein Teil dieser Internierten in Gesellschaft mit einer gewissen Sorte von Frauenspersonen, auf öffentlichen Wegen und in Anwesenheit von Schulkindern, besonders aus dem Schulhaus Neudorf, in einer Art und Weise aufführen, welche geeignet ist, öffentliches Aergernis zu erregen. Dass solche, auch direkt beobachtete Vorkommnisse auf die Schuljugend verderblich einwirken, ist ohne weiteres klar und es sieht sich der Rat daher veranlasst, mit einer bezüglichen Beschwerdeschrift an den Gemeinderat von Tablat zu gelangen mit der Einladung, die zuständige Militärbehörde auf diese Übelstände aufmerksam zu machen und auf wirksame Abhülfe zu dringen. – Wohl ist diesen armen Soldaten der Kuraufenthalt in unserer Heimat herzlich zu gönnen; wenn aber aus diesem, den edelsten Gefühlen von Menschlichkeit in so schrecklicher Zeit entsprungene Entgegenkommen Gefahren für unsere Jugend drohen, ist es Pflicht der Behörden, energisch und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln einzuschreiten.«

Betreffend diese »ärgerniserregenden Vorkommnisse auf der Strasse« wünschte die Polizeikommission von Tablat »detaillierte Angaben über die beobachteten Vorfälle« – die sie allerdings zuerst nicht erhielt. Erst im August konnte dann protokolliert werden, »dass eine nochmalige mündliche Besprechung dieser Angelegenheit mit dem Vorstand

der Polizeikommission Tablat nunmehr die nötige Aufklärung gebracht habe. Der Fall kann daher als erledigt angesehen werden. Es wird im übrigen konstatiert, dass bezüglich Ordnung und Beaufsichtigung der Internierten seitens der zuständigen Organe unterdessen eine wesentliche Besserung eingetreten ist und auch Beschwerden nicht mehr gehört worden sind.«⁶³

NACHWORT

»Alles andere als eine Insel« lautete der Titel eines Artikels in der Neuen Zürcher Zeitung vom 23. August 2014, in welchem der Historiker Marc Tribelhorn (geb. 1983) unter anderem über Krisen schrieb, mit denen die Schweiz während des Ersten Weltkriegs zu kämpfen hatte. Die Schweiz war mit dem Ausland stark verflochten und deshalb erschütterte der Krieg auch unser Land und brachte wirtschaftliche und soziale Not: die Versorgung mit Rohstoffen wie Kohle, Brennstoffe, Getreide, Lebensmittel verschlechterte sich von Jahr zu Jahr, Bauwirtschaft und Fremdenindustrie darben. Teuerung, Steuererhöhungen und Entlassungen waren die Folge. Es gab aber auch »wirtschaftliche Gewinner«: Banken, Versicherungen und Industriezweige, die Kriegsmaterial sowie Verbandstoff, Schokolade und Holz für den Bau von Schützengräben liefern konnten. Mit Regulierungen, Rationierungen und »Restenverwertung«, mit Notstandshilfe und Notstandsarbeiten suchten die Regierungen von Stadt und Kanton St. Gallen die Not zu lindern. Trotzdem waren im Sommer 1918 rund 700'000 Menschen in der Schweiz auf staatliche Unterstützung angewiesen.⁶⁴

So ist es verständlich, dass es in der Bevölkerung nicht an Leuten fehlte, die in der Aufnahme und Unterbringung von kranken Kriegsgefangenen auch eine Gefahr sahen, eine Gefahr beispielsweise für die Neutralität der Schweiz. Die Befürchtungen bezogen sich aber auch »auf unsere ohnehin schwierige Versorgung mit Lebensmitteln, auf die Einschleppung von Krankheiten durch die fremden Gäste und auf den Umstand, daß der stetige Anblick dieser leidenden Soldaten einen nachteiligen Einfluß auf die Haltung der in ihren Sympathien geteilten Bevölkerung haben könnte«. Das betraf den Graben, der damals die deutsche Schweiz von der Romandie trennte und der sich »aufgrund der aggressiven ausländischen Propaganda zunehmend« vertiefte.

Gemäss einem Leitartikel im »St. Galler Tagblatt« wurden jedoch die Nachteile durch die Vorteile, »die der Schweiz aus der Hospitalisierung erwachsen«, bei weitem überwogen: »Unsere schwer darniederliegende Hotelindustrie der Kurorte hat Gelegenheit, wenigstens einen Teil ihres Ausfalles zu decken, besonders, da auch Angehörige der Internierten in die Schweiz reisen werden. Vor allem wird aber das Gefühl der Dankbarkeit die Sympathien für die Schweiz in den kriegführenden Ländern stärken und damit die Stellung unseres neutralen Landes festigen. In wirtschaftlicher Hinsicht wird sich diese erfreuliche Folge der Hospitalisierung um so mehr durch eine Erleichterung in der

Lebensmittelzufuhr äußern, als ja die kriegsführenden Staaten infolge der Anwesenheit ihrer Landsleute auf Schweizerboden ein erhöhtes Interesse haben, die Versorgung unseres Landes sicher zu stellen.«⁶⁵ Es scheint, dass diese höchst pragmatische Erklärung wirkte und »die in einzelnen Kreisen gehegten Befürchtungen« aus dem Weg geräumt werden konnten.

Am Schluss des Textes im »Gedenkblatt an die Hospitalisierung deutscher Kriegs- und Zivilgefangener« vom Juli 1917 steht der schöne Satz: »Mit den entlassenen Hospitalisierten wird ein dankbares Deutschland die Erinnerung wahren, daß die Schweiz ihnen die Retterin war, die gütige Pflegemutter. – H e l v e t i a b e n i g n a!⁶⁶

»Mutter Helvetia« hat ohne Zweifel vielen geholfen; aber sie tat es nicht ganz uneigennützig und erhielt einiges zurück!

Anschrift des Verfassers:

Priv.-Doz. Dr. Ernst Ziegler; Oberhofstettenstr. 26; CH-9012 St. Gallen

ANMERKUNGEN

1 FAVRE, Edouard: L'internement en Suisse des prisonniers de guerre malades ou blessés, premier-troisième rapport, Genève, Bâle, Lyon, Berne 1917–1919 (rund 1.300 Seiten). FUCHS, Thomas: Interniert im Appenzellerland, in: Appenzellische Jahrbücher 2014, Heft 141, S. 50–65.

2 Vgl. darin beispielsweise HERBERTZ, Richard: Der deutsche Internierte in der Schweiz bei Unterricht und Arbeit, Bern 1917, S. 26–30; 4. Kapitel: In St. Gallen, Die Ausstellung und die Tischlerwerkstätte in Heiligkreuz. BREUNING-HANEK, Josef Wilhelm; mechanische Schreinerei, Espenmoosstrasse 6, St. Gallen-Heiligkreuz. MEHLTRETTER-HÖFLE, Friedrich, Wirt zur »Ilge«, Langgasse 109, St. Gallen-Heiligkreuz. FUGMANN, C.: Kunst der deutschen Internierten, Bern o. J. WOLTERECK, R.: Merkbuch für die deutschen Internierten in der Schweiz, Dritte, veränderte und ergänzte Auflage. Mit einer Karte und 17 Abbildungen, Bern [1917] (Deutsche Kriegsgefangenen-Fürsorge Bern).

3 Vgl. TRECHSEL, Max: Die Liebestätigkeit der Schweiz während des Weltkrieges, in: Ruchti, Jacob: Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges 1914–1919. Politisch, wirtschaftlich und kulturell, II. Band: Kriegswirtschaft und Kulturelles, Bern 1930, S. 375–432, hier S. 375–387.

4 BONJOUR, Edgar: Geschichte der Schweizerische Neutralität, vier Jahrhunderte Eidgenössischer Außenpolitik, Basel 1965, Band II, S. 671–676: Humanitäre Tätigkeit auf neutraler Grundlage. KURZ, Hans Rudolf: Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918, Frauenfeld, Zürich 1970, S. 98–103.

5 BONJOUR, S. 672–673.

6 TRECHSEL, S. 391–398.

7 KURZ, Dokumente, S. 99.

8 TRECHSEL, S. 393.

9 BONJOUR, S. 673.

10 Die deutschen Kriegsgäste der Schweiz, Ein Gedenkblatt an die Hospitalisierung deutscher Kriegs- und Zivilgefangener, herausgegeben von der Abteilung für Gefangenenfragen der Kaiserlichen Deutschen Gesandtschaft in Bern, München, Bern 1917, S. 5.

11 TRECHSEL, S. 406.

12 Kriegsgäste, S. 8.

13 BONJOUR, S. 673–674. KURZ, Dokumente, S. 100.

14 Kriegsgäste, S. 7.

15 BONJOUR, S. 671.

16 TRECHSEL, S. 390.

17 Kriegsgäste, S. 5–6.

18 Kriegsgäste, S. 5, 7–8.

19 Kriegsgäste, S. 9.

20 Kriegsgäste, S. 9–10.

- 21 Kriegsgäste, S. 10.
- 22 BONJOUR, S. 674.
- 23 Kriegsgäste, S. 34–36.
- 24 Kriegsgäste, S. 16, 93.
- 25 Kriegsgäste, S. 13.
- 26 LUDWIG, Emil: Wilhelm der Zweite, Berlin 1926, S. 481.
- 27 Stadtarchiv St. Gallen, Eheregister 1917, 1/1/1627, 42, S. 38. Evangelische Kirchgemeinde St. Gallen Centrum, Ehebuch: St.Laurenzen-St.Mangen, 1878–1982, 970.04, o. S.
- 28 Tgbl. (= St. Galler Tagblatt), Samstag, 27. Mai 1916, Nr. 124, Morgenblatt, S. 3. Gemäss Kremationskarte No. 1983 wurde die Asche des Gefallenen »an die Hinterlassenen« übergeben.
- 29 Brief und Unterlagen vom 22. Januar 2015, für die ich auch an dieser Stelle bestens danke.
- 30 Stadtarchiv St. Gallen, Todes-Register A 1916, St. Gallen, 1/1 1680, 41, S. 158, Nr. 316. Tgbl., Samstag, 24. Juni 1916, Nr. 146, Morgenblatt, S. 3.
- 31 Tgbl., Donnerstag, 17. August 1916, Nr. 192, Morgenblatt, S. 2.
- 32 Kriegsgäste, S. 13–15.
- 33 Deutsche Internierten Zeitung, Bern, den 31. März 1917, Heft Nr. 28, S. 9–10.
- 34 THÜRER, Georg: Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, 1899–1974, St. Gallen 1974, S. 39.
- 35 Kriegsgäste, S. 17, 93.
- 36 Tgbl., 13. April 1917.
- 37 Tgbl., Dienstag, 17. April 1917, Nr. 89, Morgenblatt, S. 3.
- 38 Tgbl., Donnerstag, 19. April 1917, Nr. 91, Abendblatt, S. 3.
- 39 Njbl. 1918, S. 36. (=Neujahrsblätter, hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen).
- 40 Njbl. 1918, S. 36.
- 41 Njbl. 1917, S. 69.
- 42 Tgbl., 2. Mai 1916. »Wie uns ein deutscher Soldat erzählte, ist den etwa 600 Kriegsgefangenen, die gestern, von Lyon herkommend, in der Schweiz eintrafen, in Genf ein überaus herzlicher Empfang bereitet worden. Sie wurden reich bewirtet und beschenkt; so sah man verschiedene Internierte, die kleine Genferfähnchen angesteckt hatten. Die Soldaten sind des Dankes gegenüber der Stadt Genf voll. – Der Transport ist in Zürich aufgelöst worden; ein Teil wurde nach Glarus und Ragaz, ein anderer in die Innerschweiz und der Rest in die Ostschweiz verbracht. – Mögen die Kriegsgefangenen in unserer gesunden Bergluft und im Frieden unseres Landes wieder genesen!«
- 43 Tgbl., Mittwoch, 3. Mai 1916, Nr. 103, Abendblatt, S. 2.
- 44 Tgbl., Dienstag, 2. Mai 1916, Nr. 102, Abendblatt, S. 3.
- 45 Tgbl., 5. Mai 1916, 8. Mai 1916.
- 46 Tgbl., 4. Mai 1917.
- 47 Tgbl., Montag, 8. Mai 1916, Nr. 107, Morgenblatt, S. 2.
- 48 Tgbl., Montag, 8. Mai 1916, Nr. 107, Abendblatt, S. 4.
- 49 Tgbl., Mittwoch, 24. Mai 1916, Nr. 121, Morgenblatt, S. 3.
- 50 Tgbl., 3. Mai 1916.
- 51 Tgbl., 4. Mai 1916.
- 52 Tgbl., 4. Mai 1916.
- 53 Tgbl., Donnerstag, 18. Mai 1916, Nr. 116, Morgenblatt, S. 3.
- 54 Tgbl., Donnerstag, 18. Mai 1916, Nr. 116, Abendblatt, S. 3.
- 55 Tgbl., Freitag, 12. Mai 1916, Nr. 111, Abendblatt, S. 3.
- 56 Njbl., 1918, S. 42. Kriegsgäste, S. 67–70.
- 57 Njbl. 1918, S. 36, 41.
- 58 Njbl. 1919, S. 90.
- 59 Für die zahlreichen Briefe, die wertvolle Dokumentation und die kritische Durchsicht des Manuskripts danke ich Walter Goebel ganz herzlich.
- 60 GOEBEL, Walter (jun.): Ein Krefelder vor 90 Jahren als Internierter in der Schweiz. Die Schweiz in beispielloser humanitärer Verantwortung gegenüber deutschen Kriegsgefangenen in den Jahren 1916–1918. In: Die Heimat, Zeitschrift für niederrheinische Kultur- und Heimatpflege, Jg. 80, November 2009, S. 206–210. Briefe von Walter Goebel, Sohn, u. a. vom 7. September 2014 usw.
- 61 STAHLBERGER, Peter: Arbeit oder Ausbildung für Internierte, in: St. Gallen während des Ersten Weltkriegs, St. Galler Tagblatt, 5. August 2014, S. 14.
- 62 Tgbl., Samstag, 27. Mai 1916, Nr. 124, Morgenblatt, S. 3.
- 63 Stadtarchiv St. Gallen, Band 4/5/22, Protokoll des Schulrates von katholisch Tablat, Amtsdauer 1915–1918, Sitzungen vom 23. Juni, 12. Juli und 9. August 1916. Ich danke Peter Stahlberger für den Hinweis auf dieses Protokoll. Die heutige Politische Gemeinde St. Gallen umfasst die bis 1918 bestehenden Gemeinden Tablat mit dem Hauptort St. Fiden im Osten, St. Gallen mit der Hauptstadt im Zentrum

und Straubenzell mit dem Hauptort Bruggen im Westen. Die »Oberwaid«, im Osten der Stadt St. Gallen, gegen den Bodensee gelegen, gehörte zur Gemeinde Tablat.

64 TRIBELHORN, Marc: Alles andere als eine Insel, Neue Zürcher Zeitung, Samstag, 23. August 2014, Nr. 194, S. 55.

65 Tgbl., Donnerstag, 4. Mai 1916, Nr. 104, Abendblatt, S. 1.

66 REICHEL, Otto: Kriegsgäste, S. 17.

Daniel Rittenauer

DER BAYERISCHE NS-MINISTER- PRÄSIDENT LUDWIG SIEBERT UND DIE STADT LINDAU

Machtwillkür, Amtsmissbrauch und Korruption waren geläufige Erscheinungen im so genannten Dritten Reich, in dem bestehende Kontrollinstanzen weitgehend außer Kraft gesetzt waren¹. Formen solchen Amtsmissbrauchs fanden sich dabei auf allen Ebenen des NS-Staats in verschiedenen Ausprägungen, etwa in Person des leidenschaftlichen Kunstsammlers Hermann Göring², Gauleitern wie Erich Koch in Ostpreußen³ oder dem berichtigten Münchener Stadtrat Christian Weber⁴.

Das langjährige Lindauer Stadtoberhaupt Ludwig Siebert (1874–1942), der 1933 zum Bayerischen Ministerpräsidenten ernannt wurde, galt hingegen in der Bevölkerung anfänglich als lobenswerte Ausnahme unter anderen Potentaten.⁵ Dass auch Siebert im Laufe der NS-Zeit Skrupel verlor, blieb Außenstehenden eher verborgen: Bei einer Anfrage des Lieblingsarchitekten Hitlers, Albert Speer, im Jahr 1941, der um die Überlassung einer Glasscheibe mit seinem Familienwappen aus dem Bayerischen Nationalmuseum bat, war sich Siebert zwar der Rechtslage durchaus bewusst. Angesichts der Prominenz Speers wollte er diesem dennoch entgegenkommen und befürwortete Speers Gesuch dahingehend, *daß Bürgermeister und Oberbürgermeister von Städten aus ihren Sammlungen an diesen und jenen verdienten Mann des öffentlichen Lebens Stücke übereignen. Ich selbst habe eine ganze Reihe von Museumsgegenständen erhalten, die meisten allerdings mit Dank wieder zurückgegeben. Für mich wäre nun der Gedanke unerträglich, daß ich als Chef der Landesregierung und Finanzminister nicht in gleicher Weise über eine immerhin nicht bedeutungsvolle Sache in einem staatlichen Museum sollte verfügen können*⁶.

Siebert als korrupt zu bezeichnen, würde jedoch zu weit führen. Wohl aber nutzte er die von ihm bekleideten staatlichen Ämter dazu, einzelnen Objekten unverhältnismäßig große Förderung und Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Besonderer Nutznießer war dabei Lindau, seine frühere Wirkungsstätte.⁷

STADTOBERHAUPT VON LINDAU 1919–1933

Lindau, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch weitgehend auf seine Stamminsel beschränkt war, hatte 1910 über 6000 Einwohner, überwiegend katholischer Konfession. Neben wenig vorhandener Industrie hatte seit Mitte des 19. Jahrhunderts der Fremdenverkehr zunehmend an Bedeutung gewonnen.⁸

Am 15. November 1919 wurde Ludwig Siebert in das Amt des Ersten Bürgermeisters von Lindau eingeführt.⁹ Er folgte damit Heinrich Schützinger nach, der aus Alters- und Gesundheitsgründen zurückgetreten war und bereits ein Jahr später im Alter von 63 Jahren verstarb. Bislang Erster Bürgermeister in Rothenburg ob der Tauber¹⁰, kehrte Siebert nach zwölf Jahren nach Lindau zurück, wo der studierte Jurist 1906 als rechtskundiger Magistratsrat seine kommunalpolitische Karriere begonnen hatte. War Siebert in Lindau schon bei seiner Wahl zum Ersten Bürgermeister 1919 kein Unbekannter, so genoss er auch im Verlauf der Weimarer Republik weitgehend das Vertrauen des überwiegend bürgerlich geprägten Stadtrats¹¹, was am deutlichsten durch die Verleihung seiner Unwiderrufbarkeit als Oberbürgermeister 1929 zum Ausdruck kommt.¹²

Wie in Rothenburg zeichnete sich Siebert auch in Lindau durch emsige Tätigkeit aus. Eine umfassende Darstellung von Ludwig Sieberts Amtszeit als Bürgermeister in Lindau kann an dieser Stelle nicht geleistet werden. Dies bedürfte einer eigenständigen Untersuchung.¹³ Lindau scheint unter Siebert zwar nicht ohne Einschnitte, aber doch weitgehend stabil durch die Krisen der 1920er Jahre gekommen zu sein¹⁴. Zugleich konnten verschiedene ehrgeizige Projekte umgesetzt werden, so 1922 der Zusammenschluss Lindaus mit den Gemeinden Aeschach, Reutin und Hoyren, wodurch die Einwohnerzahl der Stadt auf 14000 anwuchs, die Errichtung der Landtorbrücke 1927 oder der Bau des Strandbads Eichwald 1929.¹⁵

LUDWIG SIEBERTS ANFÄNGE IN DER NSDAP

Obwohl er in den Jahren nach der nationalsozialistischen Machtübernahme gerne auf seinen Status als Altparteigenosse (»alter Kämpfer«) hinwies – im Gegensatz zu den zahlreichen Personen, die erst nach 1933 in die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) eintraten – war Ludwig Siebert kein Nationalsozialist der ersten Stunde.

Mit der 1922 gegründeten, bedeutungslosen und zerstrittenen Lindauer Ortsgruppe der NSDAP¹⁶ stand Ludwig Siebert in keiner bekannten Verbindung. Sieberts erster überlieferter Kontakt mit der NSDAP erfolgte am 21. November 1922 bei ihrer ersten Veranstaltung in Lindau, die völlig scheiterte und von sozialdemokratischen Akteuren problemlos gesprengt wurde, was nach Ansicht Sieberts von völliger Unprofessionalität der NSDAP herrührte.¹⁷ Die Bemerkung des Lindauer Stadtoberhauptes über eine am 21. Juli 1924 in Lindau abgehaltene Versammlung der NSDAP, in der Hermann Esser in

seiner bekannten Weise das »vertrottelte« Bürgertum anrempelte, lässt vermuten, dass er die Partei und ihre Vertreter weder als seriös betrachtete noch ernst nahm;¹⁸ auch drei Jahre später, als Esser abermals in Lindau war und einen schlecht besuchten und völlig bedeutungslosen Vortragsabend hielt, dürfte sich kaum Wesentliches an Sieberts Haltung geändert haben.¹⁹ Spätere Aussagen Ludwig Sieberts, nach denen er bereits 1924 der NS-Bewegung nahegestanden habe, erscheinen nur bedingt glaubwürdig.²⁰ Quellenmäßig lässt sich eine deutliche Annäherung Ludwig Sieberts an die NSDAP erst Anfang der 1930er Jahre fassen: Über eine Veranstaltung Gregor Strassers in Lindau berichtete er in seinem Bericht an die Regierung in Augsburg nun in freundlichen Worten;²¹ einen Fackelzug der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) am Vorabend der Reichstagswahlen am 14. September 1930 ließ Siebert verbieten, nachdem die NSDAP vor Störungen bei einem Zusammenstoß mit der paramilitärischen Sturmabteilung (SA) gewarnt hatte.²² Um den Jahreswechsel 1930/31 trat Siebert der Partei bei, die kurz zuvor bei den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 mit einem Schlag zur zweitstärksten politischen Kraft im Reich aufgestiegen war.

Der Eintritt in die NSDAP führte zu einem spürbar rauerem Ton des Lindauer Oberbürgermeisters gegen seine politischen Gegner von links.²³ Ebenso ging die Einrichtung eines Lagers des freiwilligen Arbeitsdienstes im November 1932 aus der nationalsozialistischen Ideologie hervor.²⁴

Andererseits betätigte sich Siebert nun in ganz Bayern als Redner. Über Lindau hinaus erwies sich Siebert jedoch als wenig bedeutend. In der Bodenseestadt wirkte der seriöse Bürokrat für die NSDAP aber durchaus als Zugpferd, wie bei den bayerischen Landtagswahlen am 24. April 1932 ersichtlich wird: Damals wurde die NSDAP in Lindau mit Abstand stärkste Kraft, Siebert zog selbst mit einem hervorragenden Ergebnis in den Landtag ein. War die NSDAP in Lindau bei den Landtagswahlen 1928 noch mit 1373 Stimmen (4,9 %) weit abgeschlagen hinter den großen Parteien²⁵, so erreichte sie nun 13767 Stimmen (40 %) und lag damit weit vor Memmingen, wo die NSDAP mit 10953 Stimmen (33,6 %) ihr zweitbestes Ergebnis in Schwaben einfuhr,²⁶ sowie über dem allgemeinen Durchschnitt in Bayern von 32,5 % und Schwaben von 30,7 %.²⁷ An Bewerberstimmen kam Siebert innerhalb der NSDAP mit 36745 Stimmen auf den vierten Platz nach dem »Frankenführer« Julius Streicher, dem Ersten Bürgermeister Coburgs Franz Schwede und dem Fraktionsführer der NSDAP im Bayerischen Landtag Rudolf Buttman. Er befand sich deutlich vor dem Gauleiter von Schwaben Karl Wahl mit 31434 Stimmen. In der Parteihierarchie blieb Siebert aber Zeit seines Lebens unbedeutend.

BAYERISCHER MINISTERPRÄSIDENT UND VIELFACHER MINISTER

Am 10. März 1933 wurde Siebert im Zuge der nationalsozialistischen Machtübernahme in Bayern zunächst kommissarischer Finanzminister, am 12. April 1933 Bayerischer Ministerpräsident; an weiteren Ämtern kamen später unter anderem das des Bayerischen Wirtschaftsministers, des Chefs der Landesforstverwaltung und des Präsidenten der Deutschen Akademie hinzu. Obwohl Ludwig Siebert zwar nicht zu den radikalsten Nationalsozialisten zu rechnen ist, so war er 1933 doch auf seine Weise aktiv beteiligt an der Beseitigung des bestehenden parlamentarischen und rechtsstaatlichen Systems in Bayern sowie an Aufbau und Mitarbeit am gleichgeschalteten NS-Führerstaat. Büßten Sieberts Ämter im Laufe der Zeit teilweise auch stark an Bedeutung ein, so zählt er dennoch lange Zeit zu einem einflussreichen Machtfaktor in NS-Bayern.

In Lindau wurde Ludwig Siebert auf jeden Fall als solcher wahrgenommen: Augenfällig wurde dies beim 1937 beabsichtigten Verkauf der städtischen Römerschanze durch Ludwig Sieberts Sohn, der seinem Vater 1933 in das Amt des Lindauer Bürgermeisters nachgefolgt war. Um den von der Mehrheit der Bevölkerung angeblich abgelehnten Verkauf zu verhindern, wandte sich der in Lindau als leitender Arzt einer Privatklinik für Nervenranke praktizierende Ernst Speer²⁸ an seinen Vetter Albert Speer.²⁹ Angesichts der Verbindungen des Lindauer Stadtoberhaupts zum Bayerischen Ministerpräsidenten erachtete man nämlich Proteste und Einsprüche gegen das Vorhaben bei bayerischen Behörden von vornherein als zwecklos. Letztendlich stellte sich allerdings heraus, dass die von Friedrich Siebert geplante Bebauung der Römerschanze aufgrund von Vorgaben des Vierjahresplanes sowieso nicht hätte durchgeführt werden können.³⁰



Abb. 1: Ministerpräsident Ludwig Siebert in SA-Uniform (Bayerische Staatsbibliothek, Bildarchiv, Fotoarchiv Hoffmann, 4 hoff-67327)

FÖRDERUNG LINDAUS IN DER NS-ZEIT

Konkret war es Ludwig Siebert möglich, die Stadt Lindau einerseits immer wieder direkt mit finanziellen Zuschüssen zu fördern, vor allem aus solchen Fonds, die ihm als Ministerpräsident zur Verfügung standen. Andererseits konnte er seine vielfältigen Kontakte und Optionen, die er als Ministerpräsident hatte, zum Nutzen für die Stadt Lindau einsetzen. Sein Einfluss reichte letztlich bis zur höchsten Ebene, denn die Annahme, dass eine Äußerung Hitlers 1942 über die verheerenden Auswirkungen, die der Wegfall der Kreisfreiheit für Lindau als kulturelles Zentrum haben würde, auf Ludwig Siebert zurückzuführen ist, dürfte nicht zu weit hergeholt sein.³¹ Kraft seines Amtes als Ministerpräsident erhielten gewisse Anliegen ein anderes Gewicht, beispielsweise die seit 1927 vom Lindauer Oberbürgermeister vergeblich geforderte³², aber nicht vordringlich erachtete Errichtung eines neuen Selbstanschlußamtes für den Fremdenverkehrsort Lindau; bereits wenige Monate nach der nationalsozialistischen Machtübernahme erfolgte die Zusage vom Reichspostministerium, sicherlich nicht zuletzt aufgrund der persönlichen Anregung Ludwig Sieberts.³³

Dringend nötig hatte Lindau zusätzliche Förderung eigentlich nicht, rangierte die Steuerkraft von Landkreis und Stadt Lindau im gesamt-bayerischen wie im schwäbischen Vergleich in Statistiken der 1930er Jahre doch zumeist im oberen Viertel.³⁴ Auch Ludwig Sieberts Begründungen, mit denen er besondere Maßnahmen zugunsten Lindaus rechtfertigte, überzeugen kaum. So charakterisierte er schon 1934 die Situation in Lindau aufgrund des angespannten Verhältnisses mit Österreich als »Notstandslage«³⁵. Daran änderte sich auch vier Jahre später – nach der erfolgten Okkupation Österreichs durch NS-Deutschland – nichts. Nach wie vor sah er Lindau gleichsam als förderungswürdigen Leidtragenden an, der sein Zollhauptamt verlor und negative Auswirkungen für den Fremdenverkehr zu befürchten hatte. Zusätzliche Mittel aus dem außerordentlichen bayerischen Wohnungsbauprogramm begründete Ludwig Siebert damit, dass die Stadt Lindau aufgrund ihres Reichtums bei anderen Subventionen, wie der Stiftung des Gauleiters von Schwaben, Karl Wahl, nicht berücksichtigt worden sei.³⁶

Profiteur der Förderung Ludwig Sieberts war nicht nur die Stadt Lindau selbst, sondern zugleich auch Sieberts als Bürgermeister amtierender Sohn Friedrich, dessen Position dadurch und durch Erfolge, die schon bald nach seinem Amtsantritt in Lindau erreicht werden konnten, gefestigt wurde. Der studierte Jurist Friedrich Siebert (1903–1966) hielt während seiner sechsjährigen Amtszeit als Erster Bürgermeister den engen Kontakt zu seinem Vater aufrecht.³⁷ Der Nationalsozialismus war eben eine Personenverbandswirtschaft.

Da er sich aufgrund der zunehmenden Verlagerung von Kompetenzen auf den Landrat infolge der Deutschen Gemeindeordnung von 1935 in seinem Wirken als Bürgermeister mehr und mehr eingeschränkt sah, bewarb sich Friedrich Siebert 1939 erfolgreich für das Amt des kommissarischen Landrats in Bad Kissingen³⁸, von wo er

allerdings bereits kurz nach Kriegsbeginn in die Verwaltung des Generalgouvernements nach Krakau beordert wurde. Der dort betriebene Genozid an den Juden war Friedrich Siebert nicht nur bekannt, als Leiter der Abteilung Innere Verwaltung war er mit involviert.³⁹ Sein Vater bestellte ihn 1940 – nach 10 Monaten – ins Bayerische Finanzministerium, ehe Friedrich Siebert München 1942/43 verließ, um abermals im Generalgouvernement eingesetzt zu werden. Nach dem Tod Ludwig Sieberts wurde Friedrich Siebert 1943, offenbar auf Anordnung Hitlers, wiederum nach München berufen, wo er anstelle des Nachfolgers seines Vaters, Paul Giesler, de facto das Bayerische Finanzministerium leitete.



Abb. 2: Fritz Siebert war in der NS-Zeit als Oberbürgermeister in Lindau, im Generalgouvernement in Krakau sowie im Bayerischen Finanzministerium in leitender Position tätig (BayHStA, MInn 96353)

INFRASTRUKTUR- UND WIRTSCHAFTSFÖRDERUNG

Seinen neu gewonnenen Einfluss machte Ludwig Siebert für Lindau besonders in den ersten Jahren nach der nationalsozialistischen Machtergreifung in Bayern auf verschiedenen Feldern geltend. Beinahe fließend erscheint der Übergang von Ludwig Sieberts Tätigkeit für die Stadt Lindau als deren Oberbürgermeister und als Bayerischer Ministerpräsident. Vorhaben, die Ludwig Siebert noch als Oberbürgermeister in Lindau angestoßen hatte, konnten nun in engem Zusammenwirken mit seinem Sohn beschleunigt bzw. überhaupt realisiert werden, so im Fall der Ansiedlung einer Filiale der Dornier-Fliegerwerke im Herbst 1933 auf dem Gelände einer stillgelegten Milchfabrik der Deutschen AG für Nestlé-Erzeugnisse in Rickenbach.⁴⁰ Die Maßnahme sollte, wie Ludwig Siebert in den Verhandlungen mit Claude Dornier explizit festhielt, hauptsächlich der Stadt Lindau zugutekommen, aus der bereits bis Ende des Jahres 100 Arbeiter Beschäftigung finden und deren Geschäftsleute möglichst auch die Ausstattung der Fabrik übernehmen sollten.⁴¹ Dabei war es Friedrich Siebert, der eine ältere Idee seines Vaters aufgriff,⁴² während Ludwig Siebert für die Bereitstellung von Mitteln aus der bayerischen Staatskasse in Form eines Darlehens von 60000 RM – Zinssatz 4% auf fünf Jahre – und

eines Zuschusses von 40000 RM sorgte, was für Dornier ausschlaggebend für den Standort Rickenbach gewesen sein soll.⁴³

Der direkte Draht zwischen Vater und Sohn, von dem die Stadt Lindau profitierte, ist auch im Bereich des Wohnungsbaus ersichtlich, speziell beim bayerischen außerordentlichen Wohnungsbauprogramm vom November 1934.⁴⁴ Hier stand Bürgermeister Siebert mit dem väterlichen Initiator des 40 Millionen RM starken Programms in direktem Austausch,⁴⁵ was dazu geführt haben dürfte, dass Lindau unter den bayerischen Städten bei der Vergabe von Mitteln daraus einen der ersten Plätze einnahm und bereits Anfang Januar 1935 eine Zusage in Höhe von 35000 RM für Kleinwohnungen erhielt.⁴⁶ Ebenfalls fand der Wunsch Lindaus, den gewährten Zuschuss wegen der großen Wohnungsnot auf 50000 RM aufzustocken, durch Ministerpräsident Siebert gegenüber den zuständigen Stellen in der bayerischen Verwaltung – auch gegen Widerstände bei der Regierung von Schwaben⁴⁷ – nachdrückliche und erfolgreiche Unterstützung⁴⁸.

Von kleinerem Ausmaß war 1934 die Vollendung des neuen Sportplatzes bei der Giovanolimühle⁴⁹, was allerdings aussagekräftig für Ludwig Sieberts Intention ist, von ihm als Oberbürgermeister angestoßene Vorhaben zum Abschluss zu bringen.⁵⁰ Seit Anfang der 1930er Jahre nahm das Projekt zwar allmählich Gestalt an, litt allerdings bis zu seiner Fertigstellung an Geldmangel. Flossen zu Zeiten der Weimarer Republik keine wesentlichen Zuschüsse⁵¹, konnte Ludwig Siebert, als es im Sommer 1933 aber-

mals zu finanziellen Engpässen kam, Mittel aus seinem Dispositionsfonds in Höhe von 2500 RM zur Verfügung stellen, um ein Stocken der Arbeiten zu verhindern.⁵² Weitere 2000 RM stellte Ludwig Siebert Lindau für die Errichtung von Deutschlands südlichstem NS-Hoheitszeichen im Stadion zur Verfügung, das besonders Sportler der Nachbarländer beeindruckt sollte.⁵³

Verbunden zeigte sich Ludwig Siebert der Stadt Lindau, *der immer noch ein gut Teil [s]eines Herzens, Denkens und Sinns gehört[e]*,⁵⁴ auch bei seinem – allerdings vergeblichen – Versuch, die großen und alten städtischen Lagerhäuser in Lindau, die schon lange Verluste machten und 1935 ihren Betrieb ganz einstellen mussten,⁵⁵ von München aus einem anderen Verwen-



Abb. 3: Das 1934 errichtete »südlichste NS-Hoheitszeichen« wurde wesentlich durch den Bayerischen Ministerpräsidenten finanziert (Stadtarchiv Lindau, BII/83/16)

dungszweck zuzuführen.⁵⁶ Auch Sieberts Versuch, ein während der Weimarer Republik in der Schweiz aufgenommenes Darlehen in Höhe von 2 Millionen Franken durch ein Darlehen bei der Volksfürsorge AG mit günstigeren Konditionen abzulösen,⁵⁷ war nicht von Erfolg gekrönt.⁵⁸

Ebenfalls großes Engagement zeigte Ministerpräsident Siebert bei der Förderung der Lindauer Milchwirtschaft, wo er die eGmbH Milchversorgung Lindau bei der Eintreibung finanzieller Mittel für den Neubau einer Molkereianlage unterstützte, indem er sich gemeinsam mit dem Lindenberger Professor für Milchwirtschaft Anton Fehr⁵⁹ wiederholt für das Lindauer Gesuch um Förderung einsetzte, etwa beim Stellvertreter des Reichskommissars für Milchwirtschaft oder dem Ersten Vorsitzenden der Deutschen milchwirtschaftlichen Hausvereinigung.⁶⁰ Zwar nicht unmittelbar⁶¹, aber doch nach einiger Zeit, konnte so 1935 beim Reichs- und Preußischen Ministerium für Ernährung und Landwirtschaft ein Zuschuss von 30000 RM für die Milchversorgung Lindau eGmbH an Land gezogen werden, um den Fehlbetrag für die neue Molkereianlage zu decken.⁶²

Auch mit kleineren Maßnahmen ließ Ludwig Siebert der Stadt Lindau sowie einzelnen Bürgern⁶³ immer wieder Unterstützung unterschiedlicher Art zukommen: 1934 regte er die Bemalung der Häuser der neuen Siedlung auf der Köchlin-Wiese an, die er auch entsprechend finanziell förderte.⁶⁴ Zur Beseitigung von Schäden, die ein Hochwasser im Sommer 1938 in der Stadt Lindau angerichtet hatte, steuerte er 2000 RM aus seinem Fonds als Ministerpräsident bei.⁶⁵ Zum Erwerb der Madonna von Hans Multscher für das Lindauer Heimatmuseum 1939,⁶⁶ für den sich Ludwig Siebert nachdrücklich einsetzte, steuerte er einen Zuschuss in Höhe von 2000 RM bei, auch wenn entsprechende Mittel im Staatshaushalt eigentlich nicht zur Verfügung standen.⁶⁷

LINDAU ALS MILITÄRSTANDORT

Weiter suchte Ludwig Siebert zusätzlich Einrichtungen von Militär bzw. Paramilitär für den Standort Lindau zu gewinnen: Im September 1934 führte eine Anfrage Sieberts bei seinem Bundesbruder im Polytechnischen Verein Apollo, Heinrich Himmeler, zur Verlegung der 29. SS-Standarte nach Lindau;⁶⁸ 1936 und 1938 bemühte sich der Bayerische Ministerpräsident bei hohen Generälen um die Vergrößerung der Lindauer Garnison.⁶⁹ Da diese bereits voll ausgestattet war, konnte er hierbei jedoch keinen Erfolg erzielen; ebenso wenig kam eine Einrichtung von Luftwaffeneinheiten in Frage, die den Wegfall des Lindauer Hauptzollamtes kompensieren sollte.⁷⁰

VERKEHRSINFRASTRUKTUR

Neben solchen Maßnahmen direkt vor Ort hatte Ludwig Siebert ein besonderes Augenmerk auf den verkehrsinfrastrukturellen Anschluss Lindaus, um die Entwicklung des für die Stadt so bedeutsamen Fremdenverkehrs weiter zu fördern.⁷¹ So gelang es dem Bayerischen Ministerpräsidenten 1934, die Instandsetzung und den Ausbau der für den deutschen Binnentourismus wichtigen Verbindung von Immenstadt nach Lindau, besonders des Teilstücks Oberstaufen-Weiler zu erreichen, für die der Generalinspekteur des deutschen Straßenwesens, Fritz Todt, persönlich Mittel zur Verfügung stellte.⁷² Keinen Erfolg hatte Ludwig Siebert hingegen 1933 mit der Elektrifizierung der Eisenbahnstrecke München-Lindau: Entsprechende Pläne waren zwar bereits vor der nationalsozialistischen Machtübernahme im Gespräch gewesen.⁷³ Allerdings hielt Ludwig Siebert noch lange Zeit hartnäckig an diesem Vorhaben fest, selbst als ihm vom Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn deutlich zu verstehen gegeben worden war, dass die Elektrifizierung der Strecke nach Lindau unrentabel sei,⁷⁴ und beabsichtigte im Falle der Verwirklichung, umfangreiche Mittel hierfür bereitzustellen.⁷⁵

Ein weiteres Großprojekt mit mittelbarem Bezug zu Lindau, das Ludwig Siebert mit vorantrieb, war die Errichtung der Queralpenstraße von Lindau nach Berchtesgaden, deren Bau er noch 1933 als Landtagsabgeordneter von der Bayerischen Regierung forderte.⁷⁶ Zwar standen die Vertreter aller Parteien dem Vorhaben aufgeschlossen gegenüber – sei es kurzfristig als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme oder langfristig zur Förderung des Fremdenverkehrs –, sahen aber angesichts vordringlicherer Infrastrukturmaßnahmen und der desolaten Haushaltslage keine Möglichkeit, das Projekt in Bälde umzusetzen. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in Bayern hatte Ludwig Siebert dann Gelegenheit, den Plan der auch von Hitler gewünschten Queralpenstraße wieder aufzugreifen und war bereit, dafür erhebliche finanzielle Mittel aufzubringen.⁷⁷ Die aufwendigen Bauarbeiten konnten im November 1933 aufgenommen werden, ihre Fertigstellung zog sich allerdings hin; 1937 waren etwa 34 km Straßenstrecke fertig gestellt⁷⁸. 1941 erfolgte ihre Einstellung. Für die Stadt Lindau, die als westlicher Endpunkt der Queralpenstraße touristisch stark profitieren sollte, setzte sich Ludwig Siebert beim zuständigen Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen, Fritz Todt, ein, als nach der Okkupation Österreichs 1938 das Gerücht aufkam, dass nun Bregenz neuer Endpunkt werden solle, was aber keine Bestätigung fand.⁷⁹ Ähnlich verhielt es sich bei dem seit Anfang 1938 vorgesehenen Reichsposthof, der zwischen Bayerischem Hof und Sparkasse errichtet werden und den Fremdenverkehrsstandort Lindau weiter stärken sollte. Diese Idee ging, in enger Abstimmung mit Bürgermeister Siebert, auch auf Anregungen Ministerpräsident Sieberts beim Reichspostminister zurück.⁸⁰ 1940 bekannt gewordene Absichten des benachbarten Reichsgaus Vorarlberg-Tirol, den Reichsposthof stattdessen für Vorarlberg zu gewinnen, begegnete Ludwig Siebert mit einer persönlichen Interven-

tion beim Reichspostminister, der den Bayerischen Ministerpräsidenten mit der Zusage beruhigte, fürderhin am Standort Lindau festzuhalten.⁸¹

ABNAHME DER FÖRDERMASSNAHMEN IM LAUFE DER ZEIT

Erst in den späteren Jahren seiner Ministerpräsidentschaft wurde die Unterstützung, die Lindau durch Ludwig Siebert erfuhr, spärlicher. Das hatte mehrere Gründe: Einerseits entfiel mit dem Weggang Friedrich Sieberts von Lindau nach Bad Kissingen 1939, wo er kurzzeitig kommissarischer Landrat war, die direkte Verbindung zwischen Vater und Sohn. Andererseits schränkten der im selben Jahr beginnende Weltkrieg wie auch die vorangegangenen Vorbereitungen die Möglichkeiten der Förderung der Stadt Lindau ein. Drittens hatte Ludwig Sieberts Einfluss besonders im letzten Drittel seiner Ministerpräsidentschaft insgesamt immer mehr abgenommen.⁸²

Im Falle des 1941 in Betracht gezogenen Vorhabens einer militäreigenen Heimschule für Lindau wünschte Ludwig Siebert zwar, auf dem Laufenden gehalten zu werden;⁸³ Lindau wurde vom Bayerischen Kultusministerium allerdings lediglich mit anderen Bewerbern auf eine lange Liste gesetzt, an deren Spitze der Standort Ettal stand.⁸⁴

Der Kontakt zwischen der Stadt Lindau und Ludwig sowie Friedrich Siebert bestand jedoch fort: Bürgermeister Haas wandte sich wiederholt an seine Amtsvorgänger, so, als er 1940 den Rat Ludwig Sieberts bezüglich des weiteren Schicksals der Lindauer Werften einholen wollte⁸⁵ oder er den im Bayerischen Finanzministerium tätigen Friedrich Siebert um Unterstützung bei der Ansiedlung eines Zweigwerkes der Firma Julius Pintsch KH für elektrotechnische und feinmechanische Erzeugnisse in Lindau bat.⁸⁶ Erhoffter Rat und Unterstützung blieben allerdings aus.

POSTHUMES GEDENKEN

Die Verehrung, die die Stadt Lindau Ludwig Siebert entgegengebracht, blieb dennoch bestehen und kam besonders im Umgang mit seiner Grabstätte zum Ausdruck. Anfang 1942 erkor der zu diesem Zeitpunkt gesundheitlich bereits angeschlagene Ludwig Siebert seine Lieblingsstadt Lindau vor Rothenburg, München sowie der Pfalz zum Ort seiner letzten Ruhestätte.⁸⁷ Seiner Bitte, eine geeignete Grabstätte zur Verfügung zu stellen, die das neue Familiengrab der Sieberts werden sollte, kam Bürgermeister Haas nach, indem dem Ehrenbürger auf dem Aeschacher Friedhof ein Platz an hervorgehobener Stelle am Westrand des Friedhofs, auf der Achse und gegenüber dem Haupteingang zugewiesen wurde.⁸⁸ Im Alter von 68 Jahren verstarb Ludwig Siebert am 1. November 1942 in Prien am Chiemsee. Im Anschluss an einen Staatsakt in München sowie in Lindau⁸⁹ wurde seine Urne auf

dem Aeschacher Friedhof in einem zunächst provisorischen Grab beigesetzt, das noch weiter im Stil von Gräbern Lindauer Bürgerfamilien ausgeschmückt werden sollte.⁹⁰ Die Platzierung einer Bronzebüste des Verstorbenen und die umliegende Begrünung ausgenommen, konnten diese Pläne aber nicht realisiert werden.⁹¹

Kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges wurde die Büste an Sieberts Grab heruntergeschlagen.⁹² Die Friedhofsverwaltung bezichtigte Angehörige der französischen Besatzungsmacht der Täterschaft, das zuständige Referat 3 im Rathaus hatte aufgrund der gezielten Attacke Einheimische in Verdacht, die über die Person Sieberts, der in Lindau der prominenteste Vertreter des NS-Regimes war, eher im Bilde waren. Kurz nach Kriegsende erfolgte ferner die Umbenennung der nach Ludwig Siebert benannten heutigen Oscar-Groll Anlage. Am 31. Juli 1946 wurde Ludwig Siebert die ihm am 1. Mai 1933 verliehene Ehrenbürgerwürde aberkannt.⁹³ Im gleichen Jahr wurde, auf Bitten der Familie Siebert, die Urne von Ludwig Siebert ihr zugeschickt; die Auflösung der gesamten Grabanlage erfolgte im Laufe der Zeit.⁹⁴

Nachdem Ludwig Siebert zu Zeiten der französischen Besatzung keine weitere Behandlung erfuhr, wurde er zehn Jahre nach Kriegsende wieder Diskussionsgegenstand in Lindau. Anlass war die 1955 gestellte Bitte seiner Familie, ihr die 1945 heruntergerisene Grabbüste auszuhändigen, was Oberbürgermeister Walther Frisch dazu animierte, die posthume Aberkennung der Ehrenbürgerwürde Ludwig Sieberts mit scharfen Worten zu kritisieren.⁹⁵

zu kritisieren.⁹⁵

Auch in der folgenden Zeit zeigte man sich in Lindau über die Behandlung Ludwig Sieberts kurz nach Kriegsende betroffen. 1960 wurde im Stadtrat diskutiert, inwieweit sich die Stadt Lindau wegen der 1945 erfolgten Beschädigung von Ludwig Sieberts Grab bei dessen Familie entschuldigen sollte.⁹⁶ Unter Betonung seiner Verdienste als Oberbürgermeister fasste der Stadtrat einstimmig den Beschluss, sich von diesem Tatbestand zu distanzieren und ließ Ludwig Siebert somit eine gewisse Würdigung zukommen.⁹⁷ Geflissentlich ignoriert wurde dabei Ludwig Sieberts Karriere im NS-Staat seit 1933, stattdessen führte der bereits 1939–1945 und seit 1956 wieder amtierende Oberbürgermeister Joseph Haas lediglich eine

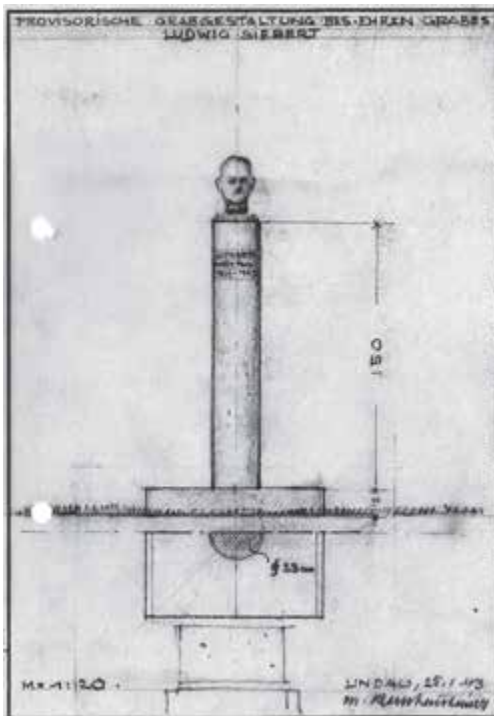


Abb. 4: Entwurf für die provisorische Grabgestaltung des Ehrengrabes Ludwig Siebert (Stadtarchiv Lindau, B V/01/314)

vergleichsweise belanglose Bagatelle – die Aufnahme von Auslandsschulden während der Weimarer Republik – zu Ungunsten Sieberts an. Zwar kam in der Stadtratssitzung vom 24. Mai 1960 deutlich zum Ausdruck, dass Ludwig Siebert immer noch große Wertschätzung in Lindau genoss, mit der Distanzierung von der Beschädigung seines Grabes beließ man es aber. Zu einer Ehrung, wie sie fünf Jahre zuvor in Rothenburg durch die Wiederbenennung einer Straße geschah⁹⁸, worauf auch Haas verwies, kam es in Lindau Anfang der 1960er Jahre nicht: Zu weit war die Zeit fortgeschritten, auch waren mit Bürgermeister Röhl durchaus Stimmen im Stadtrat vertreten, die sich gegen Ehrungen Sieberts ausgesprochen hatten.⁹⁹

Das Verhältnis der Stadt Lindau zu Ludwig Siebert in der Nachkriegszeit ist somit als zwiespältig zu bewerten: Genoss er ob seiner Leistungen als Stadtoberhaupt von 1919 bis 1933 auch weiterhin einen guten Ruf in Lindau, so nahm man doch Abstand, dies zu sehr nach außen zum Ausdruck zu bringen. Sieberts Werdegang in der NS-Zeit wurde ausgeklammert. Noch in den 1980er Jahren wurde Ludwig Siebert, unter knappem Verweis auf seine Rolle als Bayerischer NS-Ministerpräsident, in der Lindauer Zeitung in einer Reihe über Lindauer Ehrenbürger aufgenommen.¹⁰⁰

Anschrift des Verfassers:

Dr. Daniel Rittenauer, M. A.; Arnrieder Str. 1; D-81477 München; daniel.rittenauer@gmx.de

ANMERKUNGEN

1 Vgl. hierzu etwa allgemein BAJOH, Frank: Parvenüs und Profiteure. Korruption in der NS-Zeit, Frankfurt am Main 2004, bes. S. 49–74 oder ANGERMUND, Ralph: Korruption im Nationalsozialismus. Eine Skizze, in: Jansen, Christian/Niethammer, Lutz/Weisbrod, Bernd (Hg.): Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, Berlin 1995, S. 371–385, hier kurz zu verschiedenen Arten von Korruption, S. 373.

2 LÖHR, Hanns Christian: Der eiserne Sammler. Die Kollektion Hermann Göring. Kunst und Korruption im »Dritten Reich«, Berlin 2009.

3 ROHRER, Christian: War Gauleiter Koch korrupt? in: Karsten, Arne (Hg.): Nützliche Netzwerke und korrupte Seilschaften, Göttingen 2006, S. 46–70.

4 VON BERG, Thomas: Korruption und Bereicherung. Politische Biografie des Münchner NSDAP-Fraktionsvorsitzenden Christian Weber (1883–1945) (Forum Deutsche Geschichte 1), München 2003.

5 Siehe BayHStA, StK 7589, Anonymes Schreiben an Friedrich Siebert, 27.1.1934, in dem umfassende Kritik an Missständen und Bereicherungen im NS-Staat an die Adresse des Ministerpräsidenten geleitet wurde, da dieser, noch weiß, was Sauberkeit ist, wie er im Falle Luber gezeigt hat. Zum erwähnten Korruptionsskandal um die Annahme eines Erbhofs durch den Staatssekretär der Abteilung Landwirtschaft im Bayerischen Wirtschaftsministerium Georg Luber Ende 1933 siehe künftig die vom Verfasser bearbeitete Edition der Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1933–1938.

6 BayHStA, StK 5521, Aktennotiz Sieberts, 22.6.1941.

7 Dies geht hervor aus den im Bayerischen Hauptstaatsarchiv und den im Stadtarchiv Lindau überlieferten Quellen, auf denen die nachfolgenden Ausführungen im Wesentlichen beruhen: Besonders in den Beständen der Ludwig Siebert unterstehenden Ministerien (Finanzministerium, Staatskanzlei, Wirtschaftsministerium) stößt man immer wieder auf Sachverhalte mit direktem Bezug zu Lindau, in die

sich Siebert nicht selten persönlich einschaltete bzw. über die er sich zumindest unterrichten ließ.

8 KEYSER, Erich/ STOOB, Heinz (Hg.): Bayerisches Städtebuch. Handbuch städtischer Geschichte, Bd. 2 (Deutsches Städtebuch 5,2) Stuttgart u. a., 1974, S. 340–350.

9 Lindauer Tagblatt Nr. 262 vom 15.11.1919, S. 1 f.: Feierliche Amtseinführung des 1. Bürgermeisters Herrn Ludwig Siebert.

10 RITTENAUER, Daniel: Eine selbstverständliche Ehrenpflicht? Wie es zur Benennung der Ludwig-Siebert-Straße in Rothenburg ob der Tauber kam, in: Linde 96 (2014), S. 95 und Linde 97 (2015), S. 2–8 und S. 10–13.

11 In Lindau wurde am 15.6.1919 ein mehrheitlich bürgerlicher Stadtrat (Deutsche Demokratische Partei 9, Sozialdemokratische Partei Deutschlands 6, Bayerische Volkspartei 5) gewählt; die so gegebenen politischen Konstellationen im Stadtrat blieben im Großen und Ganzen die Weimarer Republik über bestehen und so erhielten etwa bei den Stadtratswahlen 1929 Sitze: Gemeinschaftsliste Lindauer Bürger 11, Sozialdemokratische Partei Deutschlands 7, Bayerische Volkspartei 6, BACHMANN, Karl: Chronologische Geschichte Lindaus von den Anfängen bis zur Gegenwart (Neujahrsblatt des Museumsvereins Lindau 45) Lindau 2005, S. 67, 69.

12 StadtA Lindau, Sitzungsprotokolle, Niederschrift über die fünfzehnte Sitzung des Stadtrats Lindau am 11.7.1929.

Dieser Umstand relativiert freilich erheblich Sieberts Darstellung in einem späteren Schreiben an den Gauleiter von München-Oberbayern Adolf Wagner vom 12.11.1936, BayHStA, StK 9064 III, wo er hervorhebt, dass er nach seinem offiziellen Eintritt in die NSDAP einziger Nationalsozialist im Stadtrat gewesen sei und gegen ihn 13 Sozialdemokraten, Kommunisten sowie Mitglieder der Bayerischen Volkspartei gestanden hätten.

13 Übersichtsquellen zu Lindau während der Weimarer Republik stellen ab Mitte 1922 die im Stadtarchiv Lindau überlieferten Berichte Sieberts an die Regierung von Schwaben und Neuburg dar, die ebenfalls im Stadtarchiv befindliche Chronik von Lindau 1890–1944 sowie das deutschnational ausgerichtete Lindauer Tagblatt.

14 Vgl. Sieberts eigenen Rückblick auf das Jahr 1923 in Lindauer Tagblatt Nr. 6 vom 8.1.1924, S. 3 f: Das städtische Verwaltungsjahr 1923. Auch die Regierung in Augsburg wertete Siebert als einen *sehr tüchtigen,*

gewandten, fleissigen Bürgermeister, BayHStA, MIIn 80462, Auszug aus dem Tagebuch des Regierungspräsidenten von Schwaben vom 19.5.1924. In einem Vortrag über die kommunale Entwicklung Lindaus seit Kriegsende, den Siebert 1929 vor dem in Lindau tagenden Bayerischen Städtebund hielt, zog er insgesamt eine positive Bilanz seiner Tätigkeit, wobei er die erfolgreichen Eingemeindungen von 1922 besonders hervorhob, Lindauer Tagblatt Nr. 130 vom 8.6.1929, S. 3: Lindau grüßt seine Gäste ... Der Auftakt zur Tagung des Bayerischen Städtebundes – Ein geselliger Familienabend im Theatersaal. In der zweiten Hälfte der 20er Jahre erfuhr die Wirtschaftslage in Lindau vor allem durch den zunehmenden Fremdenverkehr wie auch durch diverse Bauprojekte einen Aufschwung, der bis 1930 anhielt, siehe etwa StadtA Lindau, B II, 93/14, die Berichte Sieberts an die Regierung von Schwaben und Neuburg vom 15.3.1927, 14.5.1927, 16.7.1928, 14.8.1928, 15.6.1929; Ende 1930 brach Siebert zufolge die Wirtschaftskrise in Lindau schließlich voll ein, StadtA Lindau, B II, 93/14, Siebert an Regierung von Schwaben und Neuburg, 29.11.1930.

15 Vgl. DOBRAS, Werner: Chronologie des Landkreises Lindau, Bergatreute 1985, S. 187–197; MAURER, Manfred: Die Ehrenbürger der Stadt Lindau, Lindau 1985 [ohne Seitenangabe].

16 STOPPEL, Manfred: Die Entwicklung der frühen NSDAP (1922–1933) in Lindau am Bodensee. Parallelen und Berührungspunkte mit Vorarlberg, in: Jahrbuch des Landkreises Lindau 17 (2002), S. 106–122. Siehe zur lang anhaltenden Zerstrittenheit der Lindauer Ortsgruppe ergänzend BA Berlin, NS 51, 188, Konrad Näpflein an Geschäftsleitung der NSDAP, 19.10.1926, NS 51, 192, Fritz Strauß an Adolf Hitler, 19.11.1926, NS 51, 208, Fritz Reinhardt an NSDAP München, 19.6.1928.

17 SCHWEIZER, Karl: Lindauer Gedenkweg. Verfolgung und Widerstand 1933–1945, Lindau 2010.

18 StadtA Lindau, B II, 93/14, Siebert an das Präsidium der Regierung von Schwaben und Neuburg, 30.7.1924.

19 StadtA Lindau, B II, 93/14, Siebert an das Präsidium der Regierung von Schwaben und Neuburg, 14.5.1927.

20 Siebert behauptete dies bei seiner ersten Parteiveranstaltung am 17.1.1931, Lindauer Tagblatt Nr. 13 vom 17.1.1931, S. 3: Oberbürgermeister Siebert in der Politik. Erste Versamlungsrede bei den Nationalsozialisten in Augsburg. Großer Erfolg

vor vollbesetztem Saale, und gab an, dass er nur aus äußeren Gründen sich nicht zum Nationalsozialismus bekannt habe. Auch in einem Schreiben an Adolf Wagner vom 12.11.1936, BayHStA, StK 9064 III, schildert er, dass ihn der spätere Reichsinnenminister und Reichstagsfraktionsvorsitzende Wilhelm Frick am 24.4.1924 ersucht habe, für den Reichstag zu kandidieren, nachdem die Ortsgruppe Lindau ihn ohne sein Wissen dafür bei Frick vorgeschlagen habe. Zwar wirkt die mit detaillierten Angaben versehene Geschichte von Fricks Antrag, für den Reichstag zu kandidieren – was leicht nachzuprüfen gewesen wäre –, nicht gänzlich unwahrscheinlich. Jedoch erscheint es wenig glaubhaft, dass der pedantische Bürokrat Siebert zu dieser Zeit ernsthaft in Erwägung gezogen haben soll, seinen unpolitischen Kurs zugunsten einer politischen Bewegung aufzugeben, die ein halbes Jahr zuvor einen Umsturzversuch machte, den er stets strikt ablehnte.

21 StadtA Lindau, B II, 93/14, Siebert an das Präsidium der Regierung von Schwaben und Neuburg, 30.12.1930.

22 StadtA Lindau, B II, 93/14, Siebert an das Präsidium der Regierung von Schwaben und Neuburg, 15.9.1930.

23 So ließ er etwa einen nicht angemeldeten Zug nach einer Wahlveranstaltung der SPD am 13.7.1932 polizeilich auflösen, StadtA Lindau, B II, 93/14, Siebert an das Präsidium der Regierung von Schwaben und Neuburg, 16.7.1932, ähnlich einen Erwerbslosenzug unter Leitung von KPD/SPD am 22.12.1932, ebenda, Siebert an das Präsidium der Regierung von Schwaben und Neuburg, 30.12.1932; verstärkt malte Siebert auch die Gefahr einer angeblich in großem Ausmaß zunehmenden KPD aus, nicht ohne zugleich auf eine zunehmende Verwischung der Trennlinien von KPD und SPD hinzuweisen, StadtA Lindau, B II, 93/14, Siebert an das Präsidium der Regierung von Schwaben und Neuburg, 16.9.1932, ebenfalls, ebenda, Siebert an das Präsidium der Regierung von Schwaben und Neuburg, 30.12.1932.

24 StadtA Lindau, B II, 93/14, Siebert an das Präsidium der Regierung von Schwaben und Neuburg, 30.11.1932; vgl. dazu Sieberts Ausführungen in Verhandlungen des Bayerischen Landtages 1932/33, Bd. 1, S. 401 f. (15.12.1932).

25 Zeitschrift des Bayerischen Statistischen Landesamts 60 (1928), S. 528 f.

26 Zeitschrift des Bayerischen Statistischen Landesamts 64 (1932), S. 392.

27 Ebd., S. 364.

28 STEINAT, Jens Alexander: Ernst Speer (1889–1964): Leben – Werk – Wirkung, 2004 (Online unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-15585>).

29 BA Berlin, R 4606–3362, Ernst Speer an Albert Speer, 24.9.1937.

30 BA Berlin, R 4606–3362, Friedrich Gablonsky (Bayerisches Innenministerium) an Albert Speer, 4.12.1937; Albert Speer an Ernst Speer, 8.12.1937. Eine Intervention Ludwig Sieberts ist in dieser Angelegenheit nicht bekannt; Informationen über dieses Vorhaben ließen sich weder im Stadtarchiv Lindau noch in anderen bayerischen Archiven ausfindig machen.

31 JOCHMANN, Werner (Hg.): Monologe im Führerhauptquartier 1941–1944. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims, Hamburg 1980, S. 365–372.

32 Siehe StadtA Lindau, BII/160/8.

33 BayHStA, StK 5484, Reichspostministerium Abteilung München an Siebert, 29.9.1933.

34 Vgl. für die Jahre 1936 und 1938 HAGMANN: Bayerns Finanzen und Steuerkraft 1913 bis 1938. Finanzen und Steueraufkommen der bayerischen Gebietskörperschaften 1913 bis 1938 mit besonderer Berücksichtigung der staatlichen und gemeindlichen Steuerkraft (Beiträge zur Statistik Bayerns 135), München 1942, Abbildung bei S. 32, 45, 49, 54, 60, 81.

35 BayHStA, StK 6950, Aktennotiz Ludwig Sieberts vom 7.4.1934 an Adolf Wagner, Hermann Esser, Friedrich Siebert.

36 BayHStA, StK 6762, Ludwig Siebert an Ministerialrat Gruber (Bayerisches Wirtschaftsministerium, Abteilung Arbeit und Fürsorge), 8.1.1935.

37 Ausführliches Biogramm zu Friedrich Siebert in der 2016 erscheinenden Dissertation des Verfassers über das Amt des Bayerischen Ministerpräsidenten in der NS-Zeit; vgl. auch LILLA, Joachim: Siebert, Friedrich (Fritz), in: ders.: Staatsminister, leitende Verwaltungsbeamte und (NS-)Funktionsträger in Bayern 1918 bis 1945, URL: <<http://verwaltungshandbuch.bayerische-landesbibliothek-online.de/siebert-friedrich>> (11. September 2012).

38 BayHStA, MIIn 96353, Friedrich Siebert an Dehler (Bayerisches Innenministerium, Personalreferat), 13.4.1939.

39 MUSIAL, Bogdan, Deutsche Zivilverwaltung und Judenverfolgung im Generalgouvernement. Eine Fallstudie zum Distrikt Lublin 1939–1944 (Deutsches Historisches Institut Warschau 10) Wiesbaden 1999, S. 222–223; 228–229; ALY, Götz u. a. (Hg.):

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945, Bd. 9: Polen: Generalgouvernement August 1941–1945, München 2014, Dok. 80, Führende deutsche Besatzungsfunktionäre besprechen am 18.6.1942 die Deportation der Juden des Generalgouvernements in die Vernichtungslager, FN 19.

40 Siehe hierzu die Überlieferungen in StadtA Lindau, BII/149/28 sowie Airbus Group Immenstaad, Erwerb Lindau-Rickenbach 1933. Vgl. zur engen Kooperation zwischen Friedrich und Ludwig Siebert ferner Aktennotiz Friedrich Sieberts, 11.8.1933 sowie Friedrich Siebert an Dornier, 18.8.1933.

41 Airbus Group Immenstaad, Erwerb Lindau-Rickenbach 1933, Ludwig Siebert an Dornier, 4.10.1933.

42 StadtA Lindau, BII/149/28, Friedrich Siebert an Dornier, 8.8.1933, wonach Ludwig Siebert damit schon vor Jahren an Dornier herantreten sei, der für die Idee zwar aufgeschlossen war, diese aber wegen der bald darauf einsetzenden Wirtschaftskrise nicht weiter verfolgen konnte.

43 Vgl. auch die Behandlung der Angelegenheit im Bayerischen Ministerrat bei BayHStA, StK 9525, Ministerratssitzung vom 19.9.1933, TOP III.

44 Gesetz über das außerordentliche Wohnungsbauprogramm 1934 vom 6.11.1934 (Gesetz- u. Verordnungsblatt für den Freistaat Bayern, 28.11.1934). Vgl. zum Siebert-Programm HAERENDEL, Ulrike: Kommunale Wohnungspolitik im Dritten Reich. Siedlungsideologie, Kleinhausbau und »Wohnungsraumarisierung« am Beispiel Münchens (Studien zur Zeitgeschichte 57), München 1999, S. 151–161.

45 StadtA Lindau, B II/95/43, Friedrich Siebert an Ludwig Siebert, 5.1.1935.

46 BayHStA, StK 6762, Aktennotiz Ludwig Sieberts, 8.1.1935; StadtA Lindau, B II/95/43, Friedrich Siebert an Ludwig Siebert, 5.1.1935; Friedrich Siebert an Ludwig Siebert, 19.1.1935; Friedrich Siebert an Ludwig Siebert, 26.1.1936.

In den Fällen anderer bayerischer Städte folgten die entsprechenden Anträge erst ab Februar, vgl. BayHStA, StK 6762, 6763.

47 BayHStA, StK 6762, Aktennotizen Ludwig Sieberts, 22.1.1935 und 30.1.1935.

Bewilligung des gewünschten (zusätzlichen) Darlehens bei StadtA Lindau, B II/95/43, Bayerisches Wirtschaftsministerium, Abteilung für Arbeit und Fürsorge an Lindauer Stadtrat, 12.2.1935.

48 BayHStA, StK 6762, Ludwig Siebert an Ministerialrat Gruber (Bayerisches Wirtschaftsministerium, Abteilung Arbeit und Fürsorge), 8.1.1935. Siehe auch ausführliche Behandlung bei StadtA Lindau, B II/95/43.

49 Siehe StadtA Lindau, BII/83/13.

50 Vgl. vor allem Ludwig Sieberts Glückwunschsreiben bei StadtA Lindau, BII/83/16, Ludwig Siebert an Friedrich Siebert, 20.6.1934; bei Eröffnung des neuen Stadions am 17. Juni 1934 hatte Ludwig Siebert persönlich teilgenommen, siehe StadtA Lindau, BII/83/16.

51 StadtA Lindau, BII/83/13, Aktennotiz Sieberts vom 25.11.1931 über Besprechung mit Ministerialrat Jan im Kultusministerium.

52 BayHStA, StK 5483, Ludwig Siebert an Friedrich Siebert, 28.8.1933.

53 BayHStA, StK 5496, Aktennotiz Ludwig Sieberts, 17.10.1934; Friedrich Siebert an Ludwig Siebert, 24.10.1934.

54 BayHStA, StK 5498, Ludwig Siebert an Ibscher, 22.1.1935.

55 Siehe hierzu StadtA Lindau, B II/155/38.

56 BayHStA, StK 5498, Aktennotiz Ludwig Sieberts, 25.10.1934; Ludwig Siebert an Netschert, 3.11.1934; Ludwig Siebert an Ibscher, 22.1.1935.

57 BayHStA, MF 69556, Ludwig Siebert an Direktor der Volksfürsorge-Lebensversicherungs-Gesellschaft, 26.10.1935.

58 BayHStA, MF 69556, Volksfürsorge-Lebensversicherungs-Gesellschaft an Blum (Bayerisches Finanzministerium), 23.1.1936.

59 LINDNER, Karl: Wegbereiter der Allgäuer Milchwirtschaft, in: Ders. (Bearb.): Geschichte der Allgäuer Milchwirtschaft. 100 Jahre Allgäuer Milch im Dienste der Ernährung, Kempten 1955, S. 127–163, hier S. 154–156.

60 BayHStA, StK 5488, Siebert an den Stellvertreter des Reichskommissars, Reichardt, 27.10.1933; BayHStA, StK 5502, Siebert an Küper, 30.6.1934 sowie nach abschlägigem Bescheid vom 30.9.1934 abermals Siebert an Küper, 22.11.1934.

61 Vgl. BayHStA, StK 5488, Aktennotiz Sieberts, 26.10.1933; Reichskommissar für die Milchwirtschaft (Leiter der Abt. V) an Siebert, 29.11.1933; Siebert an Fehr, 6.12.1933.

62 BayHStA, StK 5502, Bose (Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft) an Bayerisches Wirtschaftsministerium, 18.9.1935; Martin Thormann an Siebert, 19.10.1935.

63 Ludwig Siebert verhielt sich bei Petitionen an ihn persönlich, besonders wenn sie Angelegenheiten der NSDAP tangierten, ansonsten reserviert. Im Falle Lindau versuchte Siebert hingegen dem Altparteigenossen Heinrich Schönbohm, dessen Eintreten für den Nationalsozialismus angeblich zum Niedergang seiner Buchhandlung in Lindau geführt hatte, eine Stelle in der Parteiorganisation zu vermitteln, BayHStA, StK 5498, Siebert an Heß, 6.2.1935. Ein gutes Wort legte er auch für den in Schutzhaft geratenen Ortsgruppenleiter der NSDAP in Lindau, Konrad Näpflein, ein, BayHStA, StK 5520, Siebert an Gauleiter Wahl, 19.1.1939; Aktennotiz Sieberts, 6.2.1939. Auf Bitten des Kreisleiters und 2. Bürgermeisters von Lindau, Erwin Wagner, setzte sich Ludwig Siebert bei Gauleiter Wahl für die Eingliederung von Gebieten in den NS-Kreis Lindau ein, BayHStA, StK 5508, Siebert an Erwin Wagner, 27.7.1936.

64 BayHStA, MF 70661, Ludwig Siebert an Friedrich Siebert, 5.11.1934. Ludwig Siebert gab dabei offen zu, dass der Stadt Lindau bereits *mancherlei Zuwendungen* zugeflossen seien, war aber trotzdem bereit, für das besagte Vorhaben einen *bemessenen Betrag zur Verfügung zu stellen*.

65 BayHStA, StK 6728, Ludwig Siebert an Friedrich Siebert, 18.8.1938.

66 Werk von/ oder aus der Werkstatt von Hans Multscher aus dem 15. Jh., RICKLINGER, Walther (Bearb.): *Kostbarkeiten aus dem Stadtmuseum zu Lindau* (Bildhefte des Stadtmuseums zu Lindau 1), Lindau 1951.

67 Siehe Vorgang in BayHStA, StK 5524, besonders Stengel an Ludwig Siebert, 6.1.1939; II. Lindauer Bürgermeister an Ludwig Siebert, 7.7.1939; Aktennotiz Ludwig Sieberts, 9.7.1939. Insgesamt kostete die Madonna 10000 RM, den ausstehenden Betrag holte die Stadt Lindau über andere Spenden ein.

68 BayHStA, StK 5495, Himmler an Ludwig Siebert, 3.9.1934; Aktennotiz Ludwig Sieberts, 14.9.1934.

69 BayHStA, StK 5519, Ludwig Siebert an General Wilhelm Adam, 28.8.1936; Aktennotiz Ludwig Sieberts vom 16.9.1936 über eine Unterredung mit General Adam beim Reichsparteitag in Nürnberg; Generalleutnant Wilhelm Keitel an Ludwig Siebert, 13.10.1938.

70 BayHStA, StK 5519, Friedrich Siebert an Ludwig Siebert, 25.10.1938; Aktennotiz Ludwig Sieberts vom 6.2.1939 über Unterhaltung mit Generalmajor Zenetti (Kommandeur des 5. Luftkreises).

71 Vgl. zur großen Bedeutung des Fremdenverkehrs im kommunalen Bereich der 1920er Jahre, KEITZ, Christine: *Reisen als Leitbild. Die Entstehung des modernen Massentourismus in Deutschland*, München 1997, S. 69–78.

72 BayHStA, StK 6950, Aktennotiz Ludwig Sieberts vom 7.4.1934 an Adolf Wagner, Hermann Esser, Friedrich Siebert; BayHStA, StK 6947, Adolf Wagner an Siebert, 20.4.1934, Siebert an Todt, 27.4.1934, Todt an Siebert, 30.4.1934.

73 ZIEGLER, Walter (Bearb.): *Das Kabinett Held IV, Mai 1932 – März 1933* (Die Protokolle des Bayerischen Ministerrats 1919–1945 6,4) München 2010, Ministerratssitzung vom 9.1.1933 Nr. 25 TOP II.

74 BayHStA, StK 6957, Aktennotiz Sieberts vom 28.6.1933 über eine Besprechung mit Dorpmüller.

75 BayHStA, StK 6957, Aktennotiz Sieberts vom 16.9.1933 über eine Besprechung mit dem stellvertretenden Generaldirektor Kleinmann; vgl. ebenso Bayerisches Wirtschaftsministerium an den Präsidenten der Reichsbahndirektion München Gollwitzer, 27.3.1934.

76 BayHStA, Landtag 14613, Auszug aus der Niederschrift der 19. Sitzung des Ausschusses für den Staatshaushalt vom 19.1.1933; seit Herbst 1932 hatte sich Ludwig Siebert mit diesem Projekt befasst, vgl. StadtA Lindau, Bll/120/78.

Siehe zur Geschichte der Queralpenstraße NERDINGER, Winfried (Hg.): *Bauen im Nationalsozialismus. Bayern 1933–1945. Ausstellung des Architekturmuseums der Technischen Universität München und des Münchner Stadtmuseums* (Ausstellungskataloge des Architekturmuseums der Technischen Universität München und des Münchner Stadtmuseums 9), München 1993, S. 81–82.

77 Vgl. BayHStA, StK 9525, Ministerratssitzung vom 19.9.1933, TOP IV.

78 Bayern im ersten Vierjahresplan. Denkschrift der bayerischen Landesregierung zum 9. März 1937, München 1937, S. 281–288.

79 BayHStA, StK 6950, Ludwig Siebert an Todt, 3.4.1939; Todt an Ludwig Siebert, 27.4.1939.

80 Vgl. BayHStA, StK 5519, Ludwig Siebert an Reichspostminister Ohnesorge, 20.1.1938; Ludwig Siebert an Reichsbahnpräsident Hellmann (Augsburg), 18.8.1938; vgl. Hellmann an Siebert, 23.8.1938.

Vgl. auch BayHStA, MF 70661, Ludwig Siebert an Reichspostminister Ohnesorge, 11.11.1940.

- 81 BayHStA, MF 70661, Aktennotiz Ludwig Sieberts, undatiert, ca. Anfang 1940, über Besprechung mit dem Bürgermeister von Lindau und Kritik an Gauleiter von Tirol-Vorarlberg Hofer, *der am liebsten alle Neueinrichtungen, die Lindau gebühren, nach Vorarlberg bringen [möchte], gleichgültig ob eine sachliche Berechtigung vorhanden ist oder nicht*; Ludwig Siebert an Reichspostminister Ohnesorge, 11.11.1940; BayHStA, MF 70661, Ohnesorge an Ludwig Siebert, 29.11.1940.
- 82 Keineswegs hatte sich Ludwig Siebert aber vom NS-Regime distanziert oder war in Ungnade gefallen, wie in der Nachkriegszeit immer wieder zugunsten Sieberts angeführt wurde, vgl. StadtA Lindau, B V/ 01/314, Niederschrift über die 3. Sitzung des Haupt- und Personal-Ausschusses vom 16.5.1960; RITTENAUER (wie Anm. 10). Bis zuletzt hielt Ludwig Siebert dem Regime und dessen Diktator die Treue, stets darum bemüht, seinerseits einen Beitrag leisten zu können.
- 83 BayHStA, StK 5526, Leiter der Ludwig-Siebert Oberschule in Lindau an Ludwig Siebert, 19.2.1941; Bezold an Bayerisches Kultusministerium, 1.3.1941.
- 84 BayHStA, StK 5526, Bayerisches Kultusministerium an Siebert, 13.3.1941.
- 85 BayHStA, StK 5524, Haas an Ludwig Siebert, 12.7.1940; Schreiben im Auftrag Sieberts an Bürgermeister Haas, 31.7.1940.
- 86 BayHStA, MHIG 4565, Haas an Friedrich Siebert, 17.6.1941; Friedrich Siebert an Bayerisches Wirtschaftsministerium (Abteilung für Handel, Industrie und Gewerbe), 19.6.1941.
- 87 Siehe StadtA Lindau, B V/ 01/314, Siebert an den Lindauer Bürgermeister Haas, 19.1.1942.
- 88 StadtA Lindau, B V/ 01/314, Haas an Ludwig Siebert, 27.1.1942 sowie Haas an Ludwig Siebert, 3.2.1942.
Am 21.3.1942 kam Ludwig Siebert nach Lindau, um den Platz für seine künftige Grabstätte zu besichtigen, StadtA Lindau, B V/ 01/314, undatierte Aktennotiz Haas‘.
- 89 Vgl. SCHWEIZER, Karl: Er war Bayerns erster NS-Bürgermeister. Vor 70 Jahren starb Lindaus Alt-Oberbürgermeister Ludwig Siebert, in: Lindauer Zeitung vom 31.10.2012, S. 22.
- 90 BayHStA, StK 5542, Stadtbaurat Kerschensteiner an Bayerische Staatskanzlei, 24.2.1943. Siehe hierzu insgesamt StadtA Lindau, B V/ 01/314.
- 91 Siehe StadtA Lindau, B V/ 01/314.
- 92 StadtA Lindau, B V/ 01/314, Aktennotiz Referat III an Bürgermeister Franz Eberth, 30.5.1945.
- 93 StadtA Lindau, B V/ 01/314, Niederschrift über die 3. Sitzung des Haupt- und Personal-Ausschusses vom 16.5.1960.
- 94 Hierzu finden sich keine zeitgenössischen Aussagen in StadtA Lindau, B V/ 01/314, sondern erst 15 Jahre später, so Fritz May an Oberbürgermeister Haas, 16.5.1960; Niederschrift über die 3. Sitzung des Haupt- und Personal-Ausschusses vom 16.5.1960.
Der Lindauer Stadtrat stellte bei Niederschrift über die 7. Sitzung des Stadtrates vom 24.5.1960 fest, dass die Auflassung des Grabes nicht seitens der Stadt Lindau erfolgte. Heute befindet sich an dieser Stelle eine Sammelgrabstätte für im Zweiten Weltkrieg vertriebene ›Deutsche‘.
Die sterblichen Überreste Ludwig Sieberts wurden 1946 zunächst auf dem Münchener Waldfriedhof beigesetzt, ehe sie in den 1960er Jahren auf den Prierer Friedhof umgebettet wurden. Dort verlieren sich die Spuren. Möglicherweise befindet sich Ludwig Sieberts Asche im selben Grab, in dem sein Sohn Friedrich 1966 beigesetzt wurde (Freundliche Auskünfte der Verwaltungen der Stadt München und des Marktes Prien am Chiemsee).
- 95 StadtA Lindau, B V/ 01/314, Niederschrift über die 7. Sitzung des Haupt- und Personal-Ausschusses vom 20.6.1955; die einst von der Stadt Lindau erworbene Büste wurde der Familie Siebert zugeschickt, StadtA Lindau, B V/ 01/314, Oberbürgermeister Frisch an Wilhelmine Siebert, 30.6.1955.
- 96 StadtA Lindau, B V/ 01/314, Niederschrift über die 7. Sitzung des Stadtrates vom 24.5.1960.
Angestoßen hatte diese Diskussion über einen Freund der zwei Jahre zuvor aus polnischer Gefangenschaft nach Bayern zurückgekehrte Friedrich Siebert, siehe StadtA Lindau, B V/ 01/314, Fritz May an Oberbürgermeister Haas, 16.5.1960.
- 97 StadtA Lindau, B V/ 01/314, Oberbürgermeister Haas an Wilhelmine Siebert, 10.6.1960.
- 98 Siehe RITTENAUER (wie Anm. 10).
- 99 StadtA Lindau, B V/ 01/314, Niederschrift über die 3. Sitzung des Haupt- und Personal-Ausschusses vom 16.5.1960.
- 100 MAURER (wie Anm. 15).

Oskar Keller

DER BODENSEE-RHEINGLETSCHER IN DEN JÜNGEREN EISZEITEN

KURZFASSUNG

Einleitend wird die Entdeckung der Eiszeiten vor nicht einmal 200 Jahren und die lange Dauer bis zu ihrer Akzeptanz geschildert. Heute wird von fraglich acht älteren Glazialen, den Deckenschotter-Eiszeiten, und von vier jüngeren Becken-Eiszeiten ausgegangen, die im Bodenseeraum und in der Nordschweiz nachweisbar sind. Die beiden Eiszeitgruppen werden durch die Umlenkung des Alpenrheins von der Donau zum Oberrhein vor ca. 450'000 Jahren getrennt. Dieses Ereignis hat zu einer markanten Umgestaltung des Entwässerungsnetzes und zur Ausschürfung tiefer Vorlandbecken in den jüngeren Eiszeiten geführt.

Vor den seit Penck (Penck & Brückner 1909) bekannten Eiszeiten Riss und Würm sind seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert zwei weitere Becken-Eiszeiten entdeckt worden. Die erste und älteste dieser Eiszeiten, das grösste Rheinische Glazial GRG = Hosskirch, erreichte die grösste Ausdehnung aller Vergletscherungen, während das Habsburg-Glazial im nördlichen Bodenseeraum nur in Sedimentabfolgen zu erkennen ist.

Für den Nachweis der Becken-Eiszeiten werden drei Schlüsselprofile eingehend besprochen und interpretiert. Aufgrund von Untersuchungen im Gelände können für die Becken-Eiszeiten im Bodensee-Vorland Vergletscherungskarten gezeichnet werden. Die Erkenntnisse zu den Becken-Eiszeiten werden in einer Kurzcharakteristik zusammengefasst.

Basierend auf absoluten Datierungen, insbesondere der Interglaziale, kann die zeitliche Einstufung der Becken-Eiszeiten vorgenommen werden. Demnach ergibt sich folgende gemittelte zeitliche Abfolge der Glaziale: GRG vor 350'000 Jahren, Habsburg vor 250'000 Jahren, Riss vor 150'000 Jahren und Würm vor 30'000–15'000 Jahren.

1. HISTORISCHES

1.1 ZUR ENTDECKUNG DER EISZEITEN

Im Jahre 1815, also vor gerade 200 Jahren, unterhielt sich Jean Pierre Perraudin, ein Gamsjäger aus dem Kanton Wallis, mit dem Strassenbau-Ingenieur Ignatz Venetz über die im Rhône-Haupttal liegenden Felsblöcke, die eindeutig aus den Hochgebirgstälern herunter gekommen waren. Für Perraudin war klar, dass es eine Zeit gegeben hatte, in der die Gletscher bis ins Rhônetal hinab gereicht und dabei die teils hausgrossen Felsen mit hinunter verfrachtet hatten.

Venez begann diese Theorie, die ihm einleuchtete, durch gründliche Nachforschung zu untermauern. Er stellte an Felswänden Gletscherschrammen fest und er fand nicht nur im Rhônetal, sondern auch im Mittelland draussen Gesteine aus den Walliser Alpen. Es wurde ihm klar, dass in grauen Vorzeiten die Hochgebirgsgletscher bis ins Vorland hinaus vorgerückt sein mussten.

Als er 1829 an der Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für Naturwissenschaften (SGN) seine Vorstellungen vortrug, verwarfen sämtliche Hörer mit einer Ausnahme diese verrückte Idee. Nur Jean de Charpentier, Direktor des Salzbergwerkes Bex (Waadt), fand diese These interessant. Er begann seinerseits Beweismaterial zu sammeln. 1834 hielt auch er bei derselben Gesellschaft einen Vortrag über die sorgfältig ausgewerteten Erratikerfunde. Auch er fand kein Gehör, denn die Sintflut-Theorie als allgemein gültige Erklärung war zu tief verwurzelt (Abb. 1).

Zu den Skeptikern zählte auch Louis Agassiz, Professor an der Universität Neuchâtel, Experte für fossile Fische. Trotzdem nahm er eine Einladung von de Charpentier ins Wallis und an die Gletscher an, wo sie Moränen und Erratiker studierten. Agassiz wurde überzeugt und akzeptierte nun die Theorie über die einstige gewaltige Ausdehnung der Gletscher. In der Folge stellte auch er intensive Nachforschungen an (Abb. 2).

Abb. 1: Der »Pierre des Marmettes« ist einer der Riesen-Erratiker des eiszeitlichen Rhône-Gletschers bei Monthey, der die Eiszeiten-Theorie untermauerte. Aus: Jean de Charpentier 1841



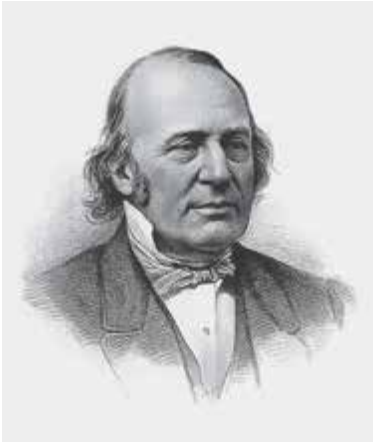


Abb. 2: Louis Agassiz um 1840, Forscher und Hochschullehrer in Neuchâtel. Sein Forschungsgebiet waren ursprünglich fossile Fische, ab 1834 die Eiszeiten-Theorie. Foto: Wikimedia Commons

Die Jahrestagung der SGN fand 1837 in Neuchâtel statt, an der Agassiz die Hauptrede hielt und nicht, wie erwartet, über fossile Fische referierte, sondern über die einstige Ausbreitung der Gletscher. Er verstand es aus den Erratikern, Geröllhaufen und Moränen eine erdgeschichtliche Zeit herauf zu beschwören, in der »klirrende Kälte« und »dauernder sibirischer Winter« sich über die Erde gelegt hatten. Er nannte später diese eisige Periode »Eiszeit«.

Es nützte nichts. Er fand kaum offene Ohren. Immerhin gab es heftige Debatten. Aber Agassiz stand praktisch allein. Selbst sein Gönner, der bekannte Naturforscher Alexander von Humboldt schrieb später an Agassiz: »Ihr Eis flösst mir Angst ein. Ich fürchte, Ihr Verstand be-

fasst sich mit zu vielen Dingen. Ich empfehle Ihnen, lieber bei den fossilen Fischen zu bleiben.« Doch Agassiz hatte sich festgebissen und forschte weiter. – In den folgenden Jahren wurde vorerst in der Schweiz die Eiszeiten-Theorie anerkannt.

In Norddeutschland wunderte man sich schon lange über die fremdartigen Felsblöcke, die allenthalben zu finden waren. Wie waren diese »erratischen Blöcke« oder »verirrten Steine« oder »Findlinge«, die nachgewiesenermassen aus Skandinavien stammten, in die norddeutschen Lande gelangt? Um 1830 kam Charles Lyell, anerkannter englischer Geologe, auf eine für die damalige Zeit raffinierte Erklärung. Seine These: Die erratischen Blöcke wären, eingefroren in Eisberge, in der Sintflut von Nordeuropa nach Deutschland getragen worden.

Erst in den 1870er Jahren wurde die Flutentheorie in Deutschland verdrängt. 1873 konnte der schwedische Wissenschaftler Otto Torell fundiert die einstige Ausbreitung der skandinavischen Gletscher bis nach Norddeutschland nachweisen. Dies bedeutete den endgültigen Durchbruch der Eiszeiten-Theorie. (Literatur: CHORLTON, W. (1983); VÖGELE, A. E. (1987). Siehe dazu das Literaturverzeichnis.)

1.2 EISZEITENFORSCHUNG IM BODENSEERAUM

Bereits um 1900 konnte Albrecht PENCK (PENCK & BRÜCKNER 1909) im nördlichen Alpen-Vorland vier Eiszeiten nachweisen, die er nach kleinen Flüssen benannte, nämlich von alt nach jung »Günz«, »Mindel«, »Riss« und »Würm«. Dieses tetraglaziale System hatte mit Erweiterungen während nahezu 100 Jahren Gültigkeit.

Im Bereich der älteren Eiszeiten Günz und Mindel wurden in der Folge drei neue Glaziale aufgrund von Feldarbeiten eingeführt: Donau (EBERL 1930), Biber (SCHAEFER 1957) und Haslach (SCHREINER & EBEL 1981). Diese älteren Eiszeiten hatten im Bodensee-

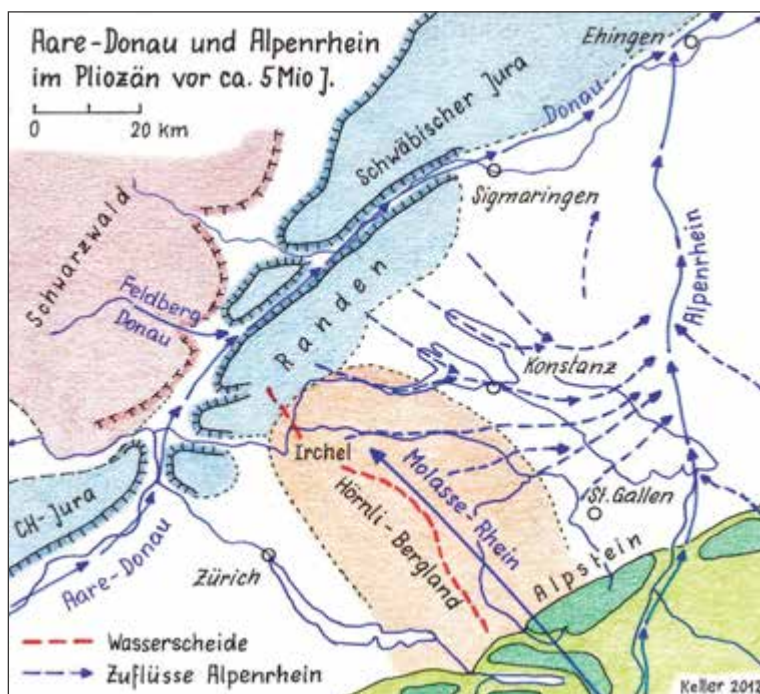
raum und in der Nordschweiz ausgedehnte Schotterfelder hinterlassen, deren Relikte sich heute in Hochlagen als sogenannte Deckenschotter finden. Diese Glaziale werden deshalb als »Deckenschotter-Eiszeiten« zusammengefasst.

Erst in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts kamen ernsthafte Zweifel zur Anzahl der jüngeren Eiszeiten auf. Aufgrund von Untersuchungen an Bohrkernen, in Kiesabbau-Arealen und bei Tunnelbauten wurde erkannt, dass im Zeitraum der jüngeren Eiszeiten sich vier (eventuell fünf) Glaziale ereignet haben (siehe folgende Kapitel). Da diese Glaziale in Zusammenhang mit tiefen Becken im Vorland stehen, werden sie als »Becken-Eiszeiten« bezeichnet (KELLER & KRAYS 2010; PREUSSER et al. 2011).

2. ÄLTERE EISZEITEN UND UMLENKUNG DES ALPENRHEINS

Im Verlauf des jüngeren Tertiärs vor 10–5 Millionen Jahren (Miozän-Pliozän) war das Molasse-Tiefland nördlich der Alpen am Gebirgsrand auf etwa 1000 m ü. M. angehoben worden, an der Alb (Schwäbischer Jura) auf 700 m ü. M. Dieses Molasse-Hochland wurde von einer Ur-Aare-Donau entlang dem Jura-Alb-Südfuss nach Osten zum Schwarzen Meer entwässert. Entsprechend dem allgemeinen Gefälle floss der Ur-Alpenrhein über das Bodensee-Hochland hinweg direkt nach Norden zur Donau, die er als ihr Nebenfluss westlich Ulm im Raum Ehingen erreichte (Abb. 3).

Abb. 3: Im frühen Pliozän war die Ur-Aare der Oberlauf der Donau. Der riesige Hörnli-Schuttflächer aus der Molassezeit zwang dem Ur-Fluss den Umweg um den Randen herum auf. Der Alpenrhein, der die Gewässer des Bodenseeraums sammelte, war ein Nebenfluss der Donau.
Karte: O. Keller



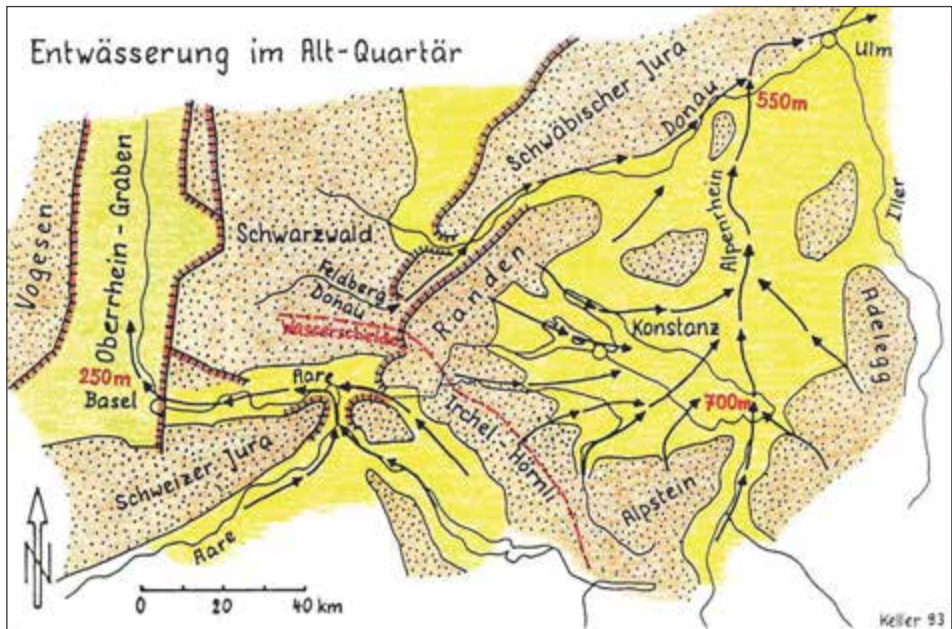


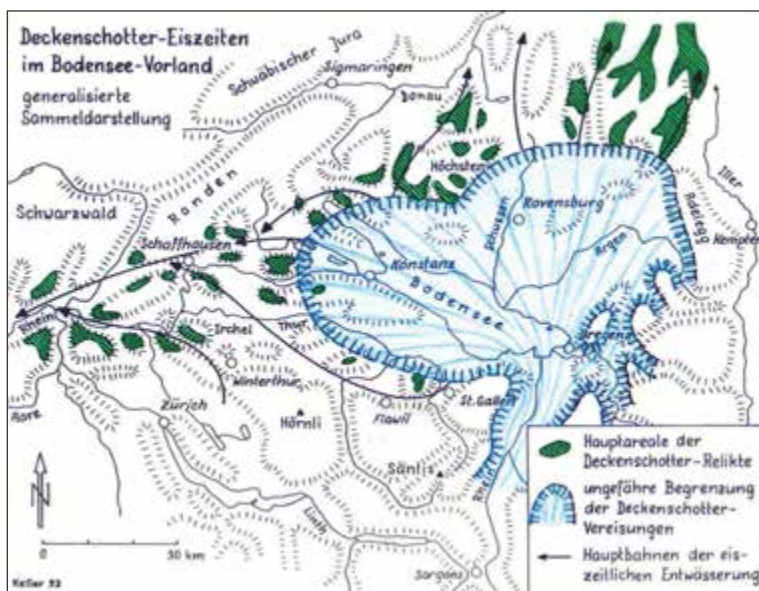
Abb. 4: Vor gut 4 Mio Jahren fand die selbständig gewordene Aare den Weg um den Jura herum nach Westen und wurde vor knapp 3 Mio Jahren zum Quellfluss des Oberrheins. Der Alpenrhein hingegen blieb ein Nebenfluss der nur noch aus dem Schwarzwald gespeisten Donau. Karte: O. Keller

Vor etwa 4,2 Millionen Jahren wurde die Aare vermutlich infolge tektonischer Absenkungen um den östlichen Schweizer Jura herum nach Westen umgelenkt und entwässerte ab 2,9 Millionen Jahre v. h. als Oberrhein zur Nordsee (LINIGER 1962; ZIEGLER & FRAEFEL 2009). Der Alpenrhein hingegen war weiterhin zusammen mit seinen Zuflüssen der Donau tributär (KELLER 2009). Dabei lag das Niveau von Aare-Oberrhein im Raum Basel im Zusammenhang mit der Absenkung im Oberrhein-Graben auf etwa 250 m ü. M. Demgegenüber dürfte die Konfluenz Donau-Alpenrhein auf ± 550 m ü. M. gelegen haben (Abb. 4).

Im älteren Quartär ab 2,5 Millionen Jahre v. h. kam es infolge allgemeiner Abkühlung des Klimas und periodischer, ausgeprägter Kaltphasen zu ersten Vergletscherungen im Alpenraum. Vor vielleicht 2 Millionen Jahren erreichten in den Kaltzeiten erste Eisvorstöße das Alpen-Vorland. Vor den Gletscherfronten wurden ausgedehnte Schotterfelder aufgeschüttet. Ihre Relikte sind als Deckenschotter rund um das Bodensee-Becken auf den Hochzonen erhalten. Die ursprüngliche Annahme, dass sich diese wie eine »Decke« über eine weite Hochfläche ausgebreitet hätten, führte zur Bezeichnung »Deckenschotter« (Abb. 5).

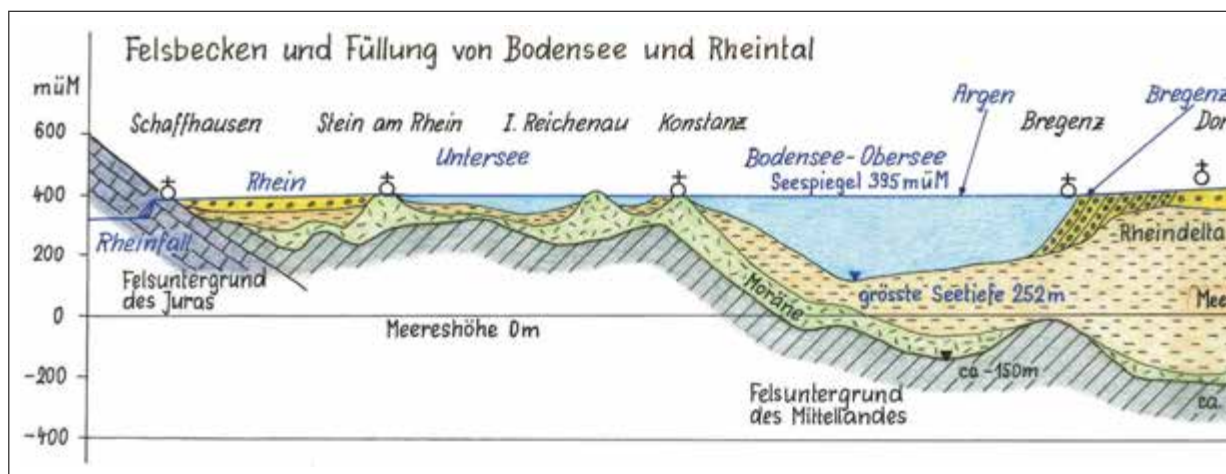
Aufgrund zahlreicher Untersuchungen konnten im Norden und Nordosten des Bodensee-Beckens mit Ausrichtung zur Donau die oben erwähnten Deckenschotter-Eiszeiten nachgewiesen werden. Im Westen und Südwesten des Bodensees sind die Deckenschotter nach Westen zum Oberrhein ausgerichtet (VERDERBER 1992; GRAF 1993; HOFMANN 1996; SCHREINER 2003 und weitere).

Abb. 5: Während den Deckenschotter-Eiszeiten ab rund 2 Mio Jahren v. h. breitete sich jeweils ein Rhein-Vorlandgletscher über das Bodensee-Hochland aus. Dargestellt ist die ungefähre Ausdehnung der Vereisungen im Vorland. In den wegführenden Schmelzwassertälern wurden die Deckenschotter abgesetzt. Sie waren im Norden zur Donau ausgerichtet, im Westen aber in Überläufen zum Oberrhein. Karte: O. Keller



Während den Vergletscherungen wurden jeweils die westlichen Zuflüsse des Alpenrheins durch die Eismassen verbarrikadiert, sodass es zu deren Hochstau kam. Das Schmelzwasser fand Überläufe nach Westen zur Aare und zum tief liegenden Oberrhein-Graben (Abb. 5), was mit verstärkter Tiefenerosion verbunden war. Nach dem Abschmelzen des Vorland-Gletschers strebte der Alpenrhein mit seinen Nebenflüssen jeweils wieder der Donau zu.

Nach der letzten Deckenschotter-Eiszeit lag der Entwässerungsweg nach Westen tiefer als derjenige zur Donau. Damit wurden der Alpenrhein und mit ihm sämtliche Gewässer des Bodenseeraums nach Westen umgelenkt (Villinger 2003; Keller 2009). Die damit verstärkte fluviale Erosion führte zur allgemeinen Tieferlegung des Flussnetzes und griff bis in die Alpen zurück. Diese umwälzende Neugestaltung der Entwässerung



wird als MPR = Mittelpleistozäne Reorganisation bezeichnet (SCHLÜCHTER 1988) und dürfte vor rund 450'000 Jahren erfolgt sein (KELLER 2009).

3. DIE JÜNGEREN EISZEITEN IM ALLGEMEINEN

Die Eisströme der an die Umlenkung des Alpenrheins anschliessenden jüngeren sogenannten »Becken-Eiszeiten« folgten den neuen Flusstälern, weiteten sie aus und schürften mächtige Becken und Tröge in die Tiefe. Für diese ist eine starke glaziale Übertiefung charakteristisch, indem die Felsböden in ihrem zentralen Bereich wesentlich tiefer liegen als die Felschwellen an ihren Überläufen. So ist das Bodensee-Rheintal-Becken (Abb. 6) um rund 600 m übertieft, steht doch der Fels im unteren Rheintal auf 200 m unter Meeresspiegel an, am Rheinfall aber auf beinahe 400 m ü. M. (KELLER 2009). Dasselbe Muster mit starker Übertiefung findet sich auch im Linthbecken zwischen Walensee und Zürichsee (SCHINDLER 2004; KELLER & KRAYSS 2010) oder beim Vierwaldstättersee.

Aus neueren Untersuchungen geht hervor, dass den traditionellen Eiszeiten Riss und Würm weitere Becken-Eiszeiten vorangingen, die sämtliche erst nach der letzten Deckenschotter-Eiszeit und der Umlenkung des Alpenrheins eingetreten sind. Dabei hat es sich auch erwiesen, dass nicht Riss die ausgedehnteste aller Vergletscherungen war, sondern die erste Becken-Eiszeit, deren Gletscher auch die meisten tiefen Becken geschaffen haben (KELLER 2014).

Das Eiszeitalter, das Pleistozän, wird in Früh-, Mittel- und Spätpleistozän aufgliedert. Im Frühpleistozän sind die Deckenschotter-Eiszeiten einzuordnen, während das Mittel- und Spätpleistozän die Becken-Eiszeiten umfasst (Tab. 1: Abfolge der Eiszeiten).

In der Nordschweiz konnte für die Becken-Eiszeiten eine Stratigraphie (geologische Abfolge) mit vier, fraglich fünf, eigenständigen Glazialen aufgestellt werden (GRAF 2009; KELLER & KRAYSS 2010; PREUSSER et al. 2011). Im süddeutschen Bodenseeraum

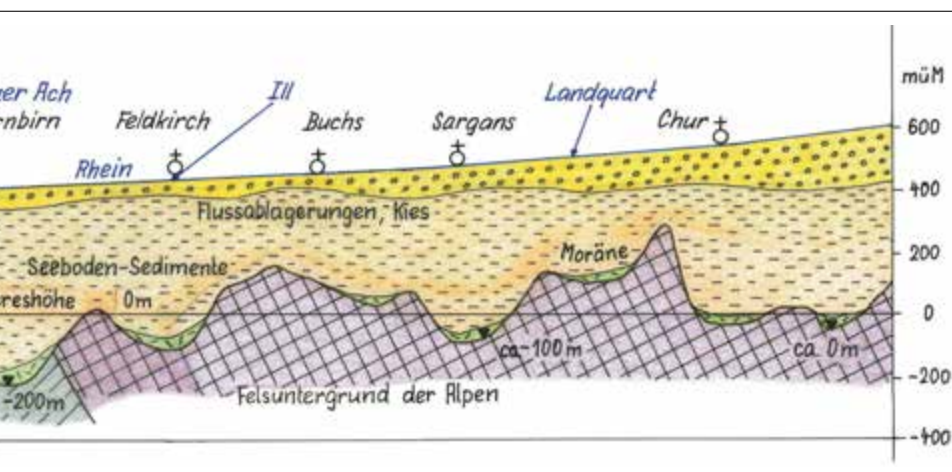


Abb. 6: Das Profil ist entlang von Hochrhein-Bodensee-Alpenrhein gezeichnet. Das Felsbecken wurde durch den Rhein-Gletscher ausgeschürft. Es liegt unter dem oberen Bodensee bei 150 m unter dem Meeresspiegel, im unteren Rheintal sogar bei -200 m. Der Becken-Überlauf ist die Jura-Kalkplatte, über die der Rheinfall hinunterstürzt. Profil: O. Keller

Tabelle 1: Abfolge der Eiszeiten

	Bezeichnungen für die Nordschweiz (Graf 2009)	Bezeichnungen für den nördlichen Rhein-Gletscher (Ellwanger et al. 2011b) Keller 2014, 2015)	Traditionelles Eiszeiten-Modell (Penck & Brückner 1909)	
p l e i s t o z ä n	Spät-	Birrfeld-Glazial	Würm-Glazial	
	Mittel-	Beringen-Glazial (Hagenholz-Glazial?)	Riss-Glazial	Riss-Eiszeit
		Habsburg-Glazial		
		Möhlin-Glazial	Hosskirch-Glazial	
	Früh-	Deckenschotter-Glaziale	Deckenschotter-Glaziale	Mindel-Eiszeit
				Günz-Eiszeit

wurde eine Abfolge mit 3 Becken-Eiszeiten eingeführt (ELLWANGER & VILLINGER 2003; Ellwanger et al. 2011b). Siehe dazu Tab. 1. Wie noch zu zeigen sein wird, kann auch im nördlichen Bodenseeraum mit 4 Becken-Eiszeiten gerechnet werden (KELLER 2014).

Zur Namensgebung der Eiszeiten: Im nördlichen Bodenseeraum werden die bisherigen Bezeichnungen Riss und Würm beibehalten. Vor Riss kommt neu die Hosskirch-Eiszeit dazu. Demgegenüber werden in der Nordschweiz generell neue Namen verwendet, um Verwirrungen zu vermeiden (GRAF 2009). Die Eiszeiten werden hier nach Örtlichkeiten benannt, an denen die Frontlagen der Gletscher besonders markant sind (Tab. 1).

Diejenige Eiszeit, die die grössten Ausmasse aller Vorland-Vergletscherungen erreicht hat, ist sowohl im nördlichen Bodenseeraum wie in der Nordschweiz dasselbe Glazial, sodass gesetzt werden kann: Hosskirch = Möhlin. Da dies für den gesamten, dem Rhein tributären Raum gilt, wurde die Sammelbezeichnung »Grösstes Rheinisches Glazial GRG« eingeführt (KELLER 2014).

4. EINZELNACHWEISE DER BECKEN-EISZEITEN

Im Laufe der letzten Jahrzehnte zurück bis in die 1980er Jahre sind zahlreiche Kernbohrungen, Kiesabbau-Areale, mächtige Baugruben und Tunnelbauten sedimentologisch und morphostratigraphisch untersucht worden. Besonders aussagekräftige Gebiete wurden als Schlüsselregionen für die Becken-Eiszeiten bearbeitet und neu interpretiert (KELLER & KRAYSS 2010; KELLER 2014). Die für den nördlichen Bodenseeraum relevanten Profile sind in der Abb. 7 in Rot eingezeichnet. Im Folgenden werden drei Profile präsentiert, erklärt und ausgewertet.

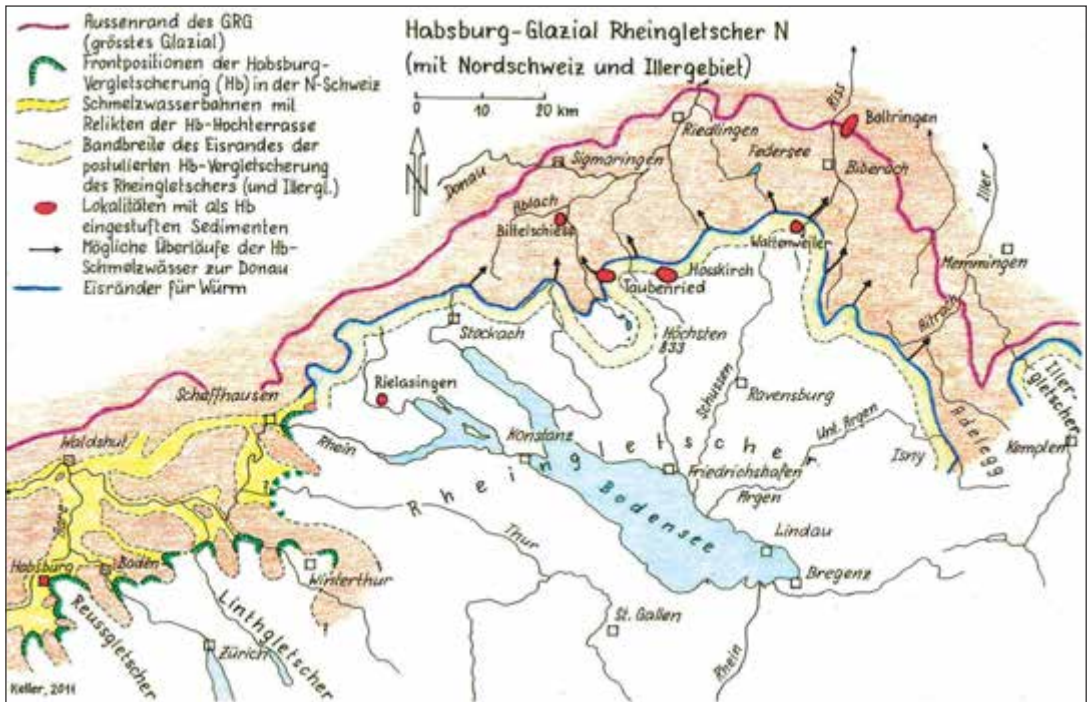


Abb. 7: In der Nordschweiz stimmen die Randlagen des Habsburg-Glazials ungefähr mit der jüngsten Eiszeit Würm überein. Am nördlichen Rhein-Gletscher ist Habsburg oberflächlich nicht fassbar, weshalb eine Bandbreite für Habsburg angenommen wird, die durch die äussersten Randlagen von Würm gegeben ist. In Rot sind die wichtigsten aussagekräftigen Profile zu den Becken-Eiszeiten eingetragen

4.1 SCHLÜSSELPROFIL HOSSKIRCH

Als Ausläufer des grossen Schussen-Beckens zieht das kleinere Hosskirch-Becken nahe Ostrach nach Nordwesten. Lage siehe Abb. 7. Von Ellwanger, der etliche Bohrungen ausgewertet hat, liegen mehrere Publikationen vor (ELLWANGER 1990; ELLWANGER et al. 1995, 1999, 2011a). Eine vielschichtige Sedimentabfolge kennzeichnet das Becken (Abb. 8 mit Legende). Offensichtlich ist das Hosskirch-Becken in die auf der Königsegg erhaltenen jüngeren Deckenschotter (8) eingetieft und folglich nach den Deckenschotter-Eiszeiten gebildet worden. Seine Entstehung geht demnach auf die Becken-Eiszeiten zurück. Die Moränen-Horizonte, getrennt durch warmzeitliche Ablagerungen, lassen die Ausschüfung zusammen mit der Basismoräne (7) in die 1. Becken-Eiszeit GRG = Hosskirch einstufen. Über der Moräne (7) liegen warmzeitliche Sedimente (6), in denen Flügelnuss-Pollen (*Pterocarya*) nachgewiesen sind. Die *Pterocarya* ist letztmals im Holstein-Interglazial in Mitteleuropa vertreten, da sie nachher ausgestorben ist. Damit ist die liegende Moräne (7), die das Hosskirch-Glazial repräsentiert, älter als das Holstein-Interglazial.

Die das Hosskirch-Becken im Norden markant abschliessenden Moränenwälle (1) sind unzweifelhaft letzte Eiszeit Würm. Im Hangenden der Basis-Sedimente (7 und 6) folgen drei weitere Glaziale ausweisende Moränen (5; 3; 1). Die zwischengeschalteten warmzeitlichen Ablagerungen belegen Interglaziale. Interglazial (2) ist gemäss BLUDAU

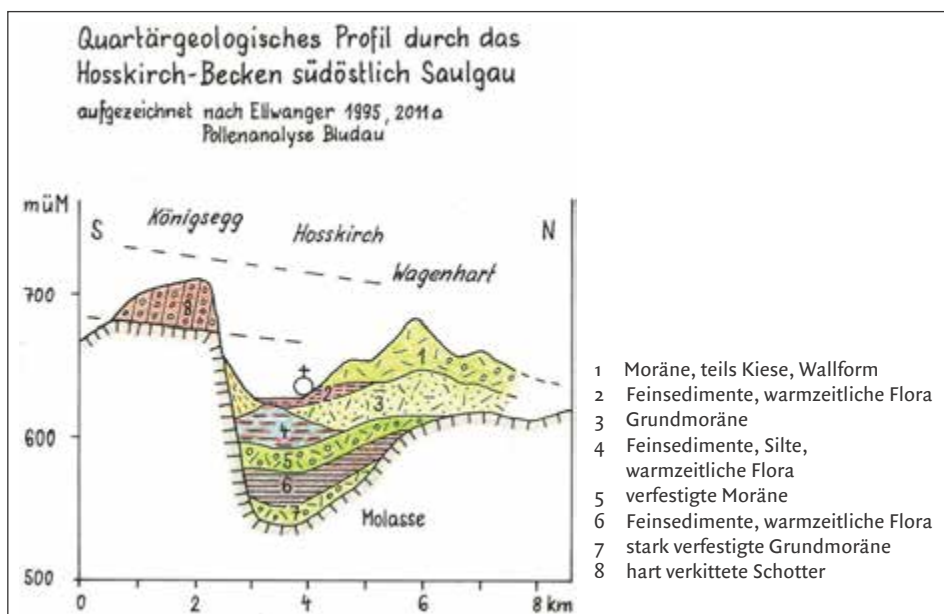


Abb. 8: Im Hosskirch-Becken ist eine mehrfache Abfolge glazialer und interglazialer Sedimente erbohrt worden (Lage siehe Abb. 7). Diese lassen sich den 4 Becken-Eiszeiten zuordnen, getrennt durch warmzeitliche Sedimente. Die das Königsegg krönenden Schotter der jüngsten Deckenschotter-Eiszeit belegen, dass das Becken erst anschliessend ausgeschürft worden ist. Profil: O. Keller

(zitiert in ELLWANGER et al. 1995) eine Buchen-dominierte Warmzeit, die hier das typische Eem-Interglazial ersetzen dürfte. Eem ist die zwischen Riss und Würm eingeschaltete, gut dokumentierte Warmzeit. Das Interglazial (4) ist nach BLUDAU nicht genau definierbar, schiebt sich aber klar zwischen Holstein und Eem ein, was für das nahe bei Bern (CH) gefundene Meikirch-Interglazial spricht (WELTEN 1982; PREUSSER et al. 2005; PREUSSER et al. 2011).

Um die für den nördlichen Bodenseeraum angenommenen drei jüngeren Eiszeiten zu erhalten, schlägt ELLWANGER (ELLWANGER et al. 2011a) zwei Riss-Eiszeiten vor, getrennt durch eine Warmzeit (4). Einfacher kann das Habsburg-Glazial, das in der Nordschweiz mehrfach gefunden wurde (GRAF 2009; KELLER & KRAYSS 2010; PREUSSER et al. 2011) anstelle des älteren Riss (5) gesetzt werden (KELLER 2014). Das jüngere Riss bleibt dann für die gesamte Riss-Eiszeit (3) reserviert.

Zusammenfassend liegt die Bedeutung des Hosskirch-Beckens mit seinen Sedimenten in folgenden Erkenntnissen:

- Die Beckenbildung erfolgte nach der Ablagerung der jüngeren Deckenschotter (8).
- Das in den Sedimenten über der Basis-Moräne (7) gefundene Holstein-Interglazial (6) belegt die Becken-Ausschürfung im vorausgehenden Hosskirch-Glazial (GRG).

- Die im Gelände markant entwickelte Frontmoräne des Wagenhart (1) ist unzweifelhaft der Maximalwall der letzten Eiszeit Würm.
- Ausgewiesen durch Moränen-Horizonte (5; 3) und getrennt durch Interglazial-Sedimente (6; 4; 2) schieben sich zwischen Hosskirch (7) und Würm (1) zwei Glaziale ein: älter Habsburg (5), jünger Riss (3).

4.2 PROFIL IM SINGENER BECKEN

Die Tiefzone des Hegau, das Singener Becken, ist in den 1990er Jahren mit zahlreichen Bohrungen auf den Sedimentgehalt untersucht worden. Es ergaben sich interessante Resultate, insbesondere, dass mehrere Teilbecken vorhanden sind und die Basis-Sedimente etliche Eiszeiten zurückreichen. SZENKLER und BOCK bearbeiteten die Bohrprofile im Detail, wobei sie die Kernbohrung 1/1997 Rielasingen-Worblingen publiziert haben (SZENKLER & BOCK 1999). Die Lage ergibt sich aus Abb. 7. Sie wird hier mit ihrer Auswertung vorgestellt (Abb. 9 mit Legende). Eine gegenüber SZENKLER und BOCK teils andere Interpretation schlägt KELLER (2014) vor. Wichtig sind folgende Erkenntnisse:

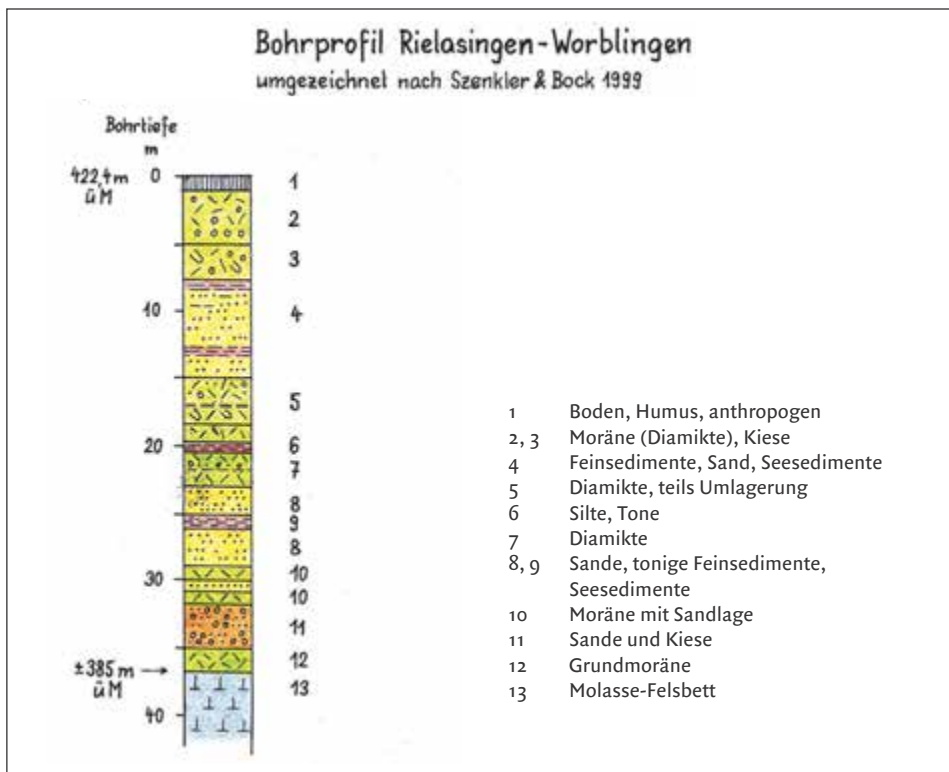


Abb. 9: Diese Bohrung wurde im zentralen Teil des Singener Beckens (Hegau) niedergebracht (Lage siehe Abb. 7). Die Sediment-Abfolge enthält in den Moränen-Horizonten die 4 Becken-Eiszeiten. In benachbarten Bohrungen wurden in den warmzeitlichen Sedimenten über der Basis Hinweise auf das Holstein-Interglazial gefunden. Die Beckenbildung ist demzufolge in der davor liegenden Becken-Eiszeit erfolgt, die ihrerseits durch die Basis-Moräne ausgewiesen ist. Profil: O. Keller

- Die Beckenbildung mit Ausschürfung der Molasse erfolgte im GRG Hosskirch, d. h. in der 1. Becken-Eiszeit (13).
- Über der Basis-Moräne (12) finden sich warmzeitliche Sedimente mit Hinweisen auf das Holstein-Interglazial (11), dies allerdings aus anderen Bohrungen.
- Die Moränen (10) werden als Habsburg-Glazial aufgefasst.
- Die mehrfachen, nahe übereinander angeordneten Moränen(Till)-Horizonte (7–5) widerspiegeln gesamthaft das Riss-Glazial.
- Die hangenden Diamikte (Moränen) (3; 2) sind, da Oberflächen-nahe, unzweifelhaft letzte Eiszeit Würm.

4.3 PROFIL DER KIESGRUBE BITTELSCHIESS

Südlich von Sigmaringen nahe der Donau werden seit Jahrzehnten in der Kiesgrube Bittelschiess die bis 50 m mächtigen Kiese abgebaut (Abb. 10). Die Sedimentabfolge ist im Sammelprofil der Abb. 11 mit Legende aufgezeichnet. Die Lage der Kiesgrube geht aus der Karte Abb. 7 hervor. Die Abfolge ist vor allem von ELLWANGER (1990, 1995), ELLWANGER et al. (1999) und BIBUS & KÖSEL (1996, 2001) eingehend untersucht worden.

Grundlegend ist wie für Hosskirch (Kap. 4.1) der Nachweis des Holstein-Interglazials in den mächtigen Beckentonen (8). Daraus ist zu schliessen, dass die liegenden Kiese mit Moräne und Lehmen (9) älter sind. Im Hangenden der Beckentone (8) finden sich Schotter (7), die frei sind von Moräne. Es sind Flusskiese, die fern von Gletschern abgesetzt worden sind. Entlang der Diskordanz (Erosionsfurchen) (6) treten Bodenreste auf, die auf ein teils erodiertes Interglazial hinweisen. Über der Diskordanz (6) abgelagerte Schotter mit eingeschalteten Moränen- und Bodenbildungen (5) lassen auf einen Gletscher-Vorstoss schliessen, der für die Erosionsfuge und die verschleppten Bodenreste verantwortlich ist. Die Moräne (4) belegt die Präsenz eines Gletschers. Zeichen für



Abb. 10: Die nach Nordosten offene, riesige Kiesgrube Bittelschiess/Krauchenwies (Lage siehe Abb. 7). Das Bild vermittelt einen Eindruck der Mächtigkeit der eiszeitlichen Ablagerungen. Parallel zum fortschreitenden Abbau wird etappenweise renaturiert.
Foto-Archiv O. Keller

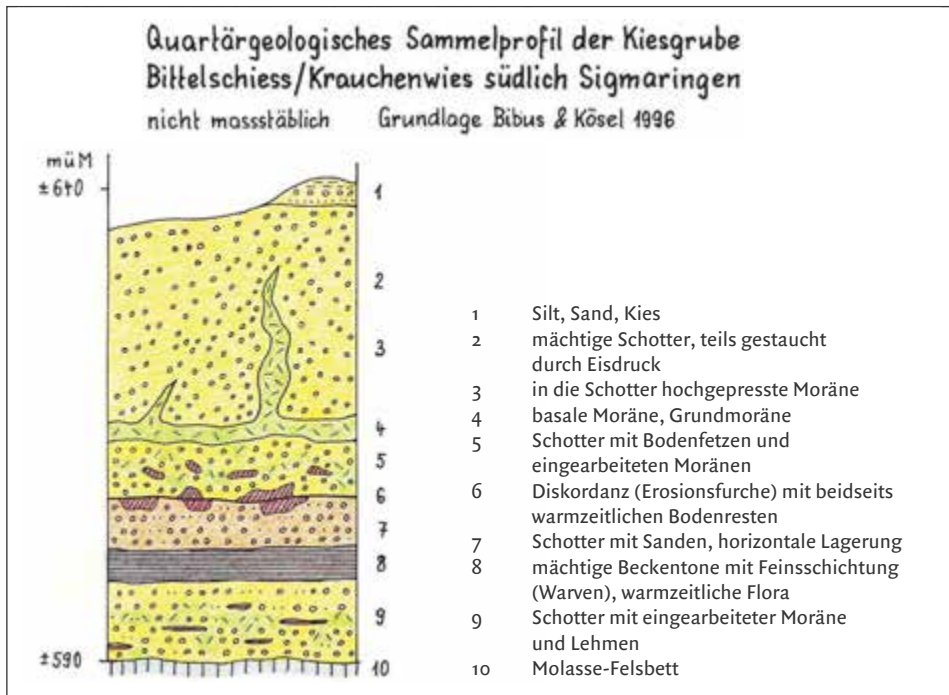


Abb. 11: Im rund 10 km ausserhalb des letzteiszeitlichen Eisrandes bei Pfullendorf gelegenen Aufschluss der Kiesgrube Bittelschiess (Lage siehe Abb. 7) können nur zwei Schichtstösse mit Moräne unterschieden werden. Diese sind der ausgedehnten Vergletscherung des GRG = Hosskirch und dem Riss zuzuweisen. Besondere Beachtung verdienen die Beckentone, in denen das Holstein-Interglazial nachgewiesen wurde. Profil: O. Keller

eine nahe Gletscherfront sind die gestauchten Schotter (2) und die eingearbeiteten Moränen (3).

Interpretation:

- Die Basis-Kiese mit Moräne und Lehmen (9) belegen eine Vergletscherung älter als Holstein (8). Sie ist als GRG Hosskirch zu deuten, die um Etliches weiter nach Norden gereicht haben muss.
- Die rein fluvialen Schotter (7) sind Schmelzwasser-Aufschüttungen, die von einem Gletscher stammen, der weit im Süden stirnte. Dies trifft für das Habsburg-Glazial zu, dessen Gletscher nur bis etwa zur Wasserscheide Rhein/Donau empor gereicht haben können. Moräne dieses Glazials darf hier gar nicht vorkommen.
- Die Bodenrelikte (6) sind Überreste eines interglazialen Bodens. Sie dürften das Meikirch-Interglazial verkörpern.
- Die Schotter mit Bodenresten und Moräne (5) sowie die Moräne (4) sind Belege für den Gletscher-Vorstoss mit anschliessender Überfahung der Riss-Eiszeit, das »Aussenwall-Riss«.
- Für die gestauchten Schotter (2) mit eingepressten Moränen (3) dürfte das wenig jüngere »Innenwall-Riss« verantwortlich sein.

- In Ergänzung ist zu vermerken, dass das Würm-Glazial in Bittelschiess nicht vertreten ist. Sein äusserster Eisrand lag weit im Süden bei Pfullendorf.

Zusammenfassend ergeben sich aus der Neuinterpretation die vier charakteristischen Becken-Eiszeiten Hosskirch = GRG, Habsburg, Riss und Würm. Dies führt zur Korrelation zwischen Nordschweiz und nördlichem Bodenseeraum gemäss Tabelle 1.

5. FESTLEGUNG DER BECKEN-EISZEITEN IM GELÄNDE

Aufgrund von Kartierungen eiszeitlicher Hinterlassenschaften können die Aussenränder der Vorland-Gletscher erfasst werden. Besonders charakteristische glazial-morphologische Formen sind eisrandliche Moränenwälle, Schotterfelder, kuppige Zungenbecken, Schmelzwassertäler, Drumlins. Zudem ergeben sich aus der »Frischheit« der Glazialformen Hinweise auf die relative Altersstellung. Zu berücksichtigen ist auch die Überprägung älterer Formen durch jüngere Eisüberfahung. Nachfolgend werden die 4 postulierten Becken-Eiszeiten in Kartenbildern dargestellt und besprochen.

5.1 DAS GRÖSSTE RHEINISCHE GLAZIAL GRG

Aufgrund von Feststellungen im Raum Schaffhausen wurde bereits im ausgehenden 20. Jahrhundert eine Eiszeit erkannt, die ausgedehnter und älter als Riss sein musste, die Grösste Helvetische Vergletscherung GHV (KELLER & KRAYSS 1999). Ellwanger spricht von einer Most Extensive Glaciation MEG (ELLWANGER 1995) und später vom Hosskirch-Glazial (ELLWANGER & VILLINGER 2003). Diese Namen beziehen sich auf die äussersten Eiszeitzeugen im Nordwesten des Rheingletscher-Gebiets zwischen Bussen und Schaffhausen, nämlich unscheinbare Wälle, undeutliche Entwässerungswege, Moränendecken und Streuschotter. Sie wurden früher Riss zugewiesen, sind neu aber als GRG Hosskirch erkannt worden.

Im Nordosten des einstigen Rheingletschers vom Bussen bis zur Adelegg wurden die äussersten Vergletscherungszeugen, die extern zu Riss festgestellt worden sind, bisher der Mindel-Eiszeit zugeordnet (HAAG 1982; SCHREINER & HAAG 1982). Neu werden sämtliche äussersten Vergletscherungsspuren dem GRG Hosskirch zugewiesen (ELLWANGER et al. 2011a, 2011b; KELLER 2014). Mit Hilfe dieser Anzeichen eiszeitlicher Vergletscherung konnte der Aussenrand des GRG gezeichnet werden (Abb. 12). Anhand der Höhenlagen der Eisrandmarken wurde der zugehörige Eiskörper mit Hilfe von Höhenkurven rekonstruiert und mit den am höchsten liegenden Eisrandmarken am und vor dem Alpenrand verglichen, woraus ein plausibler Eiskörper des GRG resultierte (KELLER 2014, 2015) (Abb. 12).

5.2 DAS NEU POSTULIERTE HABSBURG-GLAZIAL

Zwischen GRG und Riss ist, wie im Kap. 4 gezeigt, eine weitere Becken-Eiszeit eingeschoben, das Habsburg-Glazial. Dieses kann aber aus Geländeformen nicht direkt rekonstruiert werden, weil die auf sie folgende Riss-Eiszeit weiter ins Vorland reichende Gletscher aufgewiesen hat. Sie haben die Habsburg-Eisrandlagen überfahren und zerstört.

Im Gegensatz zum nördlichen Rheingletschergebiet kann die Habsburg-Vergletscherung in der Nordschweiz gefasst werden, indem von ihren Eisrandlagen die Schotter der Hochterrassen ausstrahlen, die im Riss nicht zerstört worden sind. Die Habsburg-Rekonstruktion zeigt hier, dass dieses Glazial in etwa die Ausmasse der jüngsten Eiszeit Würm erreicht hat (KELLER 2015). Deshalb wird auch für Habsburg am Rheingletscher eine Ausdehnung ähnlich Würm vorausgesetzt, was zur Annahme einer Bandbreite für den Habsburg-Aussenrand geführt hat (Abb. 7). Die rot eingezeichneten Lokalitäten weisen denn auch in ihren Profilen als Habsburg angesprochene Sedimente auf, sofern sie sich in oder innerhalb der Bandbreite befinden. Andererseits kommen in den Profilen ausserhalb der Bandbreite (Bittelschiess, Baltringen) keine Habsburg-Moränen vor, aber Habsburg zuzuweisende Schotter der Schmelzwasserströme (KELLER 2014).

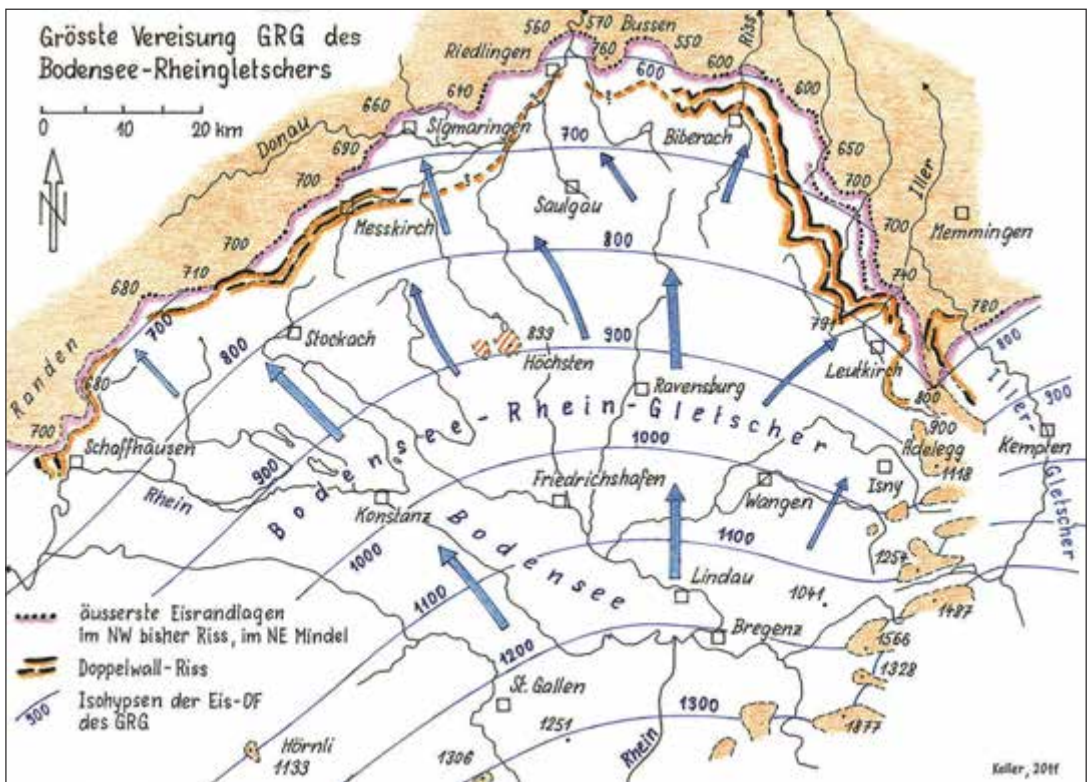


Abb. 12: Im GRG, am nördlichen Bodenseeraum auch als Hosskirch bezeichnet, erreichte der Rhein-Gletscher die grösste Ausdehnung aller Eiszeiten. Er überfuhr zwischen Sigmaringen und Riedlingen sogar die Donau. Aus den Höhenlagen der Eisränder liess sich der einstige Eiskörper rekonstruieren, dargestellt durch Höhenkurven der Eisoberfläche. – Wenig intern zeichnet sich durch vielfach vorhandene Wallssysteme das Doppelwall-Riss ab. Karte: O. Keller

5.3 DAS RISS-GLAZIAL

Schon PENCK war die Riss-Eiszeit bekannt, hat er sie doch bei Biberach an der Riss definiert (PENCK & BRÜCKNER 1909). Inzwischen sind die Riss-Eisrandlagen mehrfach weiter untersucht worden. Von Biberach bis zur Adelegg sind sie zweifach vorhanden und als Doppelwall-Riss bekannt geworden (SCHREINER & HAAG 1982). In diesem Gebiet liegt Riss deutlich innerhalb des GRG.

Westlich Biberach/Bussen bis südlich Sigmaringen ist Riss morphologisch un-
deutlich oder nicht erkennbar. Ab Messkirch bis zum Hegau kommen wieder Doppelwälle vor (Keller 2014). Bis Schaffhausen fällt Riss streckenweise mit dem GRG zusammen. Auf all diesen Geländebefunden basiert das Doppelwall-Riss in der Abb. 12.

5.4 DIE LETZTE EISZEIT, DAS WÜRM-GLAZIAL

Sehr markant sind die äussersten Eisrandlagen von Würm im nördlichen Bodenseeraum entwickelt. Sie weisen hohe und weit verfolgbare Moränenwälle auf so-

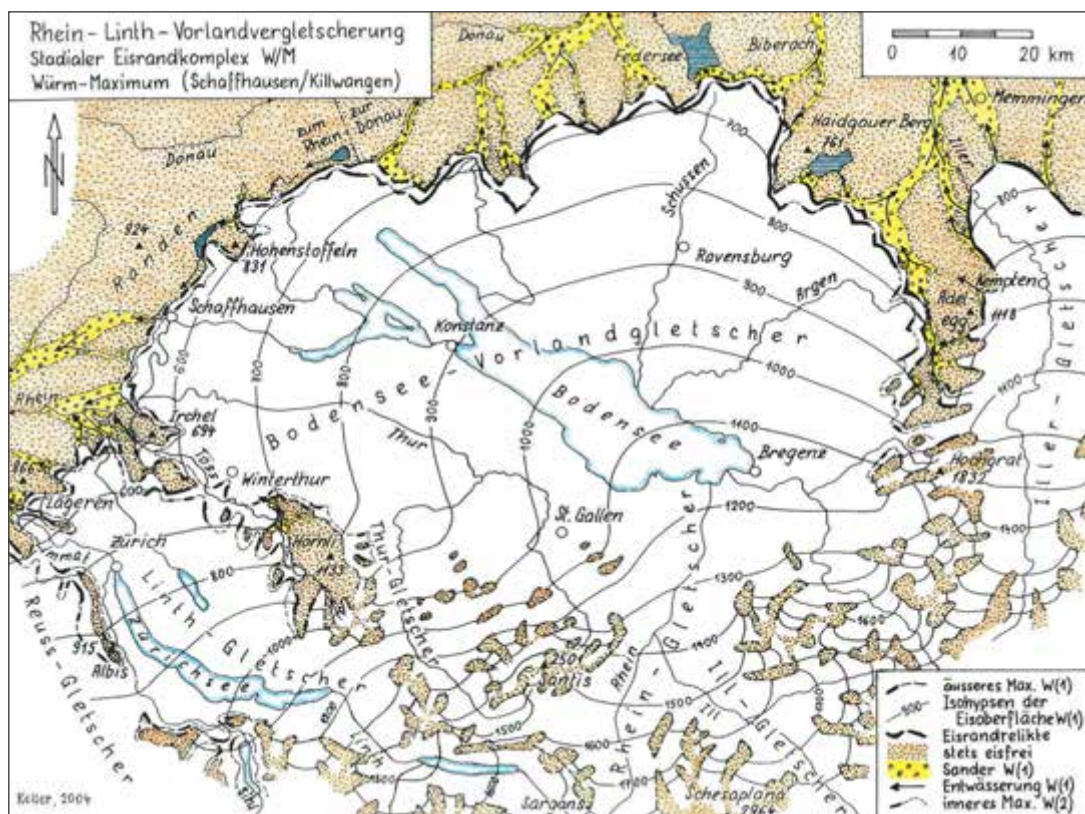


Abb. 13: Zwei nahe beieinander liegende, weit verfolgbare und markante Eisrandwälle kennzeichnen die maximale Ausdehnung der Würm-Vergletscherung. Im Norden erreichte der Rhein-Gletscher gerade noch die Wasserscheide zur Donau, sodass die Entwässerung zur Donau erfolgte. Nur im Westen flossen die Schmelzwässer zum Hochrhein. Der riesige Vorland-Gletscher wurde hauptsächlich aus dem Alpenraum von Graubünden und des Vorarlberg ernährt. Karte: O. Keller aus Keller & Krays 2005

wie davon ausstrahlend zahlreiche Schmelzwassertäler und teils grosse Schotterfelder. Die Würm-Eisrandlagen sind aus zwei Gründen besonders deutlich:

1. Das Würm-Hochglazial liegt mit 30'000–15'000 Jahren v. h. zeitlich nicht weit zurück und ist daher gut erhalten.

2. Es gab seither keine eiszeitliche Vergletscherung, die die Würm-Formen verwischt oder ausgelöscht hätte.

Zur Würm-Eiszeit gibt es eine grosse Zahl an Publikationen. Eine umfassende Arbeit publizierten KELLER & KRAYSS 2005. Grundlagen bildeten unter anderem während Jahren durchgeführte Studien und Kartierungen im Gelände (Abb. 13).

6. KURZCHARAKTERISTIK DER BECKEN-EISZEITEN

Im Alpenraum bauten sich in den Eiszeiten gewaltige Eismassen auf. Die Alpentäler waren von teils mehr als 1'000 m mächtigen Eisströmen erfüllt, die über die Pässe hinweg als Eisstromnetz zusammenflossen. Nur die höchsten Gebirgskämme und Bergstöcke ragten als sogenannte Nunatakker wie Inseln über das Eismeer empor (Abb. 14). Durch die grossen Auslasstäler, wie Alpenrheintal, Illtal, Tal der Linth, drängten die gewaltigen Gletscher ins Vorland hinaus, wo sie sich über Hügel und Talzüge hinweg fladenartig ausbreiteten. Von ihren Fronten aus bauten die Schmelzwässer mächtige Schotterfluren auf (Abb. 15).

6.1 GRÖSSTES RHEINISCHES GLAZIAL GRG = HOSSKIRCH

Vorland-Vergletscherung,

- die mit einer weiten »Eisüberflutung« die grössten Ausmasse aller Eiszeiten erreichte.
- deren Eisströme im gesamten Bodensee-Vorland die meisten tiefen Becken und Tröge ausschürften.
- deren nordwärts gerichteter zentraler Eisstrom die Donau zwischen Sigmaringen und Riedlingen auf breiter Front überschritt.
- deren äusserste Front im Westen auf den Randen emporstieg und im Osten bis in die Adelegg vordrang.

6.2 HABSBURG-GLAZIAL

Vorland-Vergletscherung,

- deren äusserste Fronten deutlich zurücklagen, jedoch die Vorlandbecken noch überfahren.
- deren Fronten nördlich des Bodensees die Wasserscheide zur Donau gerade noch erreichten.

- deren genaue Fronten im Gegensatz zur Nordschweiz nicht bekannt sind, da diese durch die Gletscher der nachfolgenden Riss-Eiszeit überfahren und zerstört worden sind.
- von der in Becken Moränen-Sedimente zum Teil erhalten sind und deren Schmelzwässer Schotterstränge Richtung Donau schütteten.

6.3 RISS-GLAZIAL

Vorland-Vergletscherung,

- die im Norden nochmals bis ungefähr an die Donau reichte und weiter nordöstlich sich im Risstal bis Biberach vorschob, wo dieses Glazial definiert worden ist.

Abb. 14: Während den Becken-Eiszeiten erfüllten mächtige Talgletscher den Alpenraum. Sie wurden von den Lokalgletschern der weitgehend eisbedeckten Bergketten ernährt. – Im Bild vergletschertes Randgebirge im Norden Grönlands. Foto: Wikimedia Commons, Hendrik Harms



Abb. 15: Fladenartig flach breitete sich in den Becken-Eiszeiten der Rhein-Gletscher über das Bodenseebecken aus. Gletscherzungen stiessen Richtung Donau vor. Die Schmelzwässer flossen in verzweigten Strömen von den Eisfronten weg. – Im Bild ein Vorland-Gletscher im Nordosten von Grönland. Foto: Wikimedia Commons, Brandigg



- deren Eisströme im Nordosten und streckenweise im Nordwesten zwei nahe beieinander verlaufende, parallele Frontwälle hinterliessen, was zur Bezeichnung »Doppelwall-Riss« geführt hat.
- deren Gletscherströme im nördlichen Bodenseeraum teils mächtige Sedimente (Schotter und Moräne) ablagerten.
- deren kuppige, weich geformte Moränen-Landschaften das Gebiet zwischen dem nördlichen Rand des Bodensee-Beckens und der Donau prägen.

6.4 WÜRM-GLAZIAL

Vorland-Vergletscherung,

- die sich nördlich des Bodensees gerade bis auf die Wasserscheide Rhein/Donau ausdehnte.
- deren Eisströme markante Frontwälle aufschütteten und zahlreiche Schotterstränge in die Schmelzwassertäler einfüllten.
- deren Gletscher die Beckenfüllungen selektiv ausräumten, was zu ursprünglich zahlreichen Seen führte, wobei vor allem der Bodensee überdauerte.
- die die Landschaft des Bodenseeraums massgeblich geprägt hat.

7. DIE ZEITLICHE ABFOLGE DER EISZEITEN

In den vorangegangenen Kapiteln wurde dargelegt, wie die jüngeren Eiszeiten nachgewiesen werden können. Dabei ist auch ihre zeitlich relative Abfolge zur Sprache gekommen, die in der Tabelle 1 festgehalten ist. Davon ausgehend interessiert nun noch die zeitlich absolute Ordnung, das heisst die Frage: Wann erfolgten die Eiszeiten, ausgedrückt in Jahren vor heute? Dazu sind absolute Altersdaten nötig.

Zur Zeit sind etliche neuere Methoden der Altersbestimmung in Erprobung. Sie sind aber noch mit zahlreichen Problemen behaftet. Immerhin ist seit mehr als 50 Jahren die Datierung mit der ^{14}C -Methode gut gesichert. Sie weist allerdings zwei Einschränkungen auf. Zum einen ist das Vorhandensein von organischem Kohlenstoff C Voraussetzung. Dieser steht in eiszeitlichen Sedimenten nur ausnahmsweise zur Verfügung, indem er auf Holz, Torf, Knochen, Zähnen basiert. Zum andern ist diese Methode nur für die letzte Eiszeit anwendbar, da sie verlässlich nur bis rund 30'000 Jahre v. h. zurückreicht, unsicher bis gegen 60'000 Jahre.

Weiter zurück können interglaziale Sedimente mit Pollenanalyse und durch Vergleich der Pollenabfolge mit typischen Sequenzen altersbestimmt werden. Dabei muss das absolute Alter der Referenz-Profile bekannt sein. Hierfür stehen absolute Altersbestimmungen, wie Uran-Thorium, Kalium-Argon, Lumineszenz-Messungen oder Magnetfeld-Inversionen in beschränktem Mass zur Verfügung.

Chronostratigraphie (zeitliche Abfolge) der Eiszeiten für die Nordschweiz und das Rheingletschergebiet

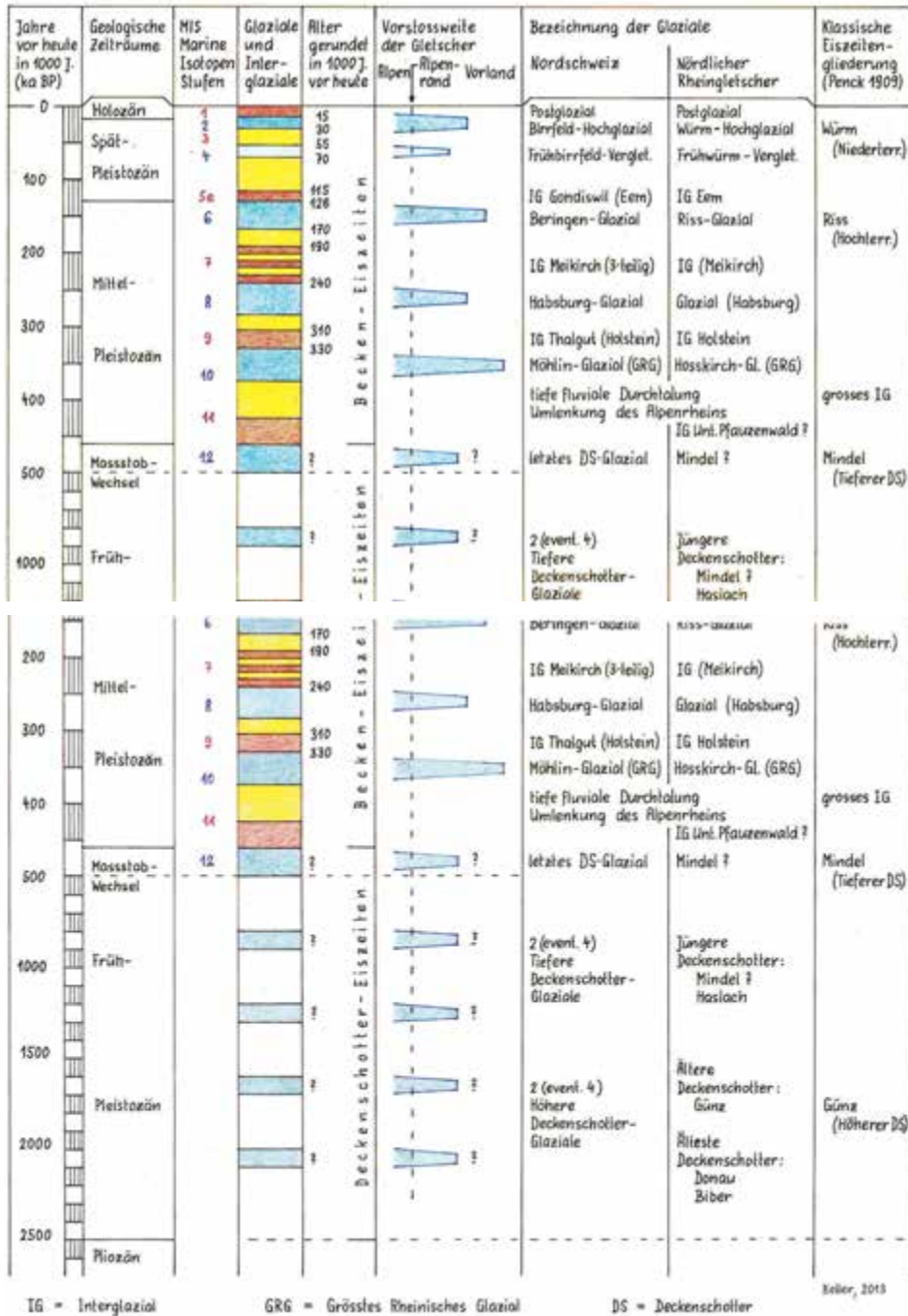


Abb. 16: Der geologische Zeitraum der Eiszeiten umfasst das Pleistozän, das eigentliche Eiszeitalter, und das kurze Holozän, die Nacheiszeit. Im Frühpleistozän sind die Deckenschotter-Eiszeiten einzuordnen. Zu diesem Zeitraum ist nur wenig bekannt, weshalb der Zeitmassstab komprimiert wurde. Gut abgesichert sind die Becken-Eiszeiten mit den Interglazialen im Mittel- und Spätpleistozän. Sie lassen sich mit den Erkenntnissen aus Tiefsee-Bohrungen (MIS) parallelisieren

Auf diese Grundlagen stützen sich die Zeitmarken für die zwischen den Eiszeiten eingeschobenen Interglaziale. So ist das Holstein-Interglazial in Norddeutschland mit 330'000–310'000 Jahre v. h. datiert worden (LITT et al. 2007). Der Meikirch-Interglazial-Komplex konnte auf 240'000–180'000 Jahre v. h. eingegrenzt werden (PREUSSER 2010). Das Eem-Interglazial ist mehrfach mit 126'000–115'000 Jahre bestimmt worden. Die MPR mit der Umlenkung des Alpenrheins erfolgte wahrscheinlich im Unterpfauzenwald-Interglazial, das zum sogenannten Cromer-Komplex gehören dürfte und damit um 480'000 Jahre alt wäre. Aufgrund dieser Daten können die Becken-Eiszeiten zeitlich eingestuft werden. Als mittlere Werte ergeben sich für das GRG Hosskirch 350'000 Jahre v. h., für Habsburg 250'000 Jahre v. h., für Riss 150'000 Jahre v. h. und für Würm 30'000–15'000 Jahre v. h.

In der Abb. 16 sind die Glaziale in blauer Farbe eingezeichnet. Gelb sind die Übergangsperioden vor den eigentlichen Eiszeiten. Die Interglaziale sind rot mit Angabe der Datierungen eingetragen.

Aus den an Tiefsee-Bohrkernen gewonnenen »Marinen Sauerstoffisotopen-Stufen« (MIS) kann der weltweit gültige Klimaverlauf bis 2 Mio Jahre zurück abgeleitet werden. Die MIS stellen somit auch eine global gültige Referenz für das Eiszeitalter dar. Wichtige Klima-Ausschläge werden von heute ausgehend nummeriert. In der Abb. 16 sind die Warmzeiten der MIS mit roten Nummern, die Kaltzeiten blau eingetragen. Die Becken-Eiszeiten und Warmzeiten stimmen mit den MIS überein, was ihre Datierung bestätigt.

Zwischen circa 70'000 und 55'000 Jahre v. h. ist eine Frühwürm-Vergletscherung eingetragen. Das bedeutet eine Zweiteilung der Würmeiszeit, indem es bereits im Frühwürm zu einer Vergletscherung gekommen ist, die das Vorland erreicht hat. Diese wurde in der vorliegenden Arbeit nicht diskutiert.

Wie schon in den vorangehenden Kapiteln besprochen werden in der Nordschweiz andere Bezeichnungen für die Eiszeiten verwendet als am nördlichen Rheingletscher, was in der Spalte »Bezeichnung der Glaziale« berücksichtigt ist.

Zu den Deckenschotter-Eiszeiten ist sowohl bezüglich ihrer Anzahl als auch ihrer Datierung wenig bekannt, weshalb sie in der Abb. 16 mit Fragezeichen eingetragen sind. Zudem wurde auch der Zeitmassstab stark komprimiert.

SCHLUSSFOLGERUNGEN

Die Mittelpleistozäne Reorganisation MPR hat sich, gültig für den Bodensee-raum und die Nordschweiz, als markante Zäsur innerhalb des Eiszeitalters erwiesen. Sie trennt die völlig verschiedenartigen Deckenschotter-Eiszeiten von den Becken-Eiszeiten. Es konnte gezeigt werden, dass die Ausschürfung der tiefen Vorlandbecken in den Becken-Eiszeiten, vorab in der ersten, erfolgt ist. Im Rheingletscher-Gebiet sind wie in der Nordschweiz vier Becken-Eiszeiten nachweisbar. Vor den jüngsten und traditionellen

Eiszeiten Riss und Würm, aber nachfolgend auf die Deckenschotter-Eiszeiten, sind zwei weitere Glaziale eingeschoben, das Grösste Rheinische Glazial GRG = Hosskirch und das Habsburg-Glazial. Das GRG führte zur ausgedehntesten Vergletscherung, die im Norden die Donau noch überschritten hat. Das Habsburg-Glazial wird für den Rheingletscher neu postuliert. Da es deutlich geringere Ausmasse der Vergletscherung erreichte als das anschliessende Riss-Glazial, ist es im Gegensatz zur Nordschweiz im Gelände nicht fassbar, kann aber in Sedimentabfolgen erkannt werden. Die auf absoluten Daten beruhende zeitliche (chronostratigraphische) Einstufung der Becken-Eiszeiten wird im Vergleich mit den Marinen Sauerstoffisotopen-Stufen MIS bestätigt.

Anschrift des Verfassers:

Priv.-Doz. Dr. Oskar Keller, Falzigenweg 1, CH-9450 Lüchingen, o.keller@paus.ch

LITERATURVERZEICHNIS

- Bibus, E. & Kösel, M. (1996): Paläopedologische Klimazeugen zur Untergliederung des Risseiszeiten Komplexes im Rheingletschergebiet. – *Eiszeitalter und Gegenwart*, 46: 65–90.
- Bibus, E. & Kösel, M. (2001): Paläoböden von Neufra, Bittelschiess, Baltringen und Rosna. – Unpublizierte Manuskripte der Arbeitsgemeinschaft Alpenvorlandquartär (AGAQ), Tübingen, 7 S.
- Chorlton, W. (1983): Eiszeiten. *Der Planet Erde*. – Time-Life Bücher: 176 S.; Amsterdam.
- Eberl, B. (1930): Die Eiszeitenfolge im nördlichen Alpenvorland. – Benno Filser Verlag, Augsburg.
- Ellwanger, D. (1990): Zur Riss-Stratigraphie im Andelsbach-Gebiet (Baden-Württemberg). – *Jahresheft geologisches Landesamt Baden-Württemberg*, 32: 235–245.
- Ellwanger, D. (1995): Stop 22: Gravel Pit of Bittelschiess, trip 9, Rhein Traverse. – In Schirmer, W. (Ed.): *Quaternary field trips in Central Europe XIV INQUA-Congress*, Berlin.
- Ellwanger, D., Bibus, E., Bludau, W., Kösel, M. & Merkt, J. (1995): Alpenvorland: Oberschwaben, Bodensee und Hochrhein. – In Benda, L. (Ed.): *Das Quartär Deutschlands*. – *Deutsche Quartärvereinigung*: 258–271.
- Ellwanger, D., Fiebig, M. & Heinz, J. (Pollenanalyse Bludau, W.) (1999): Quartärgeologie des mittleren Rheingletschergebietes (Bittelschiess, Höchsten, Hosskirch, Ostrach). – *Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrheinischen Geologischen Vereins*, N. F. 81: 217–230.
- Ellwanger, D. & Villingner, E. (2003): Quartär in Baden-Württemberg, Klima/lithostratigraphisches Übersichts-schema. – *L. Amt Geol. Rohst. Bergbau Baden-Württemberg*, Freiburg i. Br.
- Ellwanger, D., Kimmig, B., Simon, T. & Wielandt-Schuster, U. (2011a): Quartärgeologie des Rheingletschergebietes (Exkursion I am 29. April 2011). – *Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrheinischen Geologischen Vereins*, N. F. 93: 387–417.
- Ellwanger, D., Wielandt-Schuster, U., Franz, M. & Simon, T. (2011b): The Quaternary of the southwest German Alpine Foreland (Bodensee, Oberschwaben, Baden-Württemberg, Southwest Germany). – *E&G, Quaternary Science Journal*, 60/2–3: 306–328.
- Graf, H. R. (1993): Die Deckenschotter der Zentralen Nordschweiz. – *Dissertation ETH Zürich*, 151 S.
- Graf, H. R. (2009): Stratigraphie von Mittel- und Spätpleistozän in der Nordschweiz. *Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz*, 168. – *Bundesamt für Landestopografie swisstopo*; 3084 Wabern.
- Haag, T. (1982): Das Mindelglazial des nördlichen Rheingletschergebietes zwischen Riss und Iller. – *Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrheinischen Geologischen Vereins*, N.F. 64: 225–266.
- Hofmann, F. (1996): Zur plio-pleistozänen Landschaftsgeschichte im Gebiet Hochrhein-Wutach-Randen-Donau: Geomorphologische Überlegungen und sedimentpetrographische Befunde. – *Eclogae geologicae Helvetiae*, 89/3: 1023–1041; Basel.
- Keller, O. (2009): Als der Alpenrhein sich von der Donau zum Oberrhein wandte. – *Schr VG Bodensee*, 127: 193–208; Friedrichshafen.

- Keller, O. (2014): Erwägungen zur Korrelation mittelpleistozäner Relikte des Rheingletschers mit der Nordschweizer Stratigraphie. – E&G, Quaternary Science Journal 63/1, 19–43.
- Keller, O. (2015): Neue Erkenntnisse und Argumente zu den Eiszeiten in der Nordschweiz und im Bodensee-raum. – Berichte St. Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft, 92: 259–289; St. Gallen.
- Keller, O. & Krayss, E. (1999): Quartär und Landschaftsgeschichte. – Erläuterungen zur Geologischen Übersichtskarte des Kantons Thurgau. – Mitteilungen der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft, 55: 39–67; Frauenfeld.
- Keller, O. & Krayss, E. (2005): Der Rhein-Linth-Gletscher im letzten Hochglazial. – Vierteljahresschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, 150/1–2: 19–32 und 150/3–4: 69–85; Zürich.
- Keller, O. & Krayss, E. (2010): Mittel- und spätpleistozäne Stratigraphie und Morphogenese in Schlüsselregionen der Nordschweiz. – E&G, Quaternary Science Journal, 59/1–2: 88–119.
- Litt, T., Behre, K. E., Meyer, K. D., Stephan, H. J. & Wansa, S. (2007): Stratigraphische Begriffe für das Quartär des norddeutschen Vereisungsgebietes. – Eiszeitalter und Gegenwart, 56/1–2: 7–65; Stuttgart.
- Liniger, H. (1966): Das plio-altpleistozäne Flussnetz der Nordschweiz. – Regio basiliensis 7, Basel.
- Penck, A. & Brückner, E. (1909): Die Alpen im Eiszeitalter, 1999 S. – Leipzig (Tauchnitz).
- Preusser, F. (2010): Stratigraphische Gliederung des Eiszeitalters in der Schweiz (Exkursion E am 8. April 2010). – Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrheinischen Geologischen Vereins, N. F. 92: 83–98.
- Preusser, F., Drescher-Schneider, R., Fiebig, M. & Schlüchter, C. (2005): Re-interpretation of the Meikirch pollen record, Swiss Alpine Foreland, and implications for Middle Pleistocene chronostratigraphy. – Journal of Quaternary Science, 20: 607–620.
- Preusser, F., Graf, H. R., Keller, O., Krayss, E. & Schlüchter, C. (2011): Quaternary glaciation history of northern Switzerland. – E&G, Quaternary Science Journal, 60/2–3: 282–305.
- Schaefer, I. (1957): Erläuterungen zur Geologischen Karte von Augsburg und Umgebung 1: 50'000. – Bayerisches Geol. Landesamt, München.
- Schindler, C. (2004): Zum Quartär des Linthgebietes zwischen Luchsingen, dem Walensee und dem Zürcher Obersee. – Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz, 159 S. – Bundesamt für Landestopografie swisstopo; 3084 Wabern.
- Schlüchter, C. (1988): A non-classical summary of Quaternary stratigraphy in the northern alpine Foreland of Switzerland. – Bulletin de la Société neuchâtoise de géographie, 32: 143–157.
- Schreiner, A. (2003): Deckenschotter im Hegau und am westlichen Bodensee. – Zschr. Geol. Paläont. Teil I, Heft 3–4: 357–368, Stuttgart.
- Schreiner, A. & Ebel, R. (1981): Quartärgeologische Untersuchungen in der Umgebung von Interglazialvorkommen im östlichen Rheingletschergebiet (Baden-Württemberg). – Geologisches Jahrbuch A59: 3–64.
- Schreiner, A. & Haag, T. (1982): Zur Gliederung der Risseiszeit im östlichen Rheingletschergebiet (Baden-Württemberg). – Eiszeitalter und Gegenwart, 32: 137–161.
- Szenkler, C. & Bock, H. (1999): Quartärgeologie und Rohstoffgeologie im Singener Beckenkomplex – westliches Rheingletschergebiet (Hegau, Landkreis Konstanz). – Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrheinischen Geologischen Vereins, N. F. 81: 183–216.
- Verderber, R. (1992): Quartärgeologische Untersuchungen im Hochrheingebiet zwischen Schaffhausen und Basel. – Dissertation Universität Freiburg i. Br., Nr. 1695.
- Villinger, E. (2003): Zur Paläogeographie von Alpenrhein und oberer Donau. – Zschr. Dt. geol. Ges. 154/2–3: 193–253.
- Vögele, A. E. (1987): Die Anfänge der Quartärforschung und der Glazialtheorie. – Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Luzern 29: 11–50; Luzern.
- Welten, M. (1982): Pollenanalytische Untersuchungen im jüngeren Quartär des nördlichen Alpenvorlandes der Schweiz. – Beiträge zur Geologischen Karte der Schweiz, 156: 1–174. – Bundesamt für Landestopografie swisstopo; Wabern.
- Ziegler, P. A. & Fraefel, M. (2009): Response of drainage systems to Neogene evolution of the Jura fold-thrust belt and Upper Rhine Graben. – Swiss Journal of Geoscience 102: 57–75. Birkhäuser, Basel.

Norbert Kruse

EIN UNESCO-WELTERBE IN OBERSCHWABEN

Der Schreckensee und sein Name

Zusammen mit den prähistorischen Pfahlbauten im Alpenraum wurden auch die steinzeitlichen Siedlungsreste auf der Halbinsel im Schreckensee (Landkreis Ravensburg, Gemeinde Wolpertswende) zum UNESCO-Welterbe erklärt.¹ Das richtete allgemeines Interesse auf diesen stillen, verborgenen See in Oberschwaben. Seit den archäologischen Ausgrabungen des 20. Jahrhunderts hat er zwar schon einiges von seinen verborgenen Schätzen preisgegeben, ein Geheimnis jedoch bis heute bewahrt: die Bedeutung seines Namens. Ist der *Schreckensee* wirklich ein 'schrecklicher See', wie im Volksmund gedeutet, oder geht er vielleicht sogar auf älteste Siedlungszeiten zurück? Die Lösung des Rätsels erfordert detaillierte historische und sprachwissenschaftliche Untersuchungen. Zum Vergleich werden auch die Namen der benachbarten Stillgewässer untersucht: *Biber-*, *Buch-* und *Vorsee* sowie *Häcklerweiher*. Das führt zu der allgemeinen Fragestellung: Aus welcher Zeit stammen die Namen der oberschwäbischen Seen? Sind sie etwa auch, wie die Flussnamen, älteste sprachliche Zeugnisse der Vorgeschichte?²

DAS PROBLEM DER FRÜHEN NAMENBELEGE

Am Anfang einer namenkundlichen Untersuchung müssen Zusammenstellung und Analyse der historischen Namenbelege stehen: Wann und in welcher Form wird der zu untersuchende Name erstmalig genannt? Handelt es sich um eine Originalurkunde oder um eine spätere Kopie? Sprache ist einem ständigen Wandel unterworfen, vor allem in Zeiten überwiegend mündlicher Tradition. Das gilt auch für Namen: Bei vielen kann man aufzeigen, dass die ursprüngliche Form sich wesentlich von der heutigen unterscheidet, dass viele Namen nicht mehr von der gegenwärtigen Form her zu durchschauen sind. Deshalb ist es unerlässlich, von den ältesten vorhandenen Belegen auszugehen, doch diese kritisch zu prüfen. Je älter sie sind, desto weniger werden sie sich von ihrer ursprünglichen Form entfernt haben.

Die frühen Belege zu den hier untersuchten Namen sind ausschließlich in der urkundlichen Überlieferung des Klosters Weingarten zu finden. Dabei ist größte Vorsicht zu beachten, denn zahlreiche der frühen Kaiser-, Papst- und Welfenurkunden sind »gefälscht«: Sie wurden erst um 1280/90 geschrieben – wenn wohl auch unter Verwendung von Originalen, die dann vernichtet wurden.³ Namenbelege in diesen Urkunden können nur für die Zeit der Aufzeichnung – also für die Jahre um 1280/90 – sprechen.

An erster Stelle zu nennen ist hier der sogenannte (lateinische) »Stifterbrief«, angeblich am 15. Juni 1090 ausgestellt, in dem *Bibersee* (*Bibersei*), *Vorsee* (*Vorchsei*) und *Schreckensee* (*Sechensei*) genannt sind. Bereits bei der Veröffentlichung (1849) wird er als »unecht« eingeführt und als »entschieden falsch und wahrscheinlich im 13. Jahrhundert ... unterschoben« bezeichnet.⁴ Trotzdem wird er immer wieder unbesehen als Nachweis für Erstbelege herangezogen.⁵ Ein »Fälscher B«, dessen Arbeit sich zwischen 1274 und 1298 nachweisen lässt, hat ihn geschrieben.⁶ Auch die angebliche Urkunde Kaiser Friedrichs I. vom 23. September 1155 gehört zu seinem »Werk«.⁷ Unter den zahlreichen Ortsnamen der Region erwähnt diese auch *Bibersee* (*Biberse*), *Buchsee* (*Buhse*) und *Vorsee* (*Vorhse*).

SEEN UND WEIHER UM DEN SCHRECKENSEE

Der Landkreis Ravensburg ist mit mehr als 1.000 Seen und Weihern der wohl seenreichste Kreis von Baden-Württemberg.⁸ Eine markante Gruppe bildet die *Blitzenreuter Seenplatte* mit ihren fünf Stillgewässern, westlich des Schussenbeckens auf etwa 570 m Meereshöhe gelegen.⁹ Politisch gesehen gehört sie zu den Gemeinden *Wolpertswende* und *Fronreute*. Benannt wurde sie nach dem im Süden gelegenen Ort *Blitzenreute*, heute Gemeinde *Fronreute*, bis 1972 Sitz einer eigenen Gemeindeverwaltung.¹⁰

Bei den Stillgewässern sind Seen und Weiher zu unterscheiden:

- Seen sind natürliche Stillgewässer, als Überbleibsel der letzten Eiszeit in Geländemulden zwischen Moränenzügen gelegen.
- Weiher wurden im Mittelalter als künstliche Stillgewässer durch Aufstauen angelegt, und zwar in flachen Wiesenmulden oder in Feuchtgebieten. Viele von ihnen wurden im 19. Jahrhundert wieder trockengelegt, um als Wiesen- oder Ackerland genutzt zu werden. So gab es im Umfeld der heutigen *Blitzenreuter Seenplatte* etwa den *Färber-*, *Wasen-*, *Frenenberger-*, *Einöd-* oder *Hofstätter Weiher*.¹¹

Bei dem Begriff »Seenplatte« handelt es sich um einen geographischen, im 19. Jahrhundert aufgekommenen Fachterminus: eine Sammelbezeichnung für eine Landschaft, die zahlreiche Seen – oder auch Weiher – umfasst, meist im Gebiet von Jungmoränen gelegen (*Finnische Seenplatte*, *Masurische Seenplatte* etc.). Mittlerweile gibt es eine regelrechte Inflation von *Seenplatten* (*Mecklenburgische*, *Möllner*, *Westerwälder*, *Chiemgauer* etc.), so auch bei Seen, die erst in jüngster Zeit entstanden sind, etwa durch den Braunkohle-Tagebau

(Lausitzer Seenplatte).¹² Der Name *Blitzenreuter Seenplatte* ist erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgekommen.¹³

BIBERSEE

Der *Bibersee* ist erstmals in einer Urkunde von 1244 als *Biberse* erwähnt.¹⁴ Die Belege zu 1090 (*Bibersei*) und 1153 (*Biberse*) stammen aus den »gefälschten« Urkunden (um 1280/90).

Der Name ist konstant überliefert und durchschaubar: Er ist auf die Tierbezeichnung *Biber* zurückzuführen, bedeutet also 'See mit Bibern'. In deutschen Gewässer- und Ortsnamen (*Biberach* etc.) kommt der *Biber* häufig vor; bereits 786 ist *Biberaho* (heute: *Bebra*, Hessen) in einer Urkunde genannt.¹⁵ Das Wort *Biber* ist zurückzuführen auf althochdeutsch *bibar*, germanisch **bebru-*, indogermanisch **bhebhru-*, was so viel wie 'der Braune' bedeutet.¹⁶ Es handelt sich also keinesfalls um ein Wort, das auf keltischen Ursprung hinweist.¹⁷

BUCHSEE

Der *Buchsee* ist – wie der *Schreckensee* – erstmals im »Nekrolog« der Fuldaer Handschrift D 11 (um 1190)¹⁸ als *Buohse* genannt, weiterhin im Güterverzeichnis des Klosters Weingarten, dem »Codex maior traditionum« (um 1275), als *Büöchse* und *Büchse*, 1278 als *Buohse*, um 1300 als *Büchsê*.¹⁹ Der angebliche Erstbeleg *Bohse* zum Jahr 1153 stammt aus der »gefälschten« Kaiserurkunde (um 1280/90). Im »gefälschten« Stifterbrief zu 1090 fehlt der *Buchsee*.²⁰ Der Ortsname *Buchsee* (Gemeinde Fronreute) wurde vom Gewässernamen übernommen.

Der Name ist konstant überliefert und durchschaubar: Er ist auf die Baumbezeichnung *Buche* zurückzuführen und bedeutet demnach 'See im Buchenwald'. Die *Buche* kommt in zahlreichen deutschen Gewässer- und Ortsnamen vor, auch in *Buchhorn* (heute: *Friedrichshafen*); der älteste Beleg dürfte von 779 stammen: *Bohholt* (heute: *Bocholt*, Nordrhein-Westfalen).²¹ Althochdeutsch *buohha* beruht auf germanisch **bökö* 'Buche'.²²

VORSEE

Der *Vorsee* ist erstmals 1257 als *Vorhse* belegt, um 1275 als *Forhse*, 1278 als *Forse*, um 1300 als *Forsê*.²³ Der Beleg *Forchsei*, angeblich von 1090, stammt aus dem »gefälschten« Stifterbrief (um 1280/90). Drei der Belege vor 1300 haben also die Schreibung *ch* oder *h*, was eine Artikulation wie bei heutigem *ch* anzeigt. Dieser Laut aber schwand, vor allem zur Erleichterung der Aussprache zwischen zwei Konsonanten, so dass sich dann der heutige Name entwickelte. Durch diesen Lautwandel und die spätere Schreibung mit *V* ist er schwer durchschaubar geworden.

Die Herleitung des Namens ist nicht ganz sicher. In keinem Fall aber gehört der erste Bestandteil zur Präposition *vor*: Es geht nicht um die Lage, um einen *Vorsee* als Pendant zu einem *Hintersee*, auch nicht um einen *vor* einem Ort oder Wald gelegenen *See*.

Das wäre eine »volksetymologische« Deutung, die nicht die sprachlich-historische Herleitung berücksichtigt.

Vielmehr wird der Name auf einer Baumbezeichnung beruhen, wie bereits D. Walcher²⁴ angenommen hat: althochdeutsch *for(a)ha* (9. Jahrhundert), mittelhochdeutsch *forhe* 'Föhre, Kiefer', denen germanisch **furnhō-* zugrunde liegt. Dieses Wort ist verstümmelt auch in *Kiefer* enthalten, das sich seit dem 15. Jahrhundert aus *Kien-Föhre* (althochdeutsch *kienforaha*) entwickelte.²⁵ Der Umlaut bei heutigem *Föhre* entstand erst spät aus der Adjektivbildung **forhin*; im Schwäbischen gilt in der Regel noch nicht umgelautetes *For(che)*.²⁶ Der Nadelbaum tritt häufig und früh in deutschen Ortsnamen auf.²⁷ So ist etwa 805 *Forachheim* (heute: *Forchheim*, Bayern) belegt.²⁸ Der Name *Vorse* bedeutet demnach 'See im Föhrenwald'. Der Ortsname *Vorse* (Gemeinde Wolpertswende) wurde vom Gewässernamen übernommen.

Auch eine andere Deutung des Namens wurde vorgeschlagen²⁹, die Herleitung von der Fischbezeichnung *Forelle*, westgermanisch **furnhō-*, althochdeutsch *for(a)hana*, mittelhochdeutsch *forhen/forhe* beziehungsweise – mit *l-* statt mit *n-*-Suffix – *forhel/förhel*, woraus sich dann später neuhochdeutsch *Forelle* entwickelte.³⁰ In diesem Fall würde der Name 'See mit Forellen' bedeuten. Eine solche Herleitung konnte sich anbieten, da *forhe* (germanisch **furnhō-*) 'Föhre' sowie *forhen* (germanisch **furnhō-*) 'Forelle' sich lautlich kaum unterschieden. Sie ist aber wenig wahrscheinlich, da ansonsten im Namen *Vorse* ein *n*-Suffix zu erwarten wäre (**Vornsee*), das jedoch keiner der vielen alten Namenbelege zeigt. So weisen allgemein die Gewässer- und Ortsnamen, die auf den Fisch zurückzuführen sind, ein *n* auf: *Forchenbach*, *Forkenbeck*, *Formbach* (aus: *Forhanbach*), *Förrenbach*, *Fahrnbach* etc.³¹

HÄCKLERWEIHER

Der Häcklerweiher ist erst im Hochmittelalter angelegt worden und erstmals 1401 bezeugt. Er erhielt seinen Namen vom Hof *Häge*, bedeutet also 'Weiher bei Häge'. Dieser Siedlungsplatz, erstmals 1284 als *Hegi* urkundlich erwähnt³², lag früher am Ufer des Weihers, der inzwischen durch sogenannte »Fällungen« geschrumpft und durch die Bundesstraße abgetrennt ist. Die Verbindung von Siedlung und See ging also verloren, so dass die – allgemein anerkannte – Herleitung des Namens³³ schwer durchschaubar wurde. Im Vergleich zeigt sich, dass in Oberschwaben zahlreiche Seen nach einer anliegenden Siedlung benannt sind (*Zellersee*, *Ebenweiler See*, *Rößler Weiher*, *Ellerazhofer Weiher* etc.); sogar der Name *Bodensee* – abzuleiten vom Namen der karolingischen Pfalz *Bodman* – lässt dieses Benennungsprinzip erkennen.

Dem Hofnamen *Häge* hinwiederum liegt althochdeutsch *hag* 'umzäuntes Grundstück, Weideplatz' zugrunde, germanisch *haga-/hagōn*.³⁴ Etymologisch korrekter wäre also die Schreibung *Häglerweiher*, die im 19. und 20. Jahrhundert vereinzelt erscheint.³⁵ Auf einen entsprechenden Hof- oder Flurnamen ist auch der Familienname *Hegi* zurückzuführen, der vorwiegend im Südwesten vorkommt.³⁶ Ortsnamen, die von diesem

Stamm abzuleiten sind, treten seit dem 10. Jahrhundert auf (*Hagen etc.*).³⁷ Möglicherweise gehört auch *Hagnau* (Bodenseekreis), 1152 *Hagenovo*, hierher.³⁸

Bis ins 19. Jahrhundert – zum Beispiel noch auf der Karte der Landesvermessung von 1834 – galt der Name *Häcklersee* oder *Heckler See*.³⁹ Erst später wurden Seen und Weiher auch bei der Namengebung unterschieden. Im 19. Jahrhundert ist zudem der Name *Blitzenreuter See* bezeugt, der sich allerdings nicht durchsetzte.⁴⁰

DER SCHRECKENSEE

GESCHICHTE UND GESTALT

Der Schreckensee entstand vor etwa 16.000 Jahren, am Ende der letzten Eiszeit, als Schmelzwassersee.⁴¹ Er besitzt eine runde Form mit etwa 700 m Durchmesser. Eine zungenförmige Halbinsel ragt im Südwesten etwa 150 m weit in das Gewässer. Die Wasserfläche umfasst heute etwa 30 ha; 1937 waren es noch 40 ha gewesen. Die größte Tiefe beträgt 12 m. Der See ist im Westen verbunden mit dem stark verlandeten Kleinen Schreckensee. (Abbildung 1)

Auf der Halbinsel wurden 1921 die Spuren einer prähistorische Siedlung entdeckt, die in den Jahren 1923/24 sowie 1979/85 archäologisch erforscht wurde.⁴² Diese Pfahlbausiedlung ließ sich für die Zeit zwischen 3.250 bis 2.400 vor Chr. datieren, ist also rund 5.000 Jahre alt und gehört somit ins Neolithikum. Die Untersuchungen haben auch ergeben, dass die Halbinsel ursprünglich eine »richtige« Insel bildete, die noch nicht mit dem Land verbunden war.

Mit Sicherheit werden See und Insel zu jener Zeit bereits einen Namen getragen haben, vor allem zur Unterscheidung von den anderen Seen und möglichen anderen Siedlungen. Doch dieser ist nicht überliefert, da die damalige Kultur schriftlos war und



Abb. 1: Der Schreckensee (Luftaufnahme). Auf der markanten Halbinsel lag die prähistorische Siedlung.

da es keine Siedlungskontinuität gab: Spätere menschliche Siedlungen sind nicht nachweisbar. Bei der alemannischen Landnahme, vom 5. Jahrhundert nach Chr. an, waren mit Sicherheit alle früheren Siedlungsspuren verschwunden.⁴³ So blieb nur eine vergessene, namenlose Wüstung.

BISHERIGE DEUTUNGEN DES NAMENS

Bislang gibt es nur wenige Versuche, den Namen zu deuten; sie sind allerdings spekulativ, berücksichtigen kaum die historischen Schreibungen und zeigen keinen sprachwissenschaftlichen Ansatz. Die naheliegende »volksetymologische« Erklärung 'schrecklicher See', 'See, der Schrecken verbreitet' wird allgemein gegolten haben und noch gelten.⁴⁴

- F. Häßler (1975)⁴⁵ vermutete einen Personennamen aus »einem adligen Geschlecht«, ohne seine Vermutung zu erläutern.
- D. Walcher (1985)⁴⁶ hielt den Namen für »ungeklärt«, sah aber die alten Belege ohne ein r, so dass er Herleitungen von Schrecken 'Furcht' oder Schrecke 'Schlucht' ausschloss.
- D. Schillig (1987)⁴⁷ leitete einen »ursprüngliche(n) Name(n) ‚Scheggensew‘« von Scheggen ab, einer »alten Bezeichnung für Eichelhäher«. Diese Herleitung beruht zwar auf einem r-losen Beleg, doch ist dieses im Seennamen vermutete Wort deutlich jünger als dieser: Erst im 14. Jh. ist *scheckeht* 'schachbrettartig gemustert, scheckig' belegt; es handelt sich um eine Entlehnung aus altfranzösisch *esche(c)s* 'Schachspiel'; die Bildung *Scheck(e)* für ein schwarz-weiß gezeichnetes Tier kommt dann erst im 16. Jahrhundert auf.
- Die Informationstafel, die am See aufgestellt ist, verweist auf den »Volksmund«, der den Namen von einem angeblichen Wort *Schröck* 'Hecht' herleite, der »Angst und Schröcken verbreitet« habe.⁴⁸ (Da möchte man ausrufen: »Oh Schröck, lass nach!«)

DIE HISTORISCHEN BELEGE

Der Name Schreckensee ist im 12. Jahrhundert (eine Nennung) und im 13. Jahrhundert (sechs Nennungen) relativ häufig belegt. Der angebliche Erstbeleg von 1090 stammt aus dem gefälschten »Stifterbrief« (um 1280/90).

Im Übrigen beziehen sich diese Belege auf den Ort Schreckensee, nicht auf den gleichnamigen See: Es ging um Besitzübertragungen und um Abgaben zugunsten des Klosters. Zweifellos aber war der See, etwa 1 km vom Ort gelegen, der Namengeber; der Seename muss älter sein als der Ortsname.

um 1190	<i>Scéchinse</i> ⁵⁰	1278	<i>Sheckense</i> ⁵³	um 1300	<i>Schekense</i> ⁵⁶
um 1275	<i>Schekense</i> ⁵¹	um 1280/90	<i>Sechsense</i> ⁵⁴		
1277	<i>Sekense</i> ⁵²	um 1300	<i>Schekensê</i> ⁵⁵		

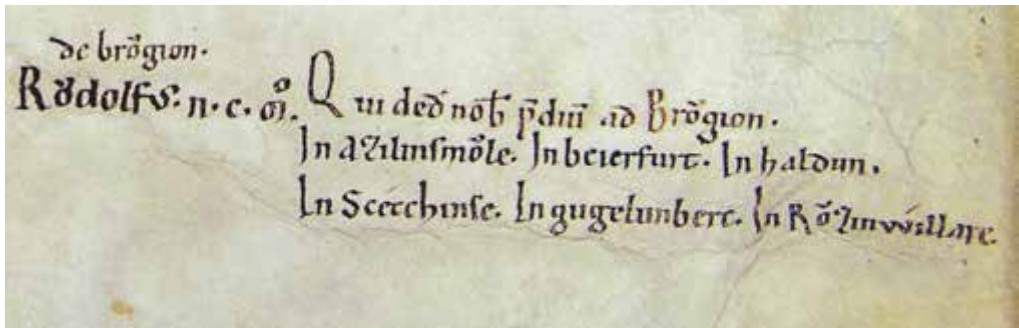


Abb. 2: Der älteste Beleg (um 1190) für Schreckensee. Eintrag in ein Nekrolog des Klosters Weingarten: In Scécchinse. (Landes und Hochschulbibliothek Fulda, Handschrift D 11, fol. 7r)

Vor allem auf den Beleg im Nekrolog der Handschrift D 11 in Fulda aus der Zeit um 1190 wird man sich bei der Analyse des Namens zu stützen haben (Abbildung 2); die übrigen sind fast 100 Jahre jünger. Urkundliche Aufzeichnungen des 14. Jahrhunderts bringen keine weiteren für diese Untersuchung relevanten Schreibweisen: *Scheckensew* (1366) oder *Shekensew* (1387) etc.⁵⁷

Zweifellos wird man von einer Form ohne *r* auszugehen haben.⁵⁸ In dieser Hinsicht sind die Belege ganz einheitlich; keinesfalls ist ein »Schreibfehler« mit *r*-Ausfall anzunehmen.⁵⁹ Eine Schreibung mit *r* (*Schrekense*) wurde erstmals in einer Landkarte von 1625 gefunden.⁶⁰ Zu erklären ist die Aufnahme des *r* in den Namen durch »volksetymologische« Deutung: Der Name, den man nicht mehr durchschaute, wurde verbunden mit einem sinnvollen Begriff und erhielt so einen verständlichen, sprechenden Sinn: *Schrecken*-wurde zu *Schrecken*-. Diese neuzeitliche Abwandlung ist irrelevant für die Deutung des ursprünglichen Namens und nur zu berücksichtigen, weil sie Anlass zu Fehldeutungen gab und gibt.

SPRACHWISSENSCHAFTLICHE UNTERSUCHUNG

Der älteste Beleg *Scécchinse* bietet eine relativ altertümliche Sprachform: In dieser Schreibung wäre er bereits einige Jahrhunderte zuvor, im Althochdeutschen, möglich gewesen. Die Aussprache dürfte etwa *Schekchinsē* gelautet haben. Dieser Beleg vor allem wird als Grundlage für die folgende Analyse dienen.

Der Name ist offensichtlich aus zwei Wörtern zusammengesetzt: aus *Scécchin*- und *-se*. Eindeutig zu bestimmen ist *-se*, das Grundwort, althochdeutsch *sēo* oder *sē*, mittelhochdeutsch *sē* `See'.⁶¹ Sechs der sieben anderen alten Belege haben *-se*; das eine *-sei* ist als Besonderheit des Schreibers oder als Verschreibung zu werten.

Größere Schwierigkeiten bei der Analyse macht *Scécchin*-, das Bestimmungswort. Lautgesetzlich ist es zurückzuführen auf den germanischen Wortstamm **skak*-.⁶² Von diesem ist zunächst althochdeutsch *scahho* (schwach flektiertes Maskulinum) herzuleiten, mittelhochdeutsch *schache*, neuhochdeutsch *Schache(n)*. Das Wort kommt vorwiegend in den süddeutschen Mundarten vor, so im Schwäbischen als *Schache*.⁶³ Die Bedeutung

lag und liegt bei 'schmales Waldstück, Waldzunge, Landzunge, Meereszunge'.⁶⁴ Das ergibt ein überzeugendes Benennungsmotiv: Der See wurde nach seiner charakteristischen, zungenartigen Halbinsel benannt! Auch bei der Benennung anderer Seen spielen Größe oder Form eine wichtige Rolle.⁶⁵

Bei der Entwicklung von *skak- zu scahho/ Schache(n) vollzogen sich schon früh zwei Lautveränderungen: das sk im Anlaut wurde zu sch, das k im Inlaut zu ch:

– Die alte Lautverbindung von /s/ und /k/ blieb im Althochdeutschen noch weitgehend erhalten und wurde <sk> oder <sc> geschrieben (scriban 'schreiben', scif 'Schiff', fisk 'Fisch' etc.). Erst im Übergang zum Mittelhochdeutschen, im 11. Jahrhundert, verschmolz sie zu einem neuen Laut /sch/, für den es allerdings keinen Buchstaben im Alphabet gab. Noch im 12. Jahrhundert waren die alten Schreibungen verbreitet, erst langsam drangen neue Schreibungen wie <sh> oder <sch> durch.⁶⁶ Diesen allgemeinen Befund spiegeln die historischen Schreibungen für Schreckensee wider: <sc> hat nur noch der älteste Beleg; ansonsten wechseln <sh> (1 Beleg) und <sch> (3 Belege). Das zweimalige <s> muss als Unsicherheit bei der Notierung dieses neuen Lauts oder als Verschreibung gelten.

– Der Lautwandel vom Verschlusslaut /k/ zum Reibelaut /ch/ ist zu erklären mit der sogenannten »Hochdeutschen Lautverschiebung«, durch die sich das Deutsche von den übrigen germanischen Sprachen lautlich unterscheidet. Im Englischen etwa blieb dieses /k/ erhalten (make/ machen, book/ Buch, sick/ siech etc.).⁶⁷

Auf diesen Wortstamm *skak- ist eine Reihe von Ortsnamen zurückzuführen, zum Beispiel Rorschach (Schweiz).⁶⁸ Im Landkreis Ravensburg gibt es sechs Schachen-Orte.⁶⁹ Bereits 834 erscheint in einer St. Galler Urkunde Birsachin im ehemaligen Argengau, das in der Lokalisierung allerdings umstritten ist.⁷⁰ Zu diesem Wortstamm *skak-, altnordisch skagi, norwegisch skage, gehört auch der Name der Landzunge Skagen im Norden Jütlands wie der des davon abgeleiteten Meeresarms Skagerrak zwischen Jütland und Norwegen.⁷¹

Nun heißt der See allerdings nicht Schachen-, sondern Sch(r)eckensee: Zur Erklärung dieser Variante müssen weitere Sprachgesetze herangezogen werden. Zum germanischen Wortstamm *skak- war eine Ableitung mit einem -jan-Suffix möglich (*skak-jan)⁷², das seinerseits schon früh zwei Lautveränderungen verursachte:

– Zunächst bewirkte das /j/ Umlaut des vorangehenden /a/ zu /e/, und zwar bereits im 8. Jahrhundert.⁷³ Noch heute zeugen Wortpaare wie Affe/ Äffin, Gast/ Gäste (alt: gesti) oder Apfel/ Äpfel (alt: epfli) etc. von einer solchen Umlautung.

– Dann bewirkte das /j/ Verdoppelung (»Westgermanische Konsonantengemination«) des vorangehenden Verschlusslauts /k/.⁷⁴ Dieses /kk/ blieb bei der »Hochdeutschen Lautverschiebung« in den meisten Gebieten des Hochdeutschen unverschoben (Acker, Sack etc.) – so wie einfaches /k/ im Anlaut (Kind, Küche, Kasten etc.). Nur im Südwesten des Deutschen wurde auch dieser Verschlusslaut zur »Affrikata« /kch/ verschoben, zur Verbindung von Verschluss- und Reibelaut. Die häufigste Schreibung dafür war <cch>.⁷⁵

Im Südalemannischen gilt heute noch diese Besonderheit (*Küchenkasten/ Kchuchikchaschten* etc.). Bis ins 13. Jahrhundert lässt sich dieser charakteristische Laut auch in Weingarten nachweisen: So ist beispielsweise in Handschriften des 12. Jahrhunderts *phannechöchen* 'Pfannkuchen' oder *chóccil* 'Küchlein' belegt⁷⁶; und ein Gedicht auf den berühmten Abt Berthold (+ 1232) zeigt entsprechende Schreibungen im Anlaut (*chan* 'kann', *chrône* 'Krone', *chêren* 'kehren' etc.).⁷⁷ Später setzte sich in der Region die »nördliche« Lautung durch, was bereits die Belege für *Schreckensee* widerspiegeln: Der älteste Beleg zeigt im Inlaut noch die typische Schreibung <ch>; die späteren sechs schwanken zwischen <k> (vier Belege), <ck> (ein Beleg) und <ch> (ein Beleg) und lassen das Notierungsproblem bei diesem schwierigen Laut erkennen.⁷⁸

Das /j/ des Suffixes, verantwortlich für diese Lautveränderungen, wurde allgemein bereits im 9. Jahrhundert zu /i/, das im ältesten Beleg noch erhalten ist.⁷⁹ Im 13. Jahrhundert erfolgte allgemein die »Abschwächung« zu /e/.⁸⁰

Zum Nebeneinander von Wörtern mit und ohne Suffix wie bei **skak-* und **skak-jan* gibt es durchaus Parallelen: *wachen/ wecken*, *Dach/ decken*, *Rache/ Recke*, *stechen/ Stecken* oder *Loch/ Lücke* etc.⁸¹ Ein Nachleben der Bildung **skak-jan/ *Schecken* ist im deutschen Wortschatz allerdings nicht nachzuweisen. Eine Reihe von Ortsnamen oder Flurnamen könnte auf dieser Bildung beruhen; doch sind dazu weitere Untersuchungen nötig: *Scheckenhausen* (Markt Au, Kreis Freising), *Scheckenhofen* (Gemeinde Wang, Kreis Freising) oder *Schöckingen* (Gemeinde Ditzingen, Kreis Ludwigsburg).⁸²

ERGEBNISSE: SEENNAMEN IN OBERSCHWABEN

Die Namen der vier Seen (Weiher) in der Nachbarschaft des *Schreckensees* sind sicher zu erklären. Zwei sind leicht, zwei für Laien nur schwer durchschaubar. Alle sind der deutschen Sprache zuzuordnen, führen also nicht in die Zeit vor der alemannischen Landnahme. Die ältesten Belege liegen später als bisher angenommen. Bei den drei Seen stammen sie aus dem Ende des 12. Jahrhunderts und dem 13. Jahrhundert, beim Weiher erst aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Die Namen sind motiviert durch die Natur, Bäume oder Tiere, und in etwas späterer Zeit durch die Lage an einer Siedlung.

Das Alter des Namens *Schreckensee* entspricht dem Alter der übrigen Seen: Alle sind von der deutschen Sprache her zu erklären, geben also keinesfalls Hinweise auf ältere Besiedlung des Gebiets. Die Seennamen (in der Fachsprache: Limnonyme) sind relativ jung, im Unterschied zu den Flussnamen; dieser Befund dürfte für alle Seennamen des Kreises zutreffen. Die Weihernamen sind dann noch jünger.

Das genaue Alter ist schwer zu bestimmen, da die Belege nur bis zum 12. Jahrhundert zurückreichen. Wann diese Namen von den ersten Siedlern dieser Region nach der alemannischen Landnahme vergeben wurden, bleibt unklar. Mit Sicherheit besteht ein Zusammenhang zwischen Alter der Seennamen und Siedlungsgeschichte dieses Raumes,

dem Alter also der Siedlungsnamen der Umgebung: Es sind meist Rodungsnamen aus der Zeit des hochmittelalterlichen Landesausbaus, so auf *-reute* (*Reute*, *Blitzenreute*, *Bettenreute*, *Geratsreute* etc.) oder *-schwende* (*Wolpertswende*).

Das Ensemble aus vier Seen und einem Weiher zeigt unterschiedliche, doch leicht nachvollziehbare Benennungsmotive: nach der Naturbeschaffenheit und der Lage bei einer Siedlung oder – wie hier – nach der äußeren Beschaffenheit: Die Halbinsel und ihre Gestalt muss als charakteristisch wahrgenommen worden sein und bot ein überzeugendes Benennungsmotiv.

Schließlich hat sich gezeigt, wie wichtig der Rückgriff auf die ältesten Belege der Namen ist: Der Beleg für den Schreckensee von etwa 1190 hat direkt zu der anzunehmenden sprachlichen Ausgangsform geführt. Sprachliche Entwicklungen über mehrere Jahrhunderte hinweg können viel verändern und verdunkeln. Nur sprachwissenschaftliche Analysen, für den Nicht-Fachmann manchmal nur schwer nachvollziehbar, können Licht in die Ursprungszeit werfen und damit naheliegende Scheinerklärungen korrigieren.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Norbert Kruse, St.-Longinus-Str. 10, D-88250 Weingarten, no_kruse@yahoo.de

ANMERKUNGEN

1 Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.): UNESCO-Welterbe. Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen in Baden-Württemberg, 2011, hier: S. 34f.; www.Wikipedia: UNESCO-Welterbe; www.Wikipedia: Welterbe in Deutschland.

2 Allgemein: UDOLPH, Jürgen: Gewässernamen, in: Andrea Brendler/Silvio Brendler: Namenarten und ihre Erforschung, 2004, S. 329–347. – Für den Landkreis Ravensburg: KRUSE, Norbert: Die Argen und ihre Namen, in: Im Oberland 13 (2002) H. 2, S. 55–64; KRUSE, Norbert: Der Name Isny und die älteste Namensschicht des Kreises Ravensburg, in: Im Oberland 7 (1996) H. 2, S. 21–26.

3 KRALLERT, Wilfried: Die Urkundenfälschungen des Klosters Weingarten, in: Archiv für Urkundenforschung 15 (1938), S. 235–304, hier besonders S. 249, 275–279, 284f.

4 Württembergisches Urkundenbuch (= WUB) Bd. I, Nr. CCXL, S. 290. Die Namen sind S. 293, die Zitate S. 290 und S. 294f. zu finden. Im deutschen »Stifterbrief«, der aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammt, fehlen diese Namen.

5 Einige Beispiele: HÄSSLER, Franz – STÖRKLE, Josef: Fronreute, in: Chronik des Kreises Ravensburg, 1975, S. 489–497, hier: S. 491; SCHILLIG, Dietmar: Im Vogelflug über den Kreis Ravensburg, 1989, S. 19; KONOLD (wie Anm. 8) S. 283. – Dagegen: Das Land Baden-Württemberg, Bd. VII, 1978, S. 686–688, mit den Hinweisen: Fälschung/ Kopie 13. Jahrhundert; differenzierte Beurteilung bei WALCHER, Dietrich: Wolpertswende, 1985, S. 227.

6 Eine anschauliche Schilderung: KOPPMANN, Jan: Die geheimen Bekenntnisse des Mönchs B, in: Jan Koppmann – Peter Eitel (Hg.): Um Mehlsack und Martinsberg, 1991, S. 35–40.

7 WUB Bd. II, Nr. CCCL, S. 83–94, S. 426–435; dazu auch: Landesarchiv Baden-Württemberg (Hg.): Württembergisches Urkundenbuch Online; MGH, Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Bd. X, Die Urkunden Friedrichs I., bearbeitet von Heinrich APPELT, Teil 4, 1990, Nr. 970, S. 325–333. – Aufgeführt sind hier nur die Belege der Fassung A (WUB).

8 KONOLD, Werner: Oberschwäbische Weiher und Seen, Bd. I und II, 1987; s. bereits MEMMINGER, [Jo-

- hann D.] von: Beschreibung des Oberamts Ravensburg, 1836, Nachdruck 1974, S. 16–18.
- 9 SCHILLIG, Dietmar/RAGER, Günther/TEUFEL, Hubert: Im Vogelflug über den Kreis Ravensburg, 1989, S. 19, 31f.; SCHILLIG, Dietmar: Im Vogelflug über den Kreis Ravensburg (4): Blick nach Westen auf die Blitzenreuter Seenplatte, in: Im Oberland 4 (1993) H. 1, S. 56–59.
- 10 Das Land Baden-Württemberg, Bd. VII, 1978, S. 686–688; MEMMINGER (wie Anm. 8) S. 172–176.
- 11 WALCHER (wie Anm. 5) S. 270 (Karte).
- 12 www.Wikipedia: Seenplatte.
- 13 Erstmals 1985 bei WALCHER (wie Anm. 5) S. 270 nachzuweisen.
- 14 WUB Bd. IV, Nr. CXLV, S. 444; einige spätere Belege bei KONOLD (wie Anm. 8) S. 283.
- 15 BERGER, Dieter: Geographische Namen in Deutschland, 1993, S. 50, 55; FÖRSTEMANN, Ernst: Altdeutsches Namenbuch, Bd. II: Ortsnamen, 3. A. 1913, Nachdruck 1967, T. 1, Sp. 439–442.
- 16 KLUGE, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 25. A. von Elmar SEEBOLD, 2011, S. 107; PFEIFER, Wolfgang: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, Bd. I, 1989, S. 165; SCHÜTZEICHEL, Rudolf: Althochdeutsches Wörterbuch, 6. A. 2006, S. 48.
- 17 So KONOLD (wie Anm. 8) S. 283.
- 18 Hochschul- und Landesbibliothek Fulda, Ms. D 11, fol. 11v.
- 19 WUB Bd. IV, Anhang S. IX, XLI; WUB Bd. VIII, Nr. 2808, S. 122–125; KRALLERT, Wilfried: Drei Zinsrodol des Klosters Weingarten von der Wende des 13. zum 14. Jahrhundert, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 1 (1937) S. 88–121, hier: S. 105.
- 20 So: Das Land Baden-Württemberg (wie Anm. 10) S. 687, dazu mit falscher Jahreszahl 1094.
- 21 BERGER (wie Anm. 15) S. 58, 67; FÖRSTEMANN (wie Anm. 15) T. 1, Sp. 516–532, hier: Sp. 529f.
- 22 KLUGE (wie Anm. 16) S. 158; PFEIFER (wie Anm. 16) S. 226; SCHÜTZEICHEL (wie Anm. 16) S. 65.
- 23 WUB Bd. V, Nr. 1417, S. 181 f.; WUB Bd. IV, Anhang S. XLI; WUB Bd. VIII, Nr. 2808, S. 122–125; KRALLERT (wie Anm. 19), S. 105; Das Land Baden-Württemberg (wie Anm. 10) S. 686. – Weitere Belege bei WALCHER (wie Anm. 5) S. 227, 229. – Ein Beleg Worse, im Nekrolog der Fuldaer Handschrift D 11, fol. 5r, in späterer Zeit nachgetragen, ist nicht sicher zu identifizieren.
- 24 WALCHER (wie Anm. 5) S. 227.
- 25 KLUGE (wie Anm. 16) S. 308, 489; PFEIFER (wie Anm. 16) Bd. 1, S. 459, Bd. 2, 829f.; SCHÜTZEICHEL (wie Anm. 16) S. 115.
- 26 KLUGE (wie Anm. 16) S. 308; GRIMM, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch (= DWB) Bd. 3, 1862, Nachdruck 1984, Sp. 1869f.; FISCHER, Hermann: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 2, 1908, Sp. 1645f.
- 27 FÖRSTEMANN (wie Anm. 15), T. 1, Sp. 919–922.
- 28 BERGER (wie Anm. 15) S. 99: dort zwei Orte aus Baden-Württemberg mit frühen Belegen.
- 29 KONOLD (wie Anm. 8) S. 326.
- 30 KLUGE (wie Anm. 16) S. 310; PFEIFER (wie Anm. 16) Bd. 1, S. 463; SCHÜTZEICHEL (wie Anm. 16) S. 115; LEXER, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, Bd. III, 1878, Nachdruck 1992, Sp. 468f.
- 31 FÖRSTEMANN (wie Anm. 15) T. 1, Sp. 922f.
- 32 WUB Bd. VIII, Nr. 33435, S. 456; Das Land Baden-Württemberg (wie Anm. 5) S. 687.
- 33 KONOLD (wie Anm. 8) S. 130–132; SCHILLIG (wie Anm. 9, 1993) S. 58.
- 34 KLUGE (wie Anm. 16) S. 385; PFEIFER (wie Anm. 16) Bd. 2, S. 628; SCHÜTZEICHEL (wie Anm. 16) S. 145.
- 35 MEMMINGER (wie Anm. 8) S. 175: »Häglerweiher, gemeiniglich Häcklerweiher geschrieben«; HÄSSLER/STÖRKLE (wie Anm. 5) S. 497.
- 36 BRECHENMACHER, Josef Karlmann: Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Familiennamen, Bd. 1, 1960, S. 631, 677.
- 37 BERGER (wie Anm. 15) S. 121f.; FÖRSTEMANN (wie Anm. 15) T. 1, Sp. 1149–1151, 1154–1161.
- 38 Das Land Baden-Württemberg (wie Anm. 5) S. 586. – Hier könnte allerdings auch der Personennamen *Hagan* zugrunde liegen.
- 39 Abbildung bei KONOLD (wie Anm. 8) S. 329.
- 40 MEMMINGER (wie Anm. 8) S. 16; so auch bei HÄSSLER/STÖRKLE (wie Anm. 5) S. 497.
- 41 Die Daten vor allem aus www.Wikipedia: Schreckensee.
- 42 SCHLICHTHERLE, Helmut: Neolithische Ufersiedlungen auf der Halbinsel im Schreckensee, Wolpertswende, Kreis Ravensburg, in: Fundberichte in Baden-Württemberg 6 (1981) S. 73–92; MAINBERGER, Martin/SCHLICHTHERLE, Helmut: Auf Inseln, Halbinseln und im Moor: Steinzeitliche Bauern im Kreis Ravensburg, in: drunter und drüber. Archäologische Annäherungen an den Landkreis Ravensburg (= Zeitzeichen 1), S. 30–39, besonders S. 37–39; WALCHER (wie Anm. 5), S. 15–18.

- 43 Von »Spuren« eines Schlosses auf der »Insel« berichtet allerdings MEMMINGER (wie Anm. 8) S. 202.
- 44 So wohl auch FISCHER (wie Anm. 26) Bd. 5, Sp. 1134.
- 45 HÄSSLER/STÖRKLE (wie Anm. 5) S. 491.
- 46 WALCHER (wie Anm. 5) S. 227.
- 47 SCHILLIG (wie Anm. 9, 1989) S. 32. Zu dort genanntem Scheggen `Eichelhäher´: FISCHER (wie Anm. 26) Bd. 5, 1920, Sp. 667: Schäk `Häher´; DWB (wie Anm. 26) Bd. 14, Sp. 2382: Shecke `Elster´.
- 48 KLUGE (wie Anm. 16) S. 714; PFEIFER (wie Anm. 16) Bd. 3, S. 1502; DWB (wie Anm. 26) Bd. 14, Sp. 2381–2383.
- 49 Ein Beleg für Schräck `Hecht´ konnte nirgendwo gefunden werden.
- 50 Necrologium Weingartense, in: MGH, Necrologia, Bd. I, 1888, S. 221–232, hier: S. 227 (zum 2.7.).
- 51 »Codex maior traditionum«: WUB Bd. IV, Anhang S. XLI.
- 52 WUB Bd. VIII, Nr. 2717, S. 56.
- 53 WUB Bd. VIII, Nr. 2808, S. 122–125, hier: S. 123.
- 54 WUB Bd. I, Nr. CCXL, S. 293.
- 55 KRALLERT (wie Anm. 19) S. 105.
- 56 Ebd., S. 107.
- 57 HENGSTLER, Albert: Bürgerlisten der Reichsstadt Ravensburg, Bd. I, S. 79: 1366, 34; 1387, 8.
- 58 So bereits schon: WALCHER (wie Anm. 5) S. 227; DREHER, Alfons: Geschichte der Reichsstadt Ravensburg, Bd. 2, 1972, S. 874 (Register): »älter Scheckensee«. – Ohne Berücksichtigung historischer Belege und ohne Deutung: BAHLOW, Hans: Deutschlands geographische Namenwelt, 1985, S. 43.
- 59 So: WUB Bd. I, Nr. CCXL, S. 296, Anmerkungen; WUB Bd. IV, Anhang S. LXXII (Register): »vielleicht ist ... das r durch Versehen ausgelassen worden«.
- 60 HURTER, Christoph: Alemaniae sive Sveviae superioris Chorographia nova, 1625 (Generallandesarchiv Karlsruhe).
- 61 KLUGE (wie Anm. 16) S. 753; SCHÜTZEICHEL (wie Anm. 16) S. 296; LEXER (wie Anm. 30) Bd. II, Sp. 840.
- 62 Der Stern * bedeutet in der Sprachwissenschaft, dass diese Form nicht belegt, sondern nur erschlossen ist.
- 63 FISCHER (wie Anm. 26) Bd. 5, 1920, Sp. 640.
- 64 KLUGE (wie Anm. 16) S. 708; SCHÜTZEICHEL (wie Anm. 16) S. 304; SCHÜTZEICHEL, Rudolf: Althochdeutscher und Altsächsischer Glossenwortschatz, Bd. VIII, 2004, S. 271f. (auch Ansatz *scalha*); LEXER (wie Anm. 30) Bd. II, Sp. 622; DWB (wie Anm. 26) Bd. 14, Sp. 1958f. – Das -n ist jung.
- 65 BUNDLE, Oskar: Seennamen, § 1, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 2. A., Bd. 28, 2005, S. 41–43, hier: S. 42.
- 66 BRAUNE, Wilhelm: Althochdeutsche Grammatik, Bd. I, Laut und Formenlehre, 15. A. von Ingo REIFFENSTEIN, 2004, § 146; PAUL, Hermann: Mittelhochdeutsche Grammatik, 23. A. von Peter WIEHL – Siegfried GROSSE, 1989, § 155.
- 67 BRAUNE (wie Anm. 66) § 83–90.
- 68 FÖRSTEMANN (wie Anm. 15) T. 2, Sp. 748–750; www.wikipedia.de: Schachen.
- 69 KRUSE, Norbert: Verzeichnisse oberschwäbischer Ortsnamen, 1999, S. 52.
- 70 WUB Bd. I, Nr. XCII, S. 107. – Das -in ist hier als Dativ Singular zu erklären und in trat so in vielen oberdeutschen Ortsnamen auf: BRAUNE (wie Anm. 66) § 221, Anm. 2.
- 71 VRIES, Jan de: Altnordisches etymologisches Wörterbuch, 2. A. 1977, S. 480; FÖRSTEMANN (wie Anm. 15) T. 2, Sp. 748–750; STURMFELS, Wilhelm – BISCHOF, Heinz: Unsere Ortsnamen im ABC erklärt nach Herkunft und Bedeutung, 3. A. 1961, S. 232.
- 72 KRAHE, Hans – MEID, Wolfgang: Germanische Sprachwissenschaft, Bd. III, Wortbildungslehre, 1967, § 92, vgl. auch § 27; HENZEN, Walter: Deutsche Wortbildung, 3. A. 1965, § 85; BRAUNE (wie Anm. 66) § 223 und Anm. 2.
- 73 BRAUNE (wie Anm. 66) § 26, § 51.
- 74 BRAUNE (wie Anm. 66) § 91–95; PAUL (wie Anm. 66) § 96.
- 75 BRAUNE (wie Anm. 66) § 144 und Anm. 3.
- 76 KRUSE, Norbert: Glossen in zwei Handschriften der ehemaligen Weingartner Klosterbibliothek, in: Sprachwissenschaft 36 (2011), S. 1–34, hier: S. 16, 27.
- 77 KRUSE, Norbert: Ein mittelhochdeutsches Preisgedicht auf den Weingartner Abt Berthold († 1232), in: Ulm und Oberschwaben 57 (2011), S. 9–16, hier: S. 14.
- 78 BRAUNE (wie Anm. 66) § 144; PAUL (wie Anm. 66) § 144.
- 79 BRAUNE (wie Anm. 66) § 223, § 118.
- 80 BRAUNE (wie Anm. 66) § 58–60; PAUL (wie Anm. 66) § 51.
- 81 PAUL (wie Anm. 66) § 139; KLUGE (wie Anm. 16) S. 869, 878; S. 159, 165; S. 662, 672; S. 790; S. 522f., 527. Dazu die in Anm. 74 genannte Literatur.
- 82 FÖRSTEMANN (wie Anm. 15) T. 2, Sp. 750; FISCHER (wie Anm. 26) Bd. 5, 1920, Sp. 730.

Helmut Tiefenthaler

ALPENVEREINSWEGE IN VORARLBERG

Eine entwicklungsgeschichtliche Untersuchung
der Gebirgserschließung

Zur Erschließung der Alpen für den Gebirgstourismus haben der Deutsche und Österreichische Alpenverein seit den 1870er-Jahren eine Vorreiterrolle übernommen. Was ursprünglich von einem kleinen Kreis von Bergbegeisterten mit bescheidensten Anfängen zur »leichteren Bereisbarkeit« des Gebirges angestrebt wurde, entwickelte sich in den Ostalpen zu einem Netz von rund 55.000 Kilometern Bergwanderwegen.¹ Bei einem solchen Gesamtumfang in einem Gebiet von ca. 45.000 Quadratkilometern ist es allerdings kaum mehr möglich, die Entwicklungsgeschichte der Alpenvereinswege von den Anfängen bis zur Gegenwart in einem gerafften Überblick hinreichend zu konkretisieren. Im Rückblick auf die vergangenen eineinhalb Jahrhunderte ist es schwierig genug, den wechselnden Einflüssen und Anforderungen im Rahmen der verkehrsgeschichtlichen und touristischen Gesamtentwicklung die nötige Beachtung zu schenken.

Am Beispiel Vorarlberg bietet der alpine Bodenseeraum dennoch günstige Voraussetzungen, sich mit der facettenreichen Geschichte der Alpenvereinswege von den Anfängen bis zur Gegenwart näher zu befassen. In diesem am leichtesten überschaubaren Gebirgsland der Ostalpen lässt sich zugleich ein bis in die Gründungszeit des Alpenvereins zurückreichendes Zusammenwirken von österreichischen und deutschen Sektionen verfolgen.

BESCHRÄNKTE ROUTENANGEBOTE IN DER PIONIERZEIT DES ALPINISMUS

Wer in vergangenen Jahrhunderten über das Gebirge reisen wollte, konnte zumeist nur unter den vom überregionalen Verkehr bevorzugten Passübergängen wählen. Aber nur wenige Pässe waren schon im Spätmittelalter so viel begangen wie der Saumweg über den Arlberg. Einzelne hochalpine Verbindungen wie etwa über den Vermuntpass

waren immerhin sogar für den Viehtrieb auf die Hochalpen nutzbar. Für viele Reisende waren einige alte Steige zwar als Schönwetterrouten halbwegs sicher, doch bei Nebel oder Schnee war auch das Begehen solcher Gebirgsübergänge riskant. Entsprechend froh war man, wenn man bei überraschendem Wetterwechsel in einer Säumertaverne oder einer Alphütte Zuflucht finden konnte.

Mit der im 18. Jahrhundert begonnenen touristischen »Entdeckung der Alpen« erweckte allmählich auch Interesse für die weglose Gipfelregion. Während im 19. Jahrhundert die Abwanderung aus den Hochregionen in vollem Gange war, suchten immer mehr Städter die vermeintlich heile Welt der Berge auf. Für beide Trends war die Ausweitung der Straßen- und Eisenbahnbauten eine Grundvoraussetzung.

Bei »Bergreisen« in die fast nur Alpherden und Gämsenjägern bekannten Hochlagen wurde im Allgemeinen davon abgeraten, sich auf unbegleitete Bergtouren einzulassen. Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren sich die meisten Verfasser von Reisehandbüchern mit Franz Carl Weidmann einig: »Man unternehme keine Wanderung auf oder über Gebirge ohne einen zuverlässigen Führer.«² In manchen um die Mitte des 19. Jahrhunderts erschienenen Reiseführern wurde aber auch der Eindruck erweckt, als bestünden problemlose Möglichkeiten für hochalpine Bergtouren. So hat das von Adolph Schaubach 1866 herausgegebene Alpenbuch bereits auf die weglose Schesaplana aufmerksam gemacht mit dem Hinweis: »Auf dem geraden Wege von Bludenz bis zur Spitze braucht man 10 St. – Ein zweiter, völlig gefahrloser Weg führt durch das Vandanser Thal (Montafon).«³



Abb. 1: Im frühen Alpinismus dienten bestehende Saum- und Alpwege – im Bild der Gafriweg zwischen Arlberg und Flexenpass – als Hauptzugänge ins Berggebiet

Trotz so gewagter Verlockungen bestand zu dieser Zeit allgemein kaum Interesse, in den Hochlagen neben den altbekannten Alp- und Saumwegen neue Wege für Bergtouristen anzulegen. Auch bei der Gründung des eher wissenschaftlich orientierten Österreichischen Alpenvereins im Jahre 1862 war noch nicht beabsichtigt, sich in größerem Umfang für eine bessere Erschließung des Hochgebirges zu engagieren. Dennoch wies der Vorsitzende Anton von Ruthner in der Jahresversammlung am 20. April 1864 die Auffassung zurück, »eine leichtere Bereisbarkeit der Alpen sei nicht wünschenswert, denn wer nicht ohne Verbesserung der Reiseeinrichtungen in die Alpen, nicht ohne Wegverbesserungen auf eine Spitze kommen könne, möge einfach zu Hause bleiben.«⁴

Der Österreichische Alpenverein zeigte aber auch in den folgenden Jahren wenig Bereitschaft, für Wegebauten die von vielen Seiten erhofften Beiträge zur Verfügung zu stellen.

Diese Zurückhaltung trug mit dazu bei, dass 1869 der Deutsche Alpenverein und die diesem zugehörige Sektion Vorarlberg gegründet wurden. Hier war den Statuten das Hauptziel vorangestellt, die Kenntnisse der Alpen zu erweitern und *ihre Bereisung zu erleichtern*.⁵ Trotzdem zeigte sich anfangs auch der Deutsche Alpenverein bei Beihilfen für Wegebauten nicht sehr großzügig.⁶ Im Blick auf die Bedürfnisse damaliger Bergsteiger herrschte die Auffassung vor: »Wenn nur überhaupt ein Weg da war, so war er ›gut genug‹, zuerst wollte man dort schaffen, wo es gar nichts gab.«⁷

Sehr bald sah man sich dennoch herausgefordert, bereits in tieferen Höhenlagen anzusetzen und die Zugänge zu den geplanten Schutzhütten so anzulegen, dass sie zum Transportieren des Baumaterials verwendbar waren. In Vorarlberg erfolgte der erste vom Alpenverein angestrebte Wegebau 1870 im Brandnertal von Schattenlagant über den »Bösen Tritt« zum Lünensee. Das war eine Voraussetzung, dass dort im folgenden Jahr eine bescheidene Behausung als erste bewirtete Alpenvereinshütte der Ostalpen eröffnet werden konnte.⁸ Als 1872 von da aus erstmals ein Steig zur Schesaplana angeboten wurde, entsprach dieser erst sehr bescheidenen Ansprüchen.⁹

ERSCHLIESSUNGSAUFGABEN MIT ARBEITSTEILUNG

Kaum war Vorarlberg mit der Eisenbahn erreichbar, begann hier der eigentliche Aufschwung des Sommertourismus. An der besseren Erschließung des Berggebiets wollte sich neben den Straßenbauern auch der Alpenverein von Anfang an beteiligen. Dazu war es von Vorteil, dass sich der Deutsche und der Österreichische Alpenverein 1873 – ein Jahr nach der Eröffnung der bis Bludenz fertiggestellten Eisenbahnverbindung – zum Deutschen und Österreichischen Alpenverein vereinigt haben. Von da nahm der Zustrom von Bergtouristen in einer Weise zu, dass sehr rasch ein weit umfangreicherer Ausbau der Zugänge in die Hochlagen notwendig wurde, als ursprünglich beabsichtigt war.

Impulsgebend in dieser Richtung waren auch neue Touristenliteratur und Wanderkarten. 1873 erschien ein von Georg Louis Schindler verfasster Wanderführer mit einer Distanzenkarte für das gesamte Vorarlberger und angrenzende Berggebiet¹⁰, die mit den darin auch für unerschlossene Gipfelziele enthaltenen Zeitangaben zu riskanten Touren verleiten konnte. Mit bereits modern anmutenden Gebirgsdarstellungen vermochte eine 1875 von Anton Waltensberger publizierte Übersichtskarte im Maßstab 1:200.000 ebenfalls zu hochalpinen Touren zu animieren.¹¹ In den folgenden Jahren wurden für Vorarlberg die ersten amtlichen Spezialkarten im Maßstab 1:75.000 herausgegeben. Die für den Grenzraum Rätikon-Silvretta zwischen 1885 und 1895 erschienenen Schweizer Gebirgskarten hatten mit dem Maßstab 1:50.000 zwar bereits eine relativ hohe Detailgenauigkeit, doch die darin eingetragenen Pfade waren nicht immer so problemlos begehbar, wie es auf den Karten aussah.

Die zeitgemäß gestalteten Touristenkarten weckten in kurzer Zeit stark wachsendes Interesse für das Kennenlernen der Bergwelt, so dass sich der Alpenverein auch dadurch genötigt sah, das Angebot an Höhererschließungen der Nachfrage anzupassen. Bei den allenthalben zunehmenden Wünschen nach Wegverbesserungen durften die berührten Berggemeinden und Alpinteressenten ebenfalls ein verstärktes Engagement des Alpenvereins erhoffen. Die Erwartung entsprechender Gegenleistungen motivierte manche Alpbesitzer, den Baugrund für Schutzhütten kostenlos zur Verfügung zu stellen. So heißt es etwa in dem zwischen der Sektion Schwaben und der Gemeinde Steeg 1908 abgeschlossenen Vertrag zur unentgeltlichen Grundabtretung für den Bau der Stuttgarter Hütte: *Die Alpinteressentenschaft gibt sich dagegen der Hoffnung hin, daß die Sektion Schwaben nicht ermangeln lassen wird, durch Herstellung von besseren Alpwegen eine Reziprozität angedeihen zu lassen.*¹²

Für den D. u. Oe. A. V. gehörten Wege- und Hüttenbauten von Anfang an zu den Hauptanliegen, wobei nun aber auch rechtlich und finanziell auf klare Verhältnisse zu achten war. Eine erste Konzeption war bereits in einer von der Generalversammlung 1879 beschlossenen Weg- und Hütten-Bauordnung enthalten.¹³

Zu dem, was mit einem »Alpenvereinsweg« gemeint war, enthalten die so genannten Tölzer Richtlinien des D. u. Oe. A. V. (Stuttgarter Fassung 1937) folgende Begriffsbestimmung: *Alpenvereinswege sind solche Wege in den Alpen, die vom Gesamtverein, seinen Sektionen oder Gruppen oder befreundeten Vereinen angelegt worden sind oder unterhalten werden. Sie dienen vor allem den Zwecken der Bergsteiger.*¹⁴

Für die Neuanlage von Wegen wurde in einem 1893 erschienenen Handbuch des D. u. Oe. A. V. gut begehbaren Zugängen zu den Schutzhütten und beliebten Jochwegen der Vorrang gegeben. *Wegebauten auf einen Gipfel sind nur dann angezeigt, wenn derselbe schon stark besucht wird oder als vorzüglicher Aussichtspunkt einen grossen Besuch verdient.*¹⁵

Die Vorarlberger Sektion sah sich angesichts der bei Neuerschließungen zu erwartenden Kosten veranlasst, sich auf einige ausgewählte Landesteile zu beschränken. Auch in diesem engeren Rahmen verlangten die Zwänge zur Sparsamkeit Beschränkungen auf

das Notwendigste. Zur Förderung der Vereinsaktivitäten und Erleichterung einer arbeitsteiligen Kooperation wurden innerhalb des Landes folgende kleinräumige Sektionen und Bezirke mit eigenverantwortlich zu betreuenden Arbeitsgebieten geschaffen. Von den 14 Bezirken der Sektion Vorarlberg gab es 8 schon im Jahre 1874.

Bezirke der OeAV-Sektion Vorarlberg und deren Arbeitsgebiete¹⁶

Bezirk	Gründung	Arbeitsgebiete	Bemerkungen
Bludenz	1874	Bludenz und oberer Walgau	1895–1938 eigene Sektion
Bregenz	1874	Lünerseegebiet mit Schesaplana	
Dornbirn	1874	Dornbirn bis Hoher Freschen	
Feldkirch	1874	Drei Schwestern, Gurtisspitze, Hohe Köpfe	
Hohenems	1874	Hohenems mit Hoher Kugel	
Montafon	1883	Äußeres Montafon	Vorgängerverein 1874–1877
Nenzing	1887	Nenzing mit Gamperdonatal und Gampalpe	
Lustenau	1921	Hochälpelegebiet	
Götzis	1949	Berggebiet Götzis	
Rankweil	1951	Vorderland bis Hoher Freschen	Vorgängerverein 1874–1883
Egg	1959	Mittel- und Vorderwald	Vorgängervereine ab 1888
Wolfurt	1968	Sarotlatal	
Vorderwald	1983	Hochschereweg	
Blumenegg	1988	Blumenegg-Gemeinden	Vorgängerverein 1874–1875

Seit 1949 verfügt das Kleinwalsertal über eine eigene OeAV-Sektion.

BETEILIGUNG DEUTSCHER SEKTIONEN AN HÜTTEN- UND WEGEBAUTEN

Angesichts der Diskrepanzen zwischen Wünschbarem und Möglichem wurde es zumeist begrüßt, dass auch deutsche Sektionen Interesse zeigten, sich mit eigenen Schutzhütten an der Erschließung der Ostalpen zu beteiligen und dabei ebenfalls für sichere Zugänge und Höhenverbindungen zu sorgen. Das lag durchaus im Interesse des damaligen Vorarlberger Sektionsvorstandes Heinrich Hueter, der von 1884 bis 1921 als



Abb. 2: Biberacher Hütte mit Hochkünzelspitze. Wie hier übernahmen im Lechquellengebirge vorwiegend deutsche Sektionen die Betreuung der hochalpinen Wege

vierter Vorstand mit vielseitigem persönlichem Einsatz die Geschäfte der Sektion führte. In den vierzig Jahren seines Wirkens – die Zeit als Stellvertreter seines Vorgängers Andreas Madlener miteingerechnet – hat sich der aus Wilten bei Innsbruck stammende Alpinist wie kein anderer Obmann vor und nach ihm für die Erschließung Vorarlbergs mit Gebirgswegen und Schutzhütten eingesetzt.¹⁷ Als einer, der sich an seinem Wohn- und Arbeitsort Bregenz wie auch als Abgeordneter im Reichsrat politisch liberal bzw. »deutschfortschrittlich« engagiert hatte¹⁸, war ihm ein tatkräftiges Mitwirken deutscher Partner ohnehin willkommen.

So kam innerhalb weniger Jahrzehnte eine Kooperation zustande, an der sich neben der Sektion Vorarlberg 16 deutsche Sektionen beteiligten. Mit diesen einigte man sich auf klar umrissene Arbeitsgebiete. Solche fanden sie vor allem im Lechquellengebirge, Verwall, Gauertal und in der Silvretta.

Die in Vorarlberg tätigen Sektionen entwickelten bei den zügig fortschreitenden Erschließungen bald eine beispielgebende Kompetenz, die auch außerhalb des Landes zu erhöhten Anstrengungen zu motivieren vermochte. In einer 1913 erschienenen Denkschrift über die ersten 50 Jahre des Schweizer Alpenclubs S. A. C. wird berichtet: »Erst in neuerer Zeit wird den Wegbauten und Wegmarkierungen größere Aufmerksamkeit und Pflege zugewendet, speziell im nordöstlichen Graubünden, wo die Rivalität des D. & Oe. A. V. anreizend wirkt.«¹⁹ Im Prättigau folgte auf die Eröffnung der Schamellahütte (1882) 1898 das Schesaplanahaus, 1904 das Silvrettahaus als Ersatz für die seit 1865 bestehende erste Silvrettahütte.

Im liechtensteinischen Rätikon haben die 1909 gegründete Sektion Liechtenstein, von 1927 bis 1939 ebenso die Sektion Pfalz des D. u. Oe. A. V. Aufgaben der Wegebetreuung übernommen. Die Aktivitäten der beiden Sektionen werden seit 1946 vom selbständig gewordenen Liechtensteiner Alpenverein (LAV) fortgeführt.

Vorarlberg verfügte vor dem Zweiten Weltkrieg über insgesamt 27 bewirtete Alpenvereinsgehütten. Deren Gesamtzahl hat sich seither nicht nennenswert verändert.

Hinzu kamen unbewirtete Hütten und Vereinsheime, sieben Häuser des Touristenvereins Naturfreunde (TVN) sowie etliche private Berggasthöfe. Von den Betreibern dieser Stützpunkte wurden dank der bereits vorhandenen Erschließung mit Zufahrten und Alpwegen jedoch nur in geringem Umfang Aufgaben der Wegebetreuung übernommen.

Die nachstehende Tabelle vermittelt einen Überblick über jene Alpenvereinshütten, deren Betrieb von Anfang an mit der Anlage und Instandhaltung alpiner Wegverbindungen verbunden war und zumeist auch heute noch ist.

Alpenvereinshütten, deren Bau die Herstellung oder Verbesserung von Zugangswegen erforderte (Reihenfolge nach Eröffnungsjahren)²⁰

Schutzhütte	Eröffnung	Standortgemeinde	Zuständige Sektion bzw. OeAV-Bezirk
Lünersee- bzw. Douglasshütte (ab 1877)	1871	Vandans	Vorarlberg/ jetzt Vorarlberger Illwerke
Freschenhaus	1875	Laterns	Vorarlberg
Hochälpele-Hütte	1875	Dornbirn	OeAV-Bezirk Dornbirn
Tilisunahütte	1878	Tschagguns	Vorarlberg
Madlenerhaus	1884	Gaschurn	DAV-Wiesbaden (bis 1906 Sektion Vorarlberg)
Fraßenhütte	1894	Nüziders	Vorarlberg (bis 1938 Sektion Bludenz)
1. Freiburger Hütte auf Alpe Formarin bis 1912	1894	Dalaas	DAV-Freiburg i. Br. (1912 Neubau auf Rauhem Joch)
Wiesbadener Hütte	1896	Gaschurn	DAV-Wiesbaden
Lindauer Hütte	1899	Tschagguns	DAV-Lindau
Sarotlahütte	1902	Bürs	Vorarlberg (bis 1938 Sektion Bludenz)
Ulmer Hütte	1903	Klösterle	DAV-Ulm
Oberzalimhütte	1905	Brand	DAV-Mannheim (ab 1920, vorher Sektion Straßburg)
Straßburger bzw. Mannheimer Hütte	1905	Brand	DAV-Mannheim (ab 1920, vorher Sektion Straßburg)
Wormser Hütte	1907	Schruns	DAV-Worms
Tübinger Hütte	1908	Gaschurn	DAV-Tübingen
Reutlinger Hütte	1909	Silbertal	DAV-Reutlingen
Heinrich-Hueterhütte	1909	Vandans	Vorarlberg
Stuttgarter Hütte	1910	Steeg	DAV-Schwaben
Saarbrücker Hütte	1911	Gaschurn	DAV-Saarbrücken
Biberacher Hütte	1911	Sonntag	DAV-Biberach
Freiburger Hütte	1912	Dalaas	DAV-Freiburg i. Br.
Ravensburger Hütte	1912	Dalaas	DAV-Ravensburg
Göppinger Hütte	1913	Lech	DAV-Göppingen

Schutzhütte	Eröffnung	Standortgemeinde	Zuständige Sektion bzw. OeAV-Bezirk
Schwarzwasserhütte	1922	Mittelberg	DAV-Schwaben
Schwabenhaus Tschengla	1925	Bürserberg	DAV-Schwaben
Madrisahütte	1926	St. Gallenkirch	DAV-Karlsruhe
Lustenauer Hütte	1927	Schwarzenberg	OeAV-Bezirk Lustenau
Heilbronner Hütte	1927	Gaschurn	DAV-Heilbronn
Kaltenberghütte	1927	Klösterle	DAV-Reutlingen
Pfälzerhütte	1928	Schaan/ FL	LAV (ab 1950, bis 1945 DAV-Pfalz)

ZUGÄNGE ZU BEVORZUGTEN GIPFELZIELEN

Nach den 1893 veröffentlichten Vereinsrichtlinien für Weganlagen sollten für Bergwanderer die am meisten besuchten Aussichtsgipfel bedarfsgerecht zugänglich gemacht werden. Dabei war zu unterscheiden zwischen solchen Punkten, welche auch von ganz bequemen, minder geübten Reisenden besucht werden können, und solchen, welche immerhin einige Anstrengung und Geübtheit erfordern. Für erstere sollen die Weganlagen, will man den Zweck vollständig erreichen, sehr gut gangbar hergestellt sein, also genügend breit und vollständig sicher. Für letztere genügen einfachere Pfade, welche hauptsächlich über die besser gangbaren Stellen leiten und nur an schwierigeren sorgfältiger herzustellen sind.²¹

Bei der Erschließung von Aussichtspunkten für die Allgemeinheit tat man sich bei grünen Alpbergen am leichtesten. So waren zum Beispiel auf den Hohen Fraßen, die Hohe Kugel und den Hohen Freschen, auf das Hochälpele, die Niedere, den Gampberg, Galinakopf, Brüggelekopf und Diedamskopf keine aufwändigen Wegebauten notwendig. Ohne besonderen Aufwand ließen sich auch etliche andere alpnahe Gipfel erschließen, wie etwa Winterstaude, Kanisfluh, Zafernhorn, Gurtisspitze, Mondspitze, Hochgerach, Zamangspitze oder Versalspitze.

Im höheren Felsgelände war es hingegen nur sehr beschränkt möglich, »vollständig sichere« Wege oder zumindest allgemein empfehlenswerte Pfade anzubieten. Es wurde aber versucht, einigermaßen befriedigende Lösungen zu finden. Vorrang hatten dabei Gipfel, wie Schesaplana, Sulzfluh, Drei Schwestern, Naafkopf, Braunarlspitze, Hochkünzelspitze, Hoher Ifen und Widderstein. Die alpinistisch anspruchsvollsten Gipfeltouren sollten jedoch mit Verzicht auf Wegebauten bergerfahrenen Tourengehern und Kletterern vorbehalten bleiben.

Indem sich der Alpenverein anfangs hauptsächlich auf die Bedürfnisse »echter« Bergsteiger eingestellt hatte, hoffte man, ein unerwünschtes Zuviel an Bergwanderern vermeiden zu können. Der Höhentourismus wurde jedoch innerhalb weniger Jahrzehnte

so populär, dass bei etlichen nur behelfsmäßig hergerichteten Pfaden immer mehr Verbesserungen notwendig wurden. So musste der 1872 angebotene Steig auf die Schesaplana bereits nach wenigen Jahren und später wiederholt an die Bedürfnisse von weniger geübten Wanderern angepasst werden. Auch bei anderen früh angebotenen Gipfelrouten, wie über den Binnelgrat auf den Hohen Freschen, zur Sulzfluh, auf die Drei Schwestern, das Hohe Rad und den Naafkopf waren in kurzen Abständen Erneuerungen vorzunehmen.

Bei mehreren bevorzugten Höhenzielen war die zunehmende Nachfrage nach empfehlenswerten Zugängen auch von Wünschen nach Ergänzungen bzw. Abwechslungsmöglichkeiten begleitet. Einige dieser Ziele verbanden mit der Zeit Routen aus allen Richtungen. Bei den größeren Bergseen – Lünensee, Formarinsee, Spullersee, Kops- und Silvrettasee – kommen Wege aus jeweils mindestens fünf Richtungen zusammen.

In der nördlichen Landeshälfte ist der Wegestern des Hohen Freschen am bekanntesten. Hier führten schon im Eröffnungsjahr des Feschenhauses (1875) die Zugänge vom Bad Laterns über die Saluveralpe, von Furx und Laterns über den Alpwegkopf und den Leseweg, der Weg aus dem Ebniter Tal über den Binnelgrat sowie die Höhenwege über die Gävisalpe zum selben Ziel. Hinzu kamen die Wege von der Hohen Kugel über den Valüragrat (1906) und vom Mellental über die Lindachalpe.²²

Im Rätikon ist der Gebirgsstock der Schesaplana aus allen Richtungen erschlossen. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bestand nur die Wahl zwischen den Steigen von der Douglasshütte am Lünensee und der Schesaplanahütte im Prättigau. Von 1889 bis 1890 bauten die Brüder Christian und Martin Küng aus Nenzing über den Panüeler Schrofen den angeblich ersten technisch anspruchsvoll hergestellten Felsensteig der Ostalpen. Diese Meisterleistung ist der Initiative und Förderung von Dr. Wilhelm Strauß, dem langjährigen Vorsitzenden der Sektion Konstanz, zu verdanken, weshalb er nach ihm *Straußsteig* benannt ist.²³ Zum Bau der Straßburger Hütte wurde von Brand her im Steilgelände zwischen Oberzalimalpe und Brandner Gletscher 1904 ein weiterer Zugang



Abb. 3: Der Leibersteig wurde 1904 von der Sektion Straßburg als Zugang von der Oberzalimalpe zur Straßburger Hütte (seit 1920 Mannheimer Hütte) angelegt (Foto Risch-Lau, VLB)

angelegt, der zu Ehren von Dr. Adolf Leiber, dem 1901 verstorbenen ersten Vorsitzenden der Sektion Straßburg, die Bezeichnung *Leibersteig* erhielt.²⁴ Bei diesen Zugängen bestehen auf Teilstrecken auch Varianten, wie etwa der sagenumwobene Spusagang. 1979 wurde der Südwandsteig zwischen der Totalp und dem Brandner Gletscher hergestellt.²⁵

Nach der Eröffnung des Straußsteigs sah sich Christian Küng bald neuen Bewährungsproben gegenüber. Dazu gehörten die Verbindung zwischen Hoher Kugel und Hohem Freschen über den Valüragrät (1906), der Bergpfad von Schröcken zur Braunarlspitze (1910), der Steig über das Saulajoch (1911) und die Fertigstellung des Steiges vom Sarojasattel zum Hauptgipfel der Dreischwestern (1915).²⁶ Bei dessen Einweihung soll er jedoch offen gesagt haben, dass ihm »statt des Lobes lieber die Ausbezahlung des noch ausstehenden Lohnes wäre«.²⁷

Bei den Felsensteigen waren fortan die aufwändigsten Instandhaltungsarbeiten erforderlich. Mit der Weiterentwicklung der technischen Möglichkeiten stieg zugleich die Nachfrage nach perfektionierten Klettersteigen. Dies zeigte sich etwa am Beispiel des Saulakopfs, an dem der geeignetste Aufstieg anfangs nicht immer leicht zu finden war. 1970 gelang es dem Schrunser Bergführer Wendelin Tschugmell im Zusammenwirken mit der Sektion Vorarlberg, den Gipfel mit einem versicherten Steig für geübte Wanderer zugänglich zu machen.²⁸ 2007 kam auf private Initiative im Bereich der Ostwand ein neuer Klettersteig hinzu. Auch andere Steige entstanden zum Teil ohne Veranlassung und Mitwirkung des Alpenvereins.

FRÜHES ZUSAMMENWIRKEN VON ALPENVEREIN UND FREMDENVERKEHRSWIRTSCHAFT

Seit der Eröffnung der bis Bludenz führenden Eisenbahnverbindungen gehörte die Erschließung attraktiver Wandergebiete zu den Hauptanliegen im aufstrebenden Erholungstourismus. Bregenz machte einen Anfang mit der planmäßigen Erschließung des Naherholungsraumes. Ein entscheidender Schritt erfolgte 1871 – zwei Jahre nach der Gründung der Alpenvereinssektion Vorarlberg und ein Jahr vor der Aufnahme des Eisenbahnverkehrs – mit der Gründung eines »Vereins für gemeinnützige Zwecke«, der als erster kommunaler Verkehrsverein der Monarchie gilt.²⁹ In den folgenden Jahren wurde der Pfänderstock systematisch mit Wanderwegen zugänglich gemacht. Ein Anfang erfolgte hier aber schon 1860, als in einem Inserat zur Eröffnung einer Gastwirtschaft auf dem Pfänder zu lesen war: *Die Wege nach dorten sind möglichst bequem hergestellt ...*³⁰ Für die nötige Betafelung und Markierung wurde in Bregenz 1879 ein eigenes *Comité für die Wegweiser* gebildet, dem spätestens seit 1898 auch der Alpenvereinsvorstand Heinrich Hueter angehörte.³¹

Noch vor der Jahrhundertwende entstanden in mehreren Gemeinden Verschönerungsvereine, die sich um die Verbesserung der Wandermöglichkeiten bemühten. Die

Vorarlberger Alpenvereinssektion verhalf wiederholt zu Zuschüssen des Gesamtvereins zum Ausbau kommunaler Erschließungen, wie etwa 1886–1889 zum Bau einer Zufahrt ins Brandnertal.³² Wie eng sich das Zusammenspiel von Alpenverein und Fremdenverkehrswirtschaft entwickelte, ließ sich anfangs besonders in Dornbirn und im Bezirk Bludenz beobachten.

Für den Ausbau der touristischen Infrastruktur wurde in Dornbirn um diese Zeit der Textilfabrikant Viktor Hämmerle (1855–1946) impulsgebend. Er war seit 1870 Alpenvereinsmitglied und ab 1893 Obmannstellvertreter des neu gegründeten Landesverbandes für Fremdenverkehr. Als Dornbirner Mandatar im Sektionsausschuss gehörten für ihn Wegebauten samt Beschilderungen und Markierungen zu den wichtigsten Anliegen.³³ Daneben hatte es Signalwirkung, als Hämmerle zwischen 1891 und 1903 die Rapenlochschlucht mit einer kühnen Steiganlage für Touristen zugänglich machen konnte. 1924 gründete er einen Vorarlberger Verein für Straßenpflege, und schon 1926 fand der Erste Österreichische Straßentag in Bregenz statt.

Aus den straßenbaulichen Kooperationserfahrungen ließ sich auch für die Ausgestaltung des Wanderwegenetzes Nutzen ziehen. Auf Hämmerles Initiative kam 1929 eine engere Zusammenarbeit von Gemeinden und Verkehrsvereinen zustande, womit er ein Zusammenwirken von »Wegmachern« der Vereine und anderer Wegehalter erreichen wollte.

Bei der zunehmenden touristischen Nutzung von Wald-, Alp- und Bergwegen erkannte Hämmerle das Problem, dass die Wegebetreuer über einfachste Erfordernisse



Abb. 4: Der im Gauertal zur Lindauer Hütte angelegte Höhenweg wird wie die Hütte selbst weit mehr von Ausflugs Touristen als von Hochalpinisten in Anspruch genommen

der Instandhaltung zu wenig Bescheid wussten. Daher gab der Verein für Straßenpflege 1929 in Form eines handlichen Heftchens ein *Merkblatt für Bergwegerei* heraus, in dem er besonders auf die Möglichkeiten zum Vermeiden von Wegvernässungen und Erosion aufmerksam gemacht hat. Zugleich wurde angeregt, die Landesregierung möge für beispielgebende Verbesserungen Förderungsbeiträge mit Prämierungen gewähren.³⁴ Im Hinblick auf ein so vielseitiges Engagement ist es verständlich, dass Guntram Jussel den Industriellen Viktor Hämmerle als »eine Art erster Landeswegwart im Alpenverein« bezeichnet.³⁵ In konzeptioneller Hinsicht war zuvor der Sektionsvorstand Heinrich Hueter vier Jahrzehnte hindurch der maßgebliche Wegbereiter.

Das Beispiel der Erschließung der Rappenlochschlucht ermutigte den in Bludenz gegründeten Verein für gemeinnützige Zwecke, zusammen mit der Alpenvereinssektion Bludenz den Bau einer ähnlich attraktiven Weganlage durch die Bürser Schlucht zu wagen.³⁶ Diese konnte 1904 eröffnet werden. Zur Fertigstellung der bis Brand geplanten durchgehenden Wegverbindung kam es aber nicht mehr, da der Schluchtsteig durch das katastrophale Hochwasser von 1910 zerstört worden war. An eine Wiederherstellung war während des Ersten Weltkriegs nicht zu denken. 1928 konnte wenigstens die äußere Schluchtstrecke mit dem Weg nach Bürserberg wieder begehbar gemacht werden.

Nachdem die für die Allgemeinheit interessantesten Gipfelziele hinreichend erschlossen waren und die Notjahre nach dem Ersten Weltkrieg zu besonderer Sparsamkeit anhielten, erschien bei der Herstellung weiterer Steiganlagen Zurückhaltung geboten. Allerdings kamen auch die Freunde von weglosen Bergtouren an Fragen nach den geeignetsten Möglichkeiten für verbesserte Zugänge aus dem Tal nicht vorbei. Bei diesen Aufgaben gelang es den Alpenvereinssektionen weiterhin, freiwillige und unentgeltlich arbeitende Helfer zu mobilisieren, soweit sich die Gemeinden nicht von sich aus mehr als bisher darum bemühten. Wo für notwendige, aber weniger dringliche Erneuerungen das Geld fehlte, mussten desolate Steige zwischendurch gesperrt werden. Dies war nach dem Ersten Weltkrieg zum Beispiel eine Zeitlang beim Straußsteig der Fall.³⁷

Wichtige Impulse für ein enges Zusammenwirken von Alpinismus und Tourismuswirtschaft ergaben sich durch eine zusehends reichhaltiger werdende Wanderliteratur. Für deren Entwicklung hat in Vorarlberg Walther Flaig ab den 1920er-Jahren eine Vorreiterrolle übernommen. Solange für den Bergtourismus die amtlichen topografischen Karten zu wenig dem Bedarf entsprachen, waren auch die vom Alpenverein in Eigenregie herausgegebenen Wanderkarten sehr willkommen.

1960 initiierte Flaig als Sektionswegwart mit den von ihm entwickelten Richtlinien für eine landesweit einheitliche Betreuung sämtlicher »Touristen-Wanderwege« eine neue Form enger Zusammenarbeit der Vorarlberger Alpenvereinssektion mit Tourismusvereinen und Gemeinden. Sie wurden vom Landesverband für Fremdenverkehr publiziert und an alle Fremdenverkehrsgemeinden und Verkehrsvereine mit der Bitte versandt, »ungesäumt verantwortliche Wegewarte aufzustellen und diese zu beauftragen, daß sie sich der nachbeschriebenen Richtlinien und Methoden bedienen.«³⁸ Zugleich

wurde versucht, die in Vorarlberg tätigen Sektionen des DAV ebenfalls für diese Form der Zusammenarbeit zu gewinnen.

Zum Einbegleiten in die Realisierung organisierte Flaig 1960 eine erste Wegwartetagung in Rankweil.³⁹ In den folgenden Jahren ließen sich auf der Grundlage der Richtlinien in den Vorarlberger OeAV-Bezirken und zahlreichen Gemeinden ermutigende Erfahrungen gewinnen. Dabei entwickelte Othmar Heinzle als Hüttenwart des Freschenhauses sogar ein mehrere Gemeinden umfassendes Engagement mit dem Anbringen von über 800 Wegweisertafeln.⁴⁰ Die Hoffnungen auf eine flächendeckende Anwendung von Flaigs Richtlinien erfüllten sich dennoch nicht, da sich nicht alle Gemeinden und alpinen Vereine beteiligten.

Eine landesweite Neugestaltung des Vorarlberger Wegenetzes mit einheitlichen Standards für die Anlage, Instandhaltung, Beschilderung und Markierung gelang erst mit dem von der Vorarlberger Landesregierung 1995 beschlossenen Wanderwegekonzept und den darauf bezogenen Anleitungen zur Konkretisierung.⁴¹

KLEINREGIONALE HÖHENVERBINDUNGEN

Wo Bergwanderwege dem Verlauf alter überregionaler Saumwege folgten, ergab es sich oft wie von selbst, dass sie als Wanderrouen von Tal zu Tal, in Grenzgebieten auch von Land zu Land beibehalten wurden. Die alpinen Vereine mussten sich allerdings erst daran gewöhnen, wenn sie nach dem Aufhören des Saumverkehrs nun auch bei historischen Wegen Erneuerungspflichten zu übernehmen hatten. Immerhin wurde schon in den 1880er-Jahren von Verbesserungen der Pfade über den Grubenpass, die Bielerhöhe, das Gemsteljoch, Schlappinerjoch und Sareiserjoch berichtet.⁴² 1892 konnte für Gaschurn »über gemeinsames Einschreiten der Sectionen Vorarlberg, Schwaben und Konstanz vom Gesamtverein eine Subvention von 100 fl. für Verbesserungen des Weges über das Zeinisjoch erwirkt« werden.⁴³ In diesen Jahren wurden auf der Südseite des Rätikons die Wege von der Carschinafurrga zum Schweizertor und von Schuders zur Schesaplana und zum Schweizertor hergestellt.⁴⁴

Neue Höhenwege entstanden als Verbindungen zwischen einzelnen Hütten. Der Bau der Tilisunahütte gab 1879 den Anlass, eine Wegverbindung über den Bilkengrat und den Öfenpass mit der Douglasshütte herzustellen.⁴⁵ 1902 konnte im Zusammenwirken der SAC-Sektion Prättigau mit der Alpenvereinssektion Lindau die Verbindung zwischen Carschinafurrga und Lindauer Hütte über das Drusentor fertiggestellt werden.⁴⁶ Fast gleichzeitig kam die Verbindung zwischen Gargellen und dem Plasseggenpass über das Sarotlajoch hinzu, 1908 folgte der Lückenschluss Öfenpass – Schweizertor – Lünensee.⁴⁷

Zur Herstellung der grenzübergreifenden Verbindungen zwischen Prättigau und Montafon hat nicht zuletzt die vorausgegangene Eröffnung der Höhenroute Dreischwestersteig-Fürstensteig animiert. Der 1898 eröffnete Felsensteig war in Zusammenarbeit des



Abb. 5: Die zur Tilisunahütte führenden Bergwege werden zwar vorwiegend für Tagesausflüge benützt, sie dienen aber zugleich als Höhenverbindungen mit benachbarten Schutzhütten

Alpenvereins mit dem Fürstentum Liechtenstein zustande gekommen. Die Planung und Bauleitung oblag größtenteils dem aus Vaduz stammenden Ingenieur Carl Schädler, der zusammen mit der Vorarlberger Alpenvereinssektion und Fürst Johann II. auch selbst zur Finanzierung beigetragen hat.⁴⁸ Der Weg verbindet das Vorderälpele (Amerlugalpe) oberhalb von Feldkirch mit Gaflei in Triesenberg im Fels der Dreischwesterngruppe.

Im Bestreben, das Wandern von Hütte zu Hütte attraktiver zu gestalten, entstanden weitere zusammenhängende Routen, von denen im Rätikon der Liechtensteiner Höhenweg (Pfälzer Hütte – Mannheimer Hütte), der Prättigauer Höhenweg (Seewis – Schesaplanahütte – St. Antönien – Saaser Alp) und die Madrisa-Rundtour zwischen Gargellen und St. Antönien zu den interessantesten Routen des Grenzgebiets gehören. Eine gewisse kleinregionale Bedeutung erlangten daneben die Höhenverbindungen über den Hochschereweg (Faschina – Biberacher Hütte), Wormser Höhenweg (Wormser Hütte – Heilbronner Hütte), Emil-Roth-Weg (Reutlinger Hütte – Heilbronner Hütte), die Verbindung Gargellen – Tübinger Hütte, Zimbajochsteig (Heinrich Hueter-Hütte – Sarotlahütte) und Saulajochsteig (Heinrich Hueter-Hütte – Douglasshütte). Als neue Höhenverbindungen mit dem benachbarten Tiroler Berggebiet kamen in der Silvretta der Übergang über den Radsattel, am Arlberg die Verbindungen über Maroijöchle, Albonastubigeralpe, Valfagehr, Trittscharte, Krabachjoch und Gümple hinzu. Im Lechquellengebirge entstand zusammen mit dem Bau der Freiburger und Ravensburger Hütte der Steig über den Gehrengrat.

Bei den Angeboten für mehrtägige Höhenwanderungen von Hütte zu Hütte bestehen verschiedenste Kombinationsmöglichkeiten. Gegenwärtig werden vom OeAV und

DAV auch Rundwege für Rätikon, Silvretta, Verwall und das Lechquellengebirge angeboten. Daneben fehlt es nicht an Beispielen für andere regionale Routenangebote wie etwa für einen Rheintal-Höhenweg und Verbindungen von Tal zu Tal innerhalb von Vorarlberg.⁴⁹

ÜBERREGIONALE WANDERROUTEN

Nach dem schon Ende des 19. Jahrhunderts erreichten Fortschritten bei der Erschließung des Hauptkammes von Rätikon und Silvretta konnte an eine kurzfristige Realisierung eines durchgehenden Höhenwegs gedacht werden. Als 1908 der Bau der Saarbrücker Hütte fix geplant war, sah sich der Vorarlberger Sektionsvorstand Heinrich Hueter nahe am Ziel: »Es fehlen dann nur noch einige Wegherstellungen und Markierungen, um die einzig grossartige Höhenwanderung von den drei Schwestern längs des ganzen Rhätikons bis ins Herz der Silvretta der erwünschten Vollendung zuzuführen.«⁵⁰ 1911 sah sich die Sektion Wiesbaden in der Lage, eine Routenbeschreibung für einen Höhenweg durch Rätikon, Silvretta und Verwall zu veröffentlichen.⁵¹ Mit Überlegungen für noch längere Routen befasste sich in den folgenden Jahren der Alpenvereinssekretär Josef Moriggl.⁵² In den 1930er-Jahren fehlte es ebenfalls nicht an Konkretisierungsversuchen, die aber kriegsbedingt wieder in Vergessenheit gerieten.

Der Innsbrucker Geografieprofessor Hans Kinzl, von 1958 bis 1967 Erster Vorsitzender des OeAV, setzte sich mit wesentlich mehr Erfolg dafür ein, in den Ostalpen durchgehende alpine Weitwanderwege anzubieten.⁵³ Aus den vorwiegend in den 1970er Jahren konkretisierten Routenplanungen resultierten in Österreich zehn Weitwanderwege, von denen für Vorarlberg zwei hochalpine Routen von Bedeutung sind. Es sind dies der seit 1975 bestehende *Nordalpenweg* 01 mit 50 Tagesetappen zwischen dem Neusiedlersee und dem Bodensee sowie der ab 1978 angebotene *Zentralalpenweg* 02 mit 78 Tagesetappen zwischen dem Wiener Donaauraum und dem Vorarlberger Rheintal.⁵⁴

Eine weitere durchgehende Route war als *Voralpenweg* 04 geplant, als solcher wurde er aber nur in Ostösterreich realisiert. In Vorarlberg wird er heute als Europäischer Fernwanderweg E 4 mit Variante E 5, unter Einbeziehung des *Nordalpenwegs* 01 als Variante E 4 *alpin* angeboten.⁵⁵ Dem Verlauf von E 4 folgt zwischen Bregenz und Berchtesgaden der 1991 eröffnete *Maximiliansweg*.⁵⁶

Unabhängig von den erwähnten Durchgangsrouten wird Vorarlberg von der zentralen Route des durch die Alpenländer führenden europäischen Weitwanderwegs *Via Alpina* durchquert, mit dessen Realisierung im Jahre 2000 begonnen wurde. Dieser berührt das Land auch mehrmals im Grenzraum Rätikon-Silvretta.

Unter dem Namen *Via Valtellina* wird seit 2006 eine zentrale Alpentransversale zwischen dem Montafon und dem Veltlin durch Graubünden angeboten.⁵⁷ Durch Graubünden und das südöstliche Vorarlberg verläuft zwischen dem Wallis und dem Kleinwalsertal auch der von Schweizer Touristikern konzipierte *Große Walserweg*.⁵⁸



Abb. 6: Die Sektion Wiesbaden hat bereits 1911 einen durchgehenden Höhenweg Rätikon-Silvretta-Verwall präsentiert

Das von der Vorarlberger Landesregierung 1995 beschlossene Vorarlberger Wanderwege-Konzept geht vom Leitsatz aus: Grundlegend für die Ausgestaltung des Wanderweges sind die Haupttrouten mit den attraktivsten Verbindungen von Ort zu Ort, von Tal und Berg, von Tal zu Tal (mit Passverbindungen) mit den bestmöglichen Zugängen zu bevorzugten Zielen.⁵⁹ Aus der Konkretisierung ergaben sich innerhalb des Landes mehrere regionale Haupttrouten, die zum Teil auch als durchgehende und grenzübergreifende Jakobswege dienen.

Es ist der Tourismuswerbung und den Verfassern von Wanderbüchern unbenommen, ob und inwieweit sie bestehende Wegstrecken mit wechselnden Verknüpfungen anbieten. Dafür bietet das vorhandene Wanderwegenetz vielerlei Möglichkeiten, bei denen sich im Gelände zusätzliche Betafelungen erübrigen. Neuere Beispiele sind der Walserweg Vorarlberg⁶⁰, die Schwabenkinder-Wege⁶¹, der Lech-Weg und die Rundwanderroute Min Weag.

WEGWEISER UND MARKIERUNGEN IM ERSTEN JAHRHUNDERT DES ALPENVEREINS

Bis zur Gründungszeit der ersten alpinen Vereine wurden Bergtouren ohne ortskundige Führer schon wegen des Fehlens von brauchbaren Wanderkarten und Routenmarkierungen allgemein als zu riskant empfunden. Wo Steinmännchen oder einge-

rammte Stecken zu sehen waren, konnte man nicht immer wissen, ob sie als Weg- oder Grenzmarkierungen dienten.

Kaum hatte sich die Errichtung der ersten Schutzhütten mit Angeboten von Gipfelwanderungen herumgesprochen, häuften sich sehr rasch die Wünsche nach Wegweisern und zweifelsfreien Markierungen. Wie diesen Wünschen entsprochen wurde, lässt sich mit Hilfe der Jahresberichte der Sektion Vorarlberg relativ detailliert verfolgen⁶².

In den Abrechnungen der Sektion wurden 1876 erstmals 8 Gulden für Wegweiser ausgewiesen⁶³. Um diese Zeit hatte der Bezirk Dornbirn bereits auf eigene Kosten mit dem Anbringen von Wegweisern begonnen.⁶⁴ Inzwischen haben auch Gemeinden, Verkehrsvereine und Wirte von Bergdörfern von sich aus begonnen, sich um die nötigsten Wegweiser zu kümmern.

Von farbigen Wegmarkierungen wurde erstmals 1880 berichtet: »Im Bezirke Feldkirch hatten die Herren v. Aichinger und Strasser den Weg auf die 3 Schwestern mit rother Oelfarbe markirt.«⁶⁵ 1885 war von einem zweiten Beispiel zu erfahren: »Auf der Wegstrecke Parthenen-Großvermont sind ferner 5, und Parthenen-Zeinis 2 Wegweiser aufgestellt und die Wege auch über den Wasserfall ›Hölle‹ mit rother Oelfarbe markirt worden.«⁶⁶ Im folgenden Jahr wurde im Alpggebiet von Vermont auch versucht, »mittelst eingeschlagener Pfähle die Richtung zu markieren.«⁶⁷

Nachdem man sich anfangs meist mit hölzernen Wegweisertafeln beholfen hatte, wurden ab 1886 Blechschilder verwendet, die beim Zentralausschuss des D. u. Oe. A. V. erhältlich waren.⁶⁸ 1904 folgte bei diesen Tafeln eine einheitliche Ausführung mit erhalten gepresster Schrift.⁶⁹

Wo die Wege in kurzen Abständen verschiedene Alpen verbinden, erwies es sich als es eine nicht zu unterschätzende Orientierungshilfe, wenn an den Gebäuden die Alpnamen angeschrieben waren. Zu diesem Zweck ließ die Sektion Vorarlberg einheitlich gestaltete Tafeln anfertigen.

Die neu angebrachten Wegweiser und Farbanstriche ließen schon nach den ersten Versuchen den Bedarf an konkreten Richtlinien erkennen. Worauf es bei führerlosen Bergwanderungen ankam, wurde bald klar gesagt. In einem 1893 erschienen Handbuch heißt es: *Die richtige und reichliche Bezeichnung der Wege ist von grosser Bedeutung für den Touristen; dieselbe hat sich nicht nur auf die Wege im Hochgebirge zu erstrecken, sie ist vielleicht noch nothwendiger im Thale und im Mittelgebirge. Als Hauptregel sollte gelten, dass die Wegbezeichnung von der letzten Eisenbahn- oder Poststation ausgehen solle. Zur Wegbezeichnung dienen Wegtafeln und farbige Zeichen.*⁷⁰ Es folgen detaillierte Angaben zur Anfertigung und Befestigung der Wegweisertafeln, ebenso zur Anbringung von ausreichenden Zwischenmarkierungen.

Zur Eignung der Markierungsfarben wurde schon damals klargestellt: *Die beste Bezeichnung ist hellroth auf weissem Grunde; sonst wäre in Alpengegenden höchstens noch Blau auf weissem Grunde anwendbar.*⁷¹ In den Tal- und Mittelgebirgslagen waren auch andere Farbanstriche vorstellbar. Wo markierte Wege angeboten wurden, sollten sich die Bergsteiger immer darauf verlassen können, damit problemlos ans Ziel zu kommen. Auch

von behördlicher Seite wurde eine Beschränkung auf hinreichend sichere Wege verlangt. Darauf bezieht sich ein Schreiben der Bezirkshauptmannschaft Bregenz von 1889 an die Vorarlberger Alpenvereinssektion mit folgender Anordnung auf Grund eines Statthalterei-Erlasses: *Die Markierungen von Wegen und Stegen haben im Hochgebirge nur für solche Wege und Stege zu geschehen, welche von Touristen ohne Führer gefahrlos begangen werden können.*⁷² Aus diesem Grund verzichtete die Sektion seinerzeit auf die oft gewünschte Markierung des Bergpfads vom Lünensee zur Schesaplana, »weil für Geübte und Erfahrene durch die neuen Wegherstellungen die Anstiegsrichtung ohnedies leicht zu finden ist, es aber gefährlich wäre, durch eine Markierung auch Ungeübte führerlos auf einen Berg zu locken, der bei eintretendem Unwetter, Nebel u. dgl. trotz Markierung immerhin eine Menge von Fährlichkeiten birgt«.⁷³

Nach den in den vorausgegangenen Jahren vorgenommenen Markierungsanstriichen waren um diese Zeit schon bei den meisten Wegen Erneuerungen erforderlich. So mussten nach der 1895 erfolgten Gründung einer eigenen Sektion Bludenz im darauffolgenden Frühjahr »die Wegmarkierungen aufgefrischt und viele neu hergestellt werden, wobei auch Mitglieder ihr Maltalent in den Dienst der guten Sache stellten, so daß in überaus kurzer Zeit eine tadellose Markierung sämtlicher Touren durchgeführt war«.⁷⁴

Auch in anderen Landesteilen kamen schon früh Vorzeigebispiele von guten Markierungen zustande. Karl Blodig rühmt in einem 1907 erschienenen Aufsatz über das Bregenzerwaldgebirge, »dass das Gebiet zwischen dem Hohen Freschen und dem Hochälpele durch die besondere Sorgfalt des Bezirks Dornbirn der Sektion Vorarlberg des D. u. Ö. A. V. zu den bestmarkierten Gegenden des Alpengebiets zählt«.⁷⁵

Die Zugänge zum Hohen Freschen wurden von mehreren Eisenbahnstationen des Rheintals aus markiert, z. B. auch in Sulz-Röthis und Hohenems beginnend.⁷⁶ Bei etlichen anderen Gipfelzielen nahmen die Markierungen ebenfalls bei Bahnstationen ihren Anfang, so etwa bei den Drei Schwestern in Feldkirch und Frastanz, beim Hohen Fraßen in Bludenz.

Die Hüttenwarte waren größtenteils zugleich Wegwarte, die sich bei den hochalpinen Markierungen um Auffrischungen und Ergänzungen kümmerten. Bei den meisten Wegstrecken beteiligten sich zahlreiche Vereinsmitglieder ehrenamtlich. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte das Netz der markierten Alpenvereinswege bereits einen kaum noch zu überblickenden Umfang erreicht. Daher war Sektionsvorstand Heinrich Hueber schon 1903 der Meinung: »Um die zahlreichen Markierungen in Vorarlberg evident halten zu können, ist die Anlage einer Wegmarkierungs-Karte eine Notwendigkeit«.⁷⁷ Solche Karten wurden in der Sektion Vorarlberg aber lange Zeit nur für einzelne Bezirke angefertigt.

Im benachbarten Prättigau hielt man sich mit Rücksicht auf die Beibehaltung der Bergführerdienste mit der Einführung von Zwischenmarkierungen lange zurück. Das stieß jedoch nicht nur bei Feriengästen auf Kritik. Der Prättigauer Alpinist Eduard Imhof (sen.) hielt bereits 1890 die ersten Montafoner Markierungsversuche für nachahmens-

wert. So bemerkte er zu den damaligen Orientierungsschwierigkeiten zwischen Partnun und Sulzfluh: »Eine einfache Wegmarkierung etwa durch Rothanstreichen des einen oder anderen Felsblockes, wie man das auf der Montavonerseite findet, wäre übrigens hier kein Luxus«. ⁷⁸

In den 1920er-Jahren wurde auf der Südseite des Rätikons mit der Markierung der Passrouten begonnen. Bald konnten die Standards des Alpenvereins in Graubünden, später auch in anderen Schweizer Kantonen übernommen werden, wobei man zwischen weiß-rot-weiß markierten Bergwegen und gelb gekennzeichneten Wanderwegen der Naherholungsgebiete unterschied. ⁷⁹ Diese Regelung war auch der 1935 gegründeten Schweizer Arbeitsgemeinschaft Wanderwege (SAW) willkommen. 1937 wurde sie in Absprache mit dem Schweizer Alpen-Club und dem Touristenverein Naturfreunde allgemein eingeführt. ⁸⁰

Während des Zweiten Weltkrieges bestand in dem für Touristen gesperrten grenznahen Berggebiet keinerlei Interesse an einer Fortführung der Markierungsarbeiten. Kaum bestand dafür nach 1945 wieder eine Notwendigkeit, traten in Vorarlberg Fragen nach Möglichkeiten für eine Wegweisung mit sparsamsten Mitteln in den Vordergrund. So sah sich der Alpenschriftsteller Walther Flaig – von 1960 bis 1971 Landeswegwart der OeAV-Sektion Vorarlberg – veranlasst, Vorschläge und Richtlinien für neue Wegweisertafeln und routenbezogene Markierungen mit wechselnden Farben und Formen zu erarbeiten. ⁸¹ Dieses System wurde zwar von der eigenen Sektion, ebenso von mehreren Gemeinden und Verkehrsvereinen, nicht aber von den deutschen Alpenvereinssektionen übernommen.

In Österreich war auch anderswo ein verwirrendes Vielerlei von Markierungen festzustellen. Dieses wurde nicht behoben, als sich der Hauptausschuss des OeAV 1969 für die Verwendung von rot-weiß-rot markierungen entschied. Diesen haftet zudem noch immer das Problem an, dass die von den Vermessungsämtern für Grundstücksbegrenzungen angebrachten Pfähle ebenfalls rot-weiß-rot markiert sind. ⁸²



Abb. 7: Die von der Sektion Vorarlberg zur Verfügung gestellten Tafeln mit Alpnamen wurden besonders im Regenzerwald geschätzt

ZUKUNFTSORIENTIERUNG NACH DEN LEITLINIEN DES VORARLBERGER WANDERWEGEKONZEPTS

Dass die Wandermöglichkeiten samt Beschilderungen und Markierungen zu wünschen übrig ließen, war zwar bekannt, im Amt der Vorarlberger Landesregierung wurde aber eine nähere Untersuchung der zu lösenden Probleme für notwendig erachtet. Mit einer solchen wurde 1990 der Geograf Oskar Wiederin in einer Testregion des Walgaus beauftragt.⁸³ Die von ihm 1991 vorgelegten Ergebnisse ließen die dringende Notwendigkeit einer Gesamtkonzeption erkennen, für die im Rahmen eines Pilotprojektes neue Standards zu entwickeln und in Zusammenarbeit mit allen berührten Gemeinden und touristisch engagierten Vereinen zu erproben waren. In der damit befassten Arbeitsgruppe war die Vorarlberger Alpenvereinssektion durch ihren Wegebetreuer Bruno Fink von Anfang an mitbeteiligt. Zugleich wurde auf einen ständigen Erfahrungs- und Informationsaustausch mit der OeAV-Geschäftsstelle der Sektion Vorarlberg und der beratend mitwirkenden Bündner Arbeitsgemeinschaft Wanderwege (BAW) Wert gelegt. Die 1993 und 1994 vorgestellten Zwischenergebnisse hatten zur Folge, dass sich der Vorarlberger Gemeindeverband und der Landesverband für Tourismus zusammen mit der OeAV-Sektion Vorarlberg für die Erarbeitung landesweit anzuwendender Leitlinien und Förderungen einsetzten.

1995 beschloss die Landesregierung das Vorarlberger Wanderwegekonzept mit einem breiten Maßnahmenspektrum zur Neugestaltung der Wanderangebote. Grundvoraussetzung sollte eine professionelle Routenplanung in enger regionaler Zusammenarbeit sein. Bei der Wahl der geeignetsten Wege war auf günstige Verknüpfungsmöglichkeiten verschiedenster Wegverbindungen, die Kombination mit öffentlichem Verkehr und vor allem auf gestiegene Sicherheitsansprüche zu achten. Ebenso gehörten landschaftliche Erlebnisqualitäten zu den Auswahlkriterien. So sollte es sich in Vorarlberg erübrigen, zusätzliche qualitätsorientierte Unterscheidungen (z. B. »Premiumwege« oder »zertifizierte Wege«) zu verwenden.

Um die Umstellungen auf die gestiegenen Anforderungen zu erleichtern, stellte die Raumplanung des Landes ein Beratungsservice mit detaillierten Planungsgrundlagen zur Verfügung und beteiligte sich an den Planungskosten. Wo die erstrebte Zusammenarbeit zustande kam, übernahm das Land auch die Kosten für die gesamte Neubetafelung der Wanderwege.

Die einheitlichen Vorgaben für die Wegmarkierungen basieren auf einer Rückbesinnung auf jene bewährten Standards, die vom Alpenverein bereits ein Jahrhundert zuvor eingeführt und in der Schweiz mit Modifikationen flächendeckend übernommen worden waren.⁸⁴ Bei den landeseinheitlichen Markierungen sollten fortan dreierlei Wegkategorien unterschieden werden: gelb-weiß für leichte Spazier- und Wanderwege (zumeist in Naherholungsgebieten), weiß-rot-weiß für Bergwanderwege, weiß-blau-weiß für exponierte alpine Steige. So sind die Vorarlberger Wanderwege heute mit denen der



Abb. 8: Die bei Alpenvereinswegen schon vor einem Jahrhundert gebräuchliche weiß-rot-weiße Markierung wird in Vorarlberg nach den Leitlinien des Wanderwegekonzeptes für Berge- wege landesweit bevorzugt

Schweiz, von Liechtenstein und des bayerischen Grenzgebiets in denselben Leitfarben verbunden. Die einheitliche Signalisation verbindet hier zugleich lückenlos alle Arbeitsgebiete der verschiedenen alpinen Vereine.

Für die flächendeckende Realisierung war in ganz Vorarlberg Bruno Fink der maßgebliche Lehrmeister. Dieser hatte bei der Sektion 1971 die Funktion des Landeswegwarts übernommen und 25 Jahre hindurch ehrenamtlich ausgeübt. Dank seiner Erfahrungen wurde er zur Umsetzung des Landeskonzeptes noch mehr als früher zu einem »Landeswegwart«, bei dem bis 2014 insgesamt an die 400 Wegebetreuer an Markierungskursen teilgenommen haben. Dass er bei seinen Schulungen bisher ungewohnte Qualitätsansprüche stellte, lässt sich heute landesweit nicht übersehen.

Dank der engagierten Zusammenarbeit aller Beteiligten gelang bei diesem ersten österreichischen Landeskonzept für Wanderwege innerhalb von kaum zehn Jahren die komplette Erneuerung eines über 6000 Kilometer umfassenden Wegenetzes.

Dieses wurde in das Geografische Informationssystem VoGIS aufgenommen, womit eine vielseitige Verwendbarkeit ermöglicht wird. Allen mit der Wegerhaltung befassten Stellen können großmaßstäbige Arbeitskarten zur Verfügung gestellt werden, in denen das Wegenetz mit Unterscheidung der verschiedenen Kategorien, mit Wegweiserstandorten und Gehzeiten für alle Teilstrecken ersichtlich gemacht ist. Für die einzelnen Wegabschnitte lässt sich auch feststellen, wer für die Instandhaltung zuständig ist.

Das VoGIS bietet zugleich im Internet flächendeckend Informationsmöglichkeiten über die Vorarlberger Wanderwege. Die Nummerierung der Wegweiserstandorte verhilft für verschiedenste Zwecke, wie etwa der Bergrettung, zu genaueren Lokalisierungen. Für Überblicksinformationen im Gelände können bei Bedarf zu jedem beliebigen Standort Orientierungstafeln hergestellt werden, die vor allem bei Schutzhütten und anderen wichtigen Ausgangspunkten geschätzt sind. Zur Anfertigung von Wanderkarten aller Art erlaubt die laufende umfassende Evidenzhaltung den Zugriff auf sehr genaue Unterlagen.

DIE VORARLBERGER ALPENVEREINSWEGE IM ÜBERBLICK

Nach einer von 2012 bis 2014 durchgeführten Bestandsaufnahme umfassen die von der OeAV-Sektion Vorarlberg und deutschen Sektionen betreuten Alpenvereinswege insgesamt 594,7 Kilometer bzw. 9,8 Prozent des Vorarlberger Wanderwegenetzes im Gesamtumfang von 6087,5 Kilometern.⁸⁵ Es liegen zwar keine Vergleichszahlen vor, doch nach den kartografisch ausgewiesenen Arbeitsgebieten dürfte der Anteil der AV-Wege heute höchstens noch halb so groß sein wie um die Mitte des 20. Jahrhunderts.⁸⁶ Dies trifft zumindest für die Arbeitsgebiete der Sektion Vorarlberg zu, deren Wegenetz von Guntram Jussel 1995 mit »mehr als 650 km« angegeben wurde,⁸⁷ 2014 hingegen nur mehr 313 Kilometer umfasste. Die aus der Vergangenheit vorliegenden Zahlenangaben beruhen gelegentlich auch auf zu niedrigen Schätzungen. Bezeichnend dafür ist die Feststellung im Jahresbericht von 1939: »Unsere gesamten Weganlagen des Zweiges Vorarlberg betragen über 100 km Länge ...«. ⁸⁸

Bei dem für 2014 angegebenen Gesamtumfang des Wegenetzes ist nicht zwischen den mitbenützten Gemeindestraßen und Fahrwegen der Tallagen und den eigentlichen Bergwanderwegen unterschieden. Erwartungsgemäß ist der Anteil der Alpenvereinswege daher im nördlichen Landesgebiet mit kaum 4 Prozent an der Gesamtlänge des Wanderwegenetzes am geringsten, im gebirgrigeren Bezirk Bludenz hingegen mit 16,7 Prozent am höchsten. In den Gemeinden Dalaas und Gaschurn liegt der AV-Anteil sogar bei annähernd einem Drittel. Die Unterschiede nach Tourismusregionen gehen aus der nachstehenden Übersicht hervor.

OeAV- und DAV-Wege der Vorarlberger Tourismusregionen

Tourismusregion	Wanderwege insgesamt km	Alpenvereinswege		Anteil Alpenvereinswege insgesamt in %
		OeAV-Wege km	DAV-Wege km	
Bodensee-Rheintal	1802,7	89,8	--	5,0
Bregenzerwald	1369,7	24,1	17,3	3,0
Kleinwalsertal	197,5	--	9,3	4,7
Alpenregion Blu- denz	1306,1	57,6	89,5	11,3
Arlberg	254,3	--	34,1	13,4
Montafon	1157,2	141,5	131,5	23,6
Vorarlberg	6087,5	313,0	281,7	9,8

Stand 2014 nach Erhebungen der OeAV-Sektion Vorarlberg und Daten des Amtes der Vorarlberger Landesregierung, Raumplanung



Abb. 9: Wegweiser an einem Kreuzungspunkt verschiedener Alpenvereinswege am Sünser Joch

Lange stand die Anlage und Wartung der meisten Alpenvereinswege in so engem Zusammenhang mit den Schutzhütten der verschiedenen Sektionen, dass diese ein besonderes Interesse an der eigenverantwortlichen Instandhaltung und Markierung hatten. Zumeist fehlte es dazu auch nicht an freiwilligen Mitarbeitern, die diese Arbeiten unentgeltlich ausführten.

Das änderte sich vor allem dort, wo allgemein touristische oder alpwirtschaftliche Interessen mit neuen Weganlagen bestimmender wurden und wo es zugleich schwierig war, Freiwillige für die Wegebetreuung zu finden. Die meisten der ursprünglich von den Talorten ausgehenden Bergwanderwege wurden inzwischen befahrbar gemacht und in die Wegebetreuung der betreffenden Gemeinden oder bei Erschließungen mit Seilbahnen für veränderte Bedürfnisse von diesen übernommen.

Während sich heute manche Tourismusgemeinden auch um die Instandhaltung von hochgelegenen Bergpfaden kümmern, fanden einzelne Alpenvereinsbezirke umgekehrt im Steilgelände der Tallagen neue Aufgaben. So hat der Bezirk Wolfurt 1976 im Schluchtwald über der Bregenzerach die historische Wegverbindung Wolfurt–Buch als Wanderweg wiederhergestellt. Dem Bezirk Blumenegg gelang es 2005, die Verbindung Thüringen–St. Gerold über Gstins durchgehend gut begehbar zu machen.

Die Sicherheitsansprüche stiegen im Berggebiet vor allem bei stark frequentierten Wanderwegen in der Umgebung von Seilbahnstationen. So war es naheliegend, dass sich die betreffenden Seilbahnunternehmen auch an der Instandhaltung beteiligten. Von diesen betreuen heute allein die Vorarlberger Illwerke ein Wegenetz von insgesamt 34,8 Kilometern. Deren Wanderwege liegen zur Gänze in Montafoner Berggebieten, vorwiegend im Bereich Golm–Gauertal sowie in der Umgebung der Illwerke–Stauseen.⁸⁹

AUFGABEN UND PROBLEME DER WEGINSTANDHALTUNG

Alpine Wanderwege und Felsensteige können auch bei bestmöglich ausgeführten Wegebauten nicht immer und überall problemlos begangen werden. Mitunter lässt sich an einem einzigen Wandertag feststellen, wie die Verhältnisse wechseln. Eine Bergtour kann bei Schönwetter mit Steinschlag beginnen und mit einem Gewitter und einem von Hochwasser weggerissenen Steg enden.

Schon wenige Jahre nach der Anlage der ersten Alpenvereinswege stellte Johann Emmer fest: »Beinahe noch wichtiger als der Bau ist die Erhaltung der Wege, und kann daher nicht eindringlich genug empfohlen werden, dieser die vollste Sorgfalt zu widmen. [...] Unerlässlich – namentlich bei Wegen in der Hochregion – ist eine alljährliche Begehung nach der Schneeschmelze«. ⁹⁰

Im Wesentlichen gilt dies nach wie vor. Vereinfacht zusammengefasst sind nach Guntram Jussel allerdings auch verschiedene Unterscheidungen zu berücksichtigen. »Welche Maßnahmen der Wegerhalter zu ergreifen und auch durchzuführen hat, hängt davon ab, was nach Art des Weges (Weg, Fußpfad, Steig) insbesondere auch nach seiner besonderen Widmung (Hüttenweg, Jochübergang, Gipfelsteig) für seine Anlage, insbesondere aber für seine Betreuung, angemessen ist. Angemessen und daher auch zumutbar ist nach Auffassung des OGH [Obersten Gerichtshofs, Anm. d. Verf.] zumindest eine alljährliche Wartung aller Weganlagen, um grobe Fahrlässigkeit auszuschließen. Dazu gehört auch die Überprüfung von Haken, Drahtseilen und Befestigungen, der Haltbarkeit von Stegen und Bedarfsbrücken und die Überprüfung von Markierungen und Orientierungstafeln; für Klettersteige und ähnliche versicherte Wege ist eine zweimalige jährliche Wartung unbedingt vorzunehmen«. ⁹¹

Die meisten winterlichen Wegbeschädigungen lassen sich nach dem Ausapern bereits bei den ersten Kontrollgängen beheben. Im Frühsommer stellt sich aber oft das Problem, dass an Schattenhängen oder in Lawinenrunsen Schnee liegt. Auch darauf hat bereits Emmer ausdrücklich aufmerksam gemacht: »Man trifft solche Stellen noch im Juli, und da gewöhnlich dann der Schnee verharrscht [sic] ist, so können sie, namentlich wenn der Weg an steileren Hängen hinführt, geradezu bedenklich werden. Es wäre daher darauf zu achten, dass schon im Juni diese Strecken vom Schnee geräumt werden; sie sind ja in der Regel nicht lange und die Kosten nicht erheblich«. ⁹²

Angesichts der vielfältigen alpinen Risiken, hat auf Gebirgswegen die Eigenverantwortung der Wanderer von vornherein einen besonderen Stellenwert. Diese dürfen aber auch ein Bemühen der Wegehalter um unerlässliche Sicherheitsvorkehrungen



Abb. 10: Bruno Fink – von 1972 bis 1996 Landeswegwart der Sektion Vorarlberg – bei der Erneuerung einer Seilsicherung

erwarten. Dazu reicht das Aufgabenspektrum von Verbesserungen der Wegoberfläche mit Behebung von Vernässungen, Abstufungen von Steilstrecken, Erneuerungen von Bachquerungen, Haltevorrichtungen und Weidedurchgängen bis zum Freihalten von störendem Bewuchs. Hinzu kommen die Wiederherstellung beschädigter Wegweiser sowie in Abständen weniger Jahre Auffrischungen und Ergänzungen von Zwischenmarkierungen. Zu Aufgaben dieser Art enthält das vom Amt der Vorarlberger Landesregierung 2005 herausgegebene Handbuch *WanderWegeService* eine Sammlung praktischer Tipps.⁹³

Die rechtlichen Voraussetzungen für die Wegerhaltung wurden bereits im Vorarlberger Straßengesetz von 1969 geschaffen. Darin ist im § 23 Abs. 1 gesagt: *Die Eigentümer von öffentlichen Privatstraßen, die nach ihrer Art nur für den Verkehr von Fußgängern oder Tieren benützbar sind und vorwiegend dem Wandern dienen (Wanderwege), haben zu dulden, dass Gemeinden und in Vorarlberg bestehende Organisationen, deren satzungsmäßiger Zweck auch die Förderung des Wanderns ist, diese Wege im bisherigen Umfang erhalten und an solchen Wegen Wegweiser und Markierungszeichen anbringen.*⁹⁴

Mit der laufenden Überprüfung und den Instandhaltungsarbeiten an Fußwegen und Pfaden sind in den Naherholungsgebieten zumeist Gemeindearbeiter oder von den Gemeinden beauftragte Wegwarte befasst. Die Zugänge zu den Hochlagen sind vielfach als Wirtschafts- und Baustellenwege befahrbar gemacht, für deren Benützbarkeit normalerweise nicht der Alpenverein verantwortlich ist. Der Naherholung dienen heute auch die Spazier- und Wanderwege in der Umgebung von Seilbahnstationen, bei denen größtenteils die betreffenden Seilbahnunternehmen um eine bequeme Begehrbarkeit bemüht sind.

Im Vergleich mit den Verhältnissen vor einem Jahrhundert hat das von den alpinen Vereinen weiterhin zu betreuende Bergwegenetz somit einen beträchtlich geringeren Gesamtumfang. Dafür ist heute aber mit wesentlich weniger freiwilligen Helfern gestiegenen Sicherheitsanforderungen Rechnung zu tragen.

AUFWÄNDIGE SANIERUNGSAUFGABEN

Die alljährlichen Instandhaltungsarbeiten können nicht verhindern, dass bei den an Steilhängen angelegten Wegen die Erosion fortschreitet und dass aus Holz hergestellte Stufen, Geländer und Stege überall allmählich morsch werden. Schäden durch Hochwasser, Rutschungen, Felsabbrüche, Schneedruck, Lawinen oder Windwurf können gelegentlich auch aufwändige Instandsetzungsaktionen notwendig machen. Das war in Vorarlberg bereits nach der Hochwasserkatastrophe von 1910 bei zahlreichen Wegen der Fall.

Bergwald gilt zwar als bester Erosions- und Lawinenschutz, dennoch können an manchen Steilhängen und in Wildbachtobeln umfangreiche Erneuerungsarbeiten notwendig werden. Im Zusammenhang mit Lawinenschäden mag zunächst genügen, an ein

Beispiel aus dem Brandnertal am Zugang zur Sarotlahütte zu erinnern, wo trotz einer 1988 erfolgten Wegverlegung in den folgenden Jahren wiederholt neue Stege über den Sarotlabach zu bauen waren.⁹⁵

Ähnliche Erfahrungen wurden von den alpinen Vereinen bereits bei Weganlagen der ersten Jahrzehnte gemacht. Beim Brandner Zugang zum Lünensee als erstem Alpenvereinsweg waren alle paar Jahre größere Instandsetzungsarbeiten erforderlich. Die Jahresberichte der Vorarlberger Sektion nannten immer auch andere vielbegangene Höhenrouten, wie etwa die Übergänge über das Schlappinerjoch, Sareiserjoch, die Bielerhöhe, den Gentschelpass und Schadonapass sowie über den Binnelgrat und Bilkengrat.

Am aufwändigsten waren von Anfang an die beim Straußsteig und Drei-Schwes-tern-Steig in relativ kurzen Abständen erforderlichen Sanierungsarbeiten. Bei beiden Routen waren neben technischen Sicherungen mitunter auch teilweise Streckenverlegungen erforderlich.

Gelegentlich stellte sich bei zu häufigen Schadensfällen die Frage, ob deren Behebung tatsächlich immer sinnvoller ist als die Auflassung des einen oder anderen Wegs. Die auf der Grundlage des Vorarlberger Wanderwege-Konzeptes erforderlich gewordenen Routenplanungen gaben in manchen Fällen den Anlass, problematische Bergpfade nicht mehr in das Netz der markierten Wanderwege aufzunehmen. Das war beispielsweise im Klostertal bei den Verbindungen von Braz und der Elsalpe über Hinterbirg wie auch von Braz und der Freiburger Hütte über das Gwurfjoch der Fall. Das hindert nicht, diese Routen auf eigene Gefahr oder in Begleitung ortskundiger Bergführer weiterhin zu benützen oder allenfalls nach entsprechenden Wegverbesserungen wieder in das alpine Wanderangebot aufzunehmen.

Von schwerwiegenden Schäden durch Hochwasser, Lawinen, Hangrutschungen oder Windwurf sind zumeist nicht so sehr die hochalpinen Fußpfade als vor allem die in die Hochtäler führenden Fahrwege betroffen. Hier obliegt die Wiederherstellung zumeist den berührten Gemeinden, Agrargemeinschaften oder Alpengenossenschaften. Als Folge von zunehmenden Extremwetterlagen ist im Berggebiet aber auch bei Wanderwegen öfter als bisher mit Wegzerstörungen durch Murenabgänge und Hangrutschungen zu rechnen. Dadurch können in manchen Fällen Wegverlegungen notwendig werden. Darauf wurde in einer 2014 vorgenommenen Änderung des Vorarlberger Straßengesetzes Bedacht genommen. Es enthält nun unter § 33 Abs. 5–7 eine Regelung für die Verlegung von Wanderwegen.⁹⁶

An Steilhängen oberhalb der Waldgrenze hält eher ein »schleichender Verschleiß« dazu an, bestimmte Wegstrecken in Abständen von wenigen Jahrzehnten in einer Weise zu erneuern, wie es ein für die Betreuung zuständiger Wegwart allein nicht vermag. Die berührten Alpenvereinssektionen haben das zum Teil mit freiwilligen Helfern in eigener Regie übernommen, heute empfiehlt es sich jedoch oft, Bauunternehmen damit zu beauftragen, die über geeignete technische Geräte verfügen und für die Transporte auch Helikopter einsetzen können. Eine der ersten kostenaufwändigen Sanierungsar-

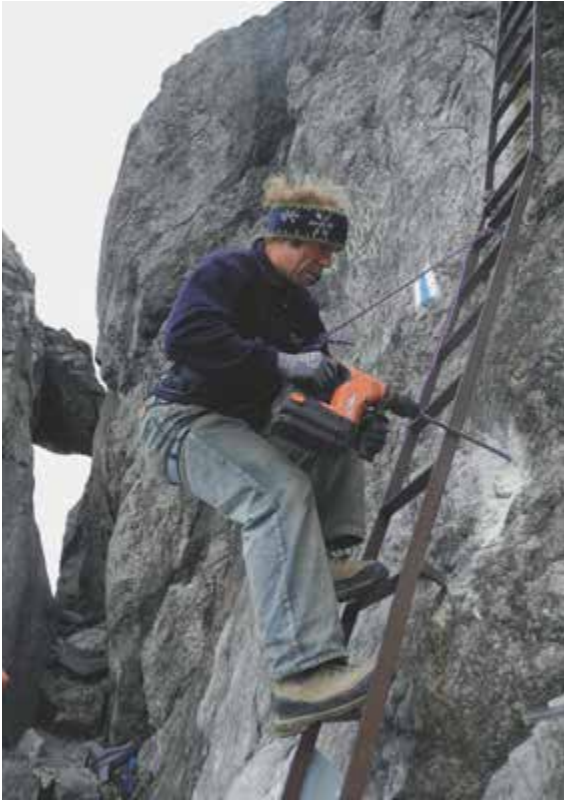


Abb. 11: An exponierten Routen wie dem Drei Schwestern-Steig sind neben der laufenden Instandhaltung wiederholt auch größere Sanierungsarbeiten erforderlich (Foto OeAV-Bezirk Feldkirch)

beiten dieser Art erfolgte von 1999 bis 2000 im Bereich des Drei-Schwestern- und Fürstensteigs.⁹⁷ Allerdings zeigte sich auch da, dass händische Arbeiten im hochalpinen Steilgelände nur sehr beschränkt maschinell erleichtert werden können. Dies auch deshalb, weil störende Landschaftsveränderungen als Folge von Maschineneinsatz grundsätzlich zu vermeiden sind.

Steigende Sicherheitserfordernisse machen heute immer öfter Sanierungsaufgaben notwendig, bei denen die Alpenvereinssektionen überfordert sind, die erhöhten Kosten allein zu tragen. Hinzu kommt, dass in den jeweiligen Arbeitsgebieten vielfach nicht genügend freiwillige und bauhandwerklich qualifizierte Helfer zur Verfügung stehen. Für solche Fälle stellte sich in den vergangenen Jahren immer häufiger die Frage, wie neue Möglichkeiten der Arbeits- und Kostenteilung gefunden werden können.

Die Vorarlberger Sektion erarbeitete 2011 einen Konzeptentwurf für eine flächendeckende Betreuung der alpinen Bergwege und Steige. Für diese ist eine entsprechende Koordination durch die Geschäftsstelle in Bludenz vorgesehen. Wo für die Weginstandhaltung die ehrenamtliche Mithilfe von Vereinsmitgliedern nicht mehr ausreicht, sollten für die warme Jahreszeit fix angestellte Wegarbeiter zur Verfügung stehen. Mit der Umsetzung dieses Konzeptes wurde 2013 ein Anfang gemacht, bei dem sich seitens des DAV auch die Sektion Lindau engagiert hat. Im Rahmen eines Pilotprojektes hat sich an den mit Priorität anstehenden Sanierungsprojekten das Land Vorarlberg mit der Übernahme von 50 % der Kosten für händische Arbeiten, Bauleitung und Materialien beteiligt.⁹⁸

Nach ersten Erfahrungen mit dem Pilotprojekt erwies sich diese Vorgangsweise im Wesentlichen als zweckmäßig. Es ist jedoch notwendig zu unterscheiden, wo eine professionell arbeitende Wegebaupartie für Alpenvereinswege im engeren Sinne und wo im Dienste von Gemeinden als Wegehaltern eingesetzt wird.

HÖHENERSCHLIESSUNGEN MIT STRASSEN, SEILBAHNEN UND MOUNTAINBIKEROUTEN

Bis in die 1950er Jahre waren die Hochlagen außerhalb der überregionalen Straßenverbindungen und Zufahrtsstraßen zu den Gebirgsorten nur in sehr bescheidenem Umfang für den Kraftfahrzeugverkehr oder mit Seilbahnen erschlossen. Die Motorisierung hielt sich zu dieser Zeit ohnehin noch in so engen Grenzen, dass die meisten Bergtouristen zur Anreise ins Berggebiet auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen waren. Für Bergtouren gehörten damals die Eisenbahnstationen der Talorte zu den am häufigsten gewählten Ausgangspunkten. Da die meisten Busverbindungen sehr zu wünschen übrig ließen, war es normal, zu den Höhenzielen relativ lange Gehzeiten in Kauf zu nehmen. Entsprechend wurden die Schutzhütten zur Einkehr und Übernachtung geschätzt.

Es zeigte sich aber damals schon deutlich genug, wie sehr die Fremdenverkehrsentwicklung von der Zugänglichkeit der Gebirgstäler für den aufkommenden Kraftfahrzeugverkehr abhängig ist. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg wurden die hochalpinen Erschließungen durch die Wasserkraftnutzung vorangetrieben, und dies zunächst gerade dort, wo der Alpenverein einige Jahrzehnte zuvor bevorzugte Höhenziele zugänglich gemacht hatte. Nach dem Bau des Vermuntkraftwerks und des Silvrettaspeichers konnte im Verlauf des zur Bielerhöhe führenden Bauhilfswegs 1954 die Silvretta-Hochalpenstraße eröffnet werden. Vielen Bergfreunden fiel es nicht leicht, sich nun an



Abb. 12: Die lange Zeit nur auf Bergpfaden erreichbare Wormser Hütte liegt heute inmitten des Schrunser Skigebiets. Sie ist mit einer Versorgungszufahrt und Sesselbahn, im Winter auch neu hinzugekommenen Seilbahnen erschlossen

völlig neue Entwicklungen der Höhenerschließung zu gewöhnen. Für den Bergsteiger Walther Flaig erschien der hier eingeleitete motorisierte Ausflugsverkehr am Beispiel des Madlenerhauses als ein Ausklingen des »klassischen« Alpinismus: »Wenn eine Alpenvereinshütte wie das Madlenerhaus zur Postautohaltestelle und zum Parkplatz der Reisebusse wird, dann ist sie ihren Zwecken entkleidet«⁹⁹. Ähnlich verlief die Entwicklung am Lünensee nach der Aufstauung zum Kraftwerksspeicher der Illwerke mit Eröffnung der Lünereisebahn (1959) und dem Neubau der nun vorwiegend als Restaurant dienenden Douglasshütte. Dazu passte, dass die erste von der Sektion Vorarlberg errichtete Schutzhütte abgebrochen und schließlich der Neubau auf dem Lünereisebord vom Verein an die Illwerke veräußert wurde. Zuvor konnte immerhin an Stelle einer dem Kraftwerksbau dienenden Wohnbaracke die Totalphütte eröffnet werden. Dass für den alpinen Tourismus die Großrestaurants von Seilbahnen wichtiger wurden als Schutzhütten alten Stils, ließ sich bald auch in anderen Landesteilen nicht mehr übersehen.

Die inzwischen gebauten Bergstraßen und Seilbahnen hatten bei den meisten Alpenvereinshütten rückläufige Nächtigungszahlen zur Folge, sie erleichterten dafür deren Versorgung. Wo die Hütten heute nicht durchgehend auf Fahrstraßen erreichbar sind, konnte die Zulieferung von Waren zumindest mit Materialseilbahnen erleichtert werden.

Neben Seilbahnen und allgemein benützbaren Bergstraßen erfolgten die umfangreichsten Veränderungen der Gebirgszugänge durch den Bau von land- und forstwirtschaftlichen Güterwegen und durch die Anlage von Baustraßen für Seilbahnen, Wildbach- und Lawinerverbauungen. Dadurch haben viele alte Wanderwege ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, wenn sie im Zuge der Straßenbauten nicht überhaupt beseitigt wurden. Wo man auf diese Wege nicht mehr angewiesen war, ließen sich manche Arbeitsgebiete der Alpenvereinssektionen beträchtlich reduzieren. In der Sektion Vorarlberg hat sich die »Initiative Bergwege« aber auch die Aufgabe gestellt, alte Wege nach Möglichkeit wieder herzustellen und zu markieren.

In den Augen naturverbundener Wanderer sind Fahrstraßen – vor allem mit Hartbelag und Kraftfahrzeugverkehr – ein fragwürdiger Ersatz für die vorher im natürlichen Gelände verlaufenden Fußwege. Daher wurde im Vorarlberger Wanderwegekonzept zur Erhaltung geeigneter Wandermöglichkeiten eine entsprechende Regelung angestrebt, die inzwischen erfolgte. Das 2014 novellierte Straßengesetz enthält die Bestimmung, bei Straßenbauten zumindest annehmbare Ausweichmöglichkeiten für Fußgänger zu schaffen.¹⁰⁰ Gelegentlich konnten Fahrwege mit leichter Humusierung der Oberfläche ähnlich wie Feldwege begrünt werden, so dass sie auch bei einer Befahrbarkeit für schwere Fahrzeuge für Fußgänger annehmbarer blieben. Oft konnten durch rechtzeitige Abstimmung der Interessen von Land- und Forstwirtschaft, Tourismus, Natur- und Landschaftsschutz schon bei der Planung von Wirtschaftswegen »maßgeschneiderte« Lösungen gefunden werden. Ein neueres Beispiel ist der Alpweg vom Hochtannbergpass zur Alpe Körb.¹⁰¹ Vielfach wird aber noch immer versäumt, die berührten alpinen Vereine rechtzeitig zu kontaktieren.

Andere und vielen Wanderern willkommene Ausweichmöglichkeiten entstanden durch die Bedienung mehrerer Alpstraßen mit Wanderbussen. Allerdings werden auch bei solchen Zugangserleichterungen Grenzen der Zuträglichkeit zu respektieren sein.

Bei der gewandelten Erschließung der Hochlagen stellen sich die Kernprobleme normalerweise nicht bei den Zugängen vom Tal her. Die straßenbaulichen und seilbahntechnischen Erschließungen haben den Charakter der zum Wandern attraktivsten Berggebiete in einer Weise gewandelt, wie es sich die Pioniere des Alpinismus noch nicht vorstellen konnten. Aus einer zuvor kaum berührten Bergwelt wurde in vielen Bereichen eine technisierte Zivilisationslandschaft, in der die Erschließungen für den Wintersport am meisten zur Abwertung ihrer Eigenart beigetragen haben.

Bis zu Beginn der 1990er-Jahre war auch noch nicht absehbar, dass sich das Radfahren als »Mountainbiking« innerhalb kurzer Zeit zu einem alpinen Trendsport entwickelt und viele Alpenvereinsmitglieder dazu eine positive Haltung ihres Vereins erwarten. In dessen Doppelrolle als Interessenvertretung des Bergsports und des alpinen Natur- und Landschaftsschutzes musste nach Kompromisslösungen gesucht werden. Daraus ergab sich beim OeAV die Forderung, im Berggebiet Forststraßen, nicht aber Fußwege für Mountainbiker freizugeben. Dieser Kompromiss entspricht im Wesentlichen einer von der Raumplanung des Landes Vorarlberg entwickelten Vorgangsweise. Zum Jahresbeginn 2015 umfasste hier das Netz der Mountainbikerouten bereits 1.336 Kilometer. Diesen stehen neben ohnehin öffentlich befahrbaren Wegen größtenteils Güter- und Forstwege zur Verfügung, wobei für Strecken im Umfang von 884 Kilometern Vereinbarungen zwischen Gemeinden und Wegehaltern abgeschlossen wurden.¹⁰²

ERFORDERNISSE DES NATURSCHUTZES

Naturverbundene Mitglieder des Alpenvereins haben es schon kurz nach dem Ersten Weltkrieg als alarmierend empfunden, wie mit Bergstraßen eine völlig neue Entwicklung des alpinen Fremdenverkehrs unerwartet rasche Fortschritte machte. Walther Flaig ließ damals zwar die ersten Tourenführer für den Rätikon (1924), die Silvretta (1924), den Arlberg und die Klostertaler Alpen (1929) erscheinen, zugleich warnte er aber eindringlich vor dem Massenbesuch der Bergwelt. Schon in der Einleitung seines Rätikonführers regte er dazu an, sich gegen jedes Zuviel zur Wehr zu setzen: »Kämpfe gegen die unsinnige Erschließungswut! Mit der Erschließung wird dem Gebirge der romantische Zauber der Ursprünglichkeit und Einsamkeit geraubt. Und doch suchet ihr gerade dies!! Nur das wilde, natürliche Bergland ist jener herrliche Quell der Kraft und der Freude! Hilf es erhalten!«¹⁰³

Zusammen mit dem Sektionsvorstand Siegfried Fussenegger setzte sich Flaig dafür ein, in den noch unerschlossenen Hochlagen auf der Südseite des Großen Walsertals und zwischen St. Gallenkirch und dem Hochtal von Vergalda (heute mit Skigebiet Silv-



Abb. 13: Die Sarotlahütte der Sektion Vorarlberg befindet sich in einem naturnah erhaltenen Hochtal und verfügt auch heute weder über eine Zufahrt noch über eine Materialseilbahn

retta Nova) Naturschutzgebiete auszuweisen. Dort sollten auch keine neuen Alpenvereinswege angelegt werden.¹⁰⁴

In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ließ die Konzentration auf die Wiederherstellung der desolat gewordenen Infrastruktur Expansionswünsche der Tourismuswirtschaft vorübergehend in den Hintergrund treten. Nach 1950 folgte dafür innerhalb weniger Jahre ein Erschließungsboom, der alle früheren Ansätze übertraf. Zu Beginn der 1970er-Jahre stellte Professor Hans Kinzl als Erster Vorsitzender des OeAV fest, wie in der Nutzbarmachung des Alpenraums geradezu eine Goldgräbermentalität um sich griff. Doch es ließ sich »nicht ändern, daß eine neue Zeit die wirtschaftlichen und technischen Voraussetzungen dafür schuf, daß der Tourismus nun nach seinen eigenen Gesetzen die Alpen zu überfluten begann, wodurch der Alpenverein zwangsläufig aus seiner Erschließerrolle in die Verteidigungsrolle des Schützers gedrängt wurde.«¹⁰⁵

In Vorarlberg ist es der Landesverwaltung vorerst wenigstens auf der Grundlage der 1973 in Kraft getretenen Gesetze für Raumplanung und Landschaftsschutz und der nachfolgenden ersten Tourismuskonzepte des Landes mit einigem Erfolg gelungen, mäßigend zu wirken.¹⁰⁶ Unter den Vorzeichen von Liberalisierung und sich verändernden Werthaltungen verstärkten sich vom Ende des 20. Jahrhunderts an jedoch wieder die Tendenzen zur Überbeanspruchung der Höhenregionen.

Im Verständnis landschaftlicher Erlebnisqualität lässt sich immer häufiger ein Wandel der Landschaftswahrnehmung beobachten, bei dem Tourismusmanager weniger auf die Werte von unverfälscht Authentischem als eher auf »Erlebnismache« zu setzen begannen¹⁰⁷. Dies führte bei Wanderwegen in der Umgebung von Seilbahnstationen zu Zusatzangeboten mit Überbetafelungen, aufdringlich zur Schau gestelltem Kitsch und von *Land Art* nach amerikanischem Vorbild.

Zur Vermeidung von weiter zunehmenden Landschaftsschäden erhoffte man sich im Österreichischen Alpenverein wirksame Hilfestellungen von der 1995 in Kraft getretenen internationalen Alpenkonvention.¹⁰⁸ Die nicht sehr ermutigenden bisherigen Erfahrungen machten inzwischen aber bewusst, dass allgemein gehaltene Grundsatzaussagen bei konkreten Problemstellungen wenig hilfreich sind. Ob und wie es in Vorarlberg künftig gelingen wird, die noch einigermaßen ungestörten Hochlagen zu erhalten, hängt viel mehr davon ab, ob und wie die Sektionen mit und neben den unmittelbar zuständigen Gebietskörperschaften imstande sind, im Natur- und Landschaftsschutz Kompetenz und ernst zu nehmendes Engagement zu beweisen. Dazu wurde in der Sektion Vorarlberg inzwischen eine eigene Gruppe Naturschutz gebildet.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Helmut Tiefenthaler, Kummweg 8, A-6900 Bregenz

helmut.tiefenthaler@gmx.at

ANMERKUNGEN

1 DAV-OeAV (Hg.): Wegehandbuch der Alpenvereine, München-Innsbruck 2011 (PDF-Version), Vorwort.

2 WEIDMANN, Franz Carl: Handbuch für Reisende durch Tyrol und Vorarlberg, Leipzig 1854, S. 19.

3 SCHAUBACH Adolph: Nordtirol, Vorarlberg, Oberbaiern für Einheimische und Fremde geschildert (Die deutschen Alpen II), Jena 1866 (2. Aufl.), S. 304.

4 KINZL, Hans: Die Alpenvereinswege. In: Tiroler Wirtschaftsstudien, Bd. 10 Hundert Jahre Tiroler Verkehrsentwicklung 1858–1958, Innsbruck 1961, S. 51.

5 MORIGGL, Josef: Verfassung und Verwaltung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, München 1928 (4. Aufl.), S. 3–4.

6 Ebenda, S. 52–53.

7 EMMER, Johannes: Geschichte des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. In: Zeitschrift des D. u. Oe. A. V. 25 (1894) S. 231.

8 JUSSEL, Guntram: Berge und Menschen. Ein alpines Lesebuch, Bludenz 1995, S. 59–60.

9 EMMER, Johannes: Verfassung und Verwaltung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Ein Handbuch zum Gebrauch für die Sectionen, Berlin 1893, S. 129.

10 SCHINDLER, Georg Louis: Vorarlberg – Notizen für Touristen (mit Distanzen- und Eisenbahnkarte 1:250.000), Bregenz o. J.

11 WALTENSBERGER, Anton: Hypsometrische Karte der Oberlechthaler Alpen, Rhätikonkette und Silvretta Gruppe, 1:200.000, Gotha 1875.

12 AUTENRIETH, Walter: Die Stuttgarter Hütte und ihre Berge. In: Geschichte der Sektion Schwaben des Deutschen und Österreichischen Alpen-Vereins, Stuttgart 1920, S. 21.

13 BRUGGER, Andreas: Die Geschichte des Alpinismus in der Silvretta. Die sozialgeschichtliche Bedeutung der Alpenvereinshöhlen von den Anfängen bis 1914. Dissertation Innsbruck 2013, S. 182–185.

14 KINZL (wie Anm. 4) S. 50.

15 EMMER 1893 (wie Anm. 9) S. 61.

- 16 Nach JUSSEL (wie Anm. 8) S. 184–222.
- 17 TIEFENTHALER, Helmut: Heinrich Hueter – Wegbereiter für den alpinen Wandertourismus. In: *Bludener Geschichtsblätter* 112 (2015) S. 40–57.
- 18 Ebenda, S. 51–53.
- 19 DÜBI, Heinrich: Die ersten fünfzig Jahre des Schweizer Alpenclubs, Bern 1913, S. S. 227.
- 20 Nach Jussel (wie Anm. 8) S. 230–250.
- 21 EMMER 1893 (wie Anm. 9) S. 61.
- 22 OeAV-Archiv Innsbruck, Jahresberichte der Sektion Vorarlberg. Im Folgenden sind diese jeweils als J. Ber. mit Jahreszahl erwähnt.
- 23 GAMON, Thomas: Klettersteig mit Folgewirkung: Straußsteig und Spusagang am Panüeler. In: »Zwischen himmelstürmenden Gipfeln« – 100 Jahre Straßburger/ Mannheimer Hütte und Oberzalimhütte (Hg. DAV-Sektion Mannheim) Mannheim 2005, S. 44–47.
- 24 WÜRTH, Rudolf/ BARNAY, Markus: Erschließungssteig für Schwindelfreie: Der Leiberweg zum Brandner Gletscher. In: »Zwischen himmelstürmenden Gipfeln« (wie Anm. 23) S. 70–71.
- 25 FLAIG, Günther: Rätikon Alpenvereinsführer, München 1989, S. 247.
- 26 GAMON, Karl: Bergwelt an Meng und Galina. 100 Jahre Alpenverein Nenzing 1887–1987, Nenzing 1987, S. 30–31.
- 27 Ebenda, S. 31.
- 28 Auskunft Wendelin Tschugmell (Schruns 20. 8. 2014).
- 29 GMEINER, Emmerich: So begann es 1871. In: 100 Jahre Verkehrsverein, Bregenz 1971, S. 23.
- 30 BENNAT, Erwin: Flurnamen in Lochau. Ein Streifzug durch die Lochauer Fluren, deren Namen und Entwicklungsgeschichte, Lochau 2004, S. 129.
- 31 Stadtarchiv Bregenz, Protokolle des Vereins für gemeinnützige Zwecke.
- 32 OeAV-Archiv, J.Ber. 1886 und 1889
- 33 JUSSEL (wie Anm. 8) S. 148.
- 34 VLA, Amt d. Vbg. L. Reg., Abt. IV 647/1932. Der Antrag wurde 1932 »vom Finanzausschuss zurückgestellt«.
- 35 JUSSEL (wie Anm. 8) S. 148.
- 36 LEUPRECHT, Alfons: Ein Vierteljahrhundert im Dienste des Alpenvereins. Ein Gedenkblatt zum 25jährigen Bestande der Sektion Bludenz. In: *Feierabend, Wochenbeilage zum »Vorarlberger Tagblatt«*, 2. Jg. (1920), S. 246. Ders.: Die Bürserschlucht. In: *Feierabend* 12 (1930) S. 335–336.
- 37 MÄHR, Ludwig: Berichte der Sektion Vorarlberg des D. u. Oe. Alpenvereins über die Jahre 1921 bis 1925, Bregenz 1925, S. 7.
- 38 FLAIG, Walther: Wanderwege in Vorarlberg. Richtlinien für die einheitliche Anlage, Benennung, Betafelung und Markierung der Touristen-Wanderwege. (Hg. Landesverband für Fremdenverkehr in Vorarlberg) Bregenz 1960, S. 1.
- 39 FLAIG, Wather: Bericht des Wegwartes der Sektion Vorarlberg. In: *Alpenvereins-Nachrichten aus Vorarlberg*, 12 (Sept. 1960) S. 2.
- 40 MÄRK, Josef: Othmar Heinzle – ein Fünfundsiebziger. In: *Der Bergfreund*, 20. Jg. 11–12 (1968) S. 19.
- 41 TIEFENTHALER, Helmut: *WanderWegeService*, Handbuch für die Anlage und Betreuung von Wanderwegen (Hg. Amt der Vorarlberger Landesregierung), Bregenz 2005.
- 42 OeAV-Archiv, J.Ber. 1885–1889.
- 43 OeAV-Archiv, J.Ber. 1892, S. 5.
- 44 DÜBI (wie Anm. 19), S. 228–231.
- 45 OeAV-Archiv, J.Ber. 1879–1891.
- 46 KLEIN, Otto: *Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Lindauer Hütte 1899–1999* (Hg. DAV-Sektion Lindau), Lindau 1999. S. 39.
- 47 OeAV-Archiv, J.Ber. 1901–1908..
- 48 FRICK, Xaver: 75 Jahre Fürstensteig 1898–1973, Schaan 1973, S. 5–15.
- 49 TIEFENTHALER, Helmut: Ein unbekanntes Rheintal entdecken. Höhenwanderung von Feldkirch zum Bodensee (Hg. Amt der Vorarlberger Landesregierung), Bregenz 2006. Ders.: Ein Kulturwanderweg quer durch Vorarlberg. In: *Vorarlberger Volkskalender* 2005, S. 30–38.
- 50 OeAV-Archiv, J.Ber. 1908, S. 7.
- 51 Deutscher und Österreichischer Alpenverein Sektion Wiesbaden, Bericht über das XXIXte Vereinsjahr 1911, S. 26–28.
- 52 WURST, Robert: Gesamtösterreichisches Weitwanderwegenetz. In: *Alpenvereins-Jahrbuch* 1976, S. 62.
- 53 KINZL (wie Anm. 4) S. 66–68.
- 54 TIEFENTHALER, Helmut: *Weitwanderwege durch Vorarlberg*. In: *Montfort* 57 (2005) S. 366–367.
- 55 Ebenda S. 365–367.
- 56 HÜSLER, Eugen E.: Maximiliansweg: Auf der Königsroute von Lindau nach Berchtesgaden, München 2007. TIEFENTHALER, Helmut: *Der Maximiliansweg durch den Bregenzerwald*. In: *Jahrbuch 2012 des Vorarlberger Landesmuseumsvereins*, S. 222–223.

- 57 TIEFENTHALER, Helmut: Die Via Valtellina. Ein historischer Alpenübergang als Weitwanderweg. In: Montfort 62 (2010) S. 69–87.
- 58 TIEFENTHALER, Helmut: Vorarlberger Walserswege. In: Montfort 63 (2011) S. 7–21.
- 59 Amt der Vorarlberger Landesregierung, Wanderwege-Konzept Vorarlberg, Bregenz 1995, S. 21.
- 60 HEIM, Stefan: Walsersweg Vorarlberg, Innsbruck/Wien 2013. TIEFENTHALER (wie Anm. 58).
- 61 BEREUTER, Elmar: Rother Wanderführer Schwabenkinder-Wege: Oberschwaben, München 2011; Vorarlberg, München 2012; Schweiz und Liechtenstein, München 2013.
- 62 OeAV-Archiv, J.Ber. 1871 bis 1914.
- 63 OeAV-Archiv, J.Ber. 1876, S. 2.
- 64 OeAV-Archiv, J.Ber. 1877, S. 1.
- 65 OeAV-Archiv, J.Ber. 1880, S. 1.
- 66 OeAV-Archiv, J.Ber. 1885, S. 2.
- 67 OeAV-Archiv, J.Ber. 1886, S. 4.
- 68 Ebenda, S. 6.
- 69 OeAV-Archiv, J.Ber. 1904, S. 7.
- 70 EMMER 1893 (wie Anm. 9), S. 63.
- 71 Ebenda, S. 64–65.
- 72 VLA, Akten BH Feldkirch, Sch. 58, A 76/1889; Statthaltereii-Circular-Erlass 30.3.1889.
- 73 OeAV-Archiv, J.Ber. 1900, S. 6–7.
- 74 LEUPRECHT 1920 (wie Anm. 36), S. 246.
- 75 BLODIG, Karl: Das Bregenzerwaldgebirge. In: Zeitschrift des D. u. Ö. A. V. 37 (1907) S. 190.
- 76 MÄHR (wie Anm. 37) S. 2.
- 77 OeAV-Archiv, J.Ber. 1903, S. 8.
- 78 IMHOF, Eduard: Der Rhätikon, das Plessurgebirge und die westlichen Ausläufer der Silvrettagruppe. S. A. C. Itinerarium für 1890–92, Glarus 1890, S. 38.
- 79 TIEFENTHALER, Helmut: Wegweiser und Markierungen der Vorarlberger Wanderwege. Ein Entwicklungsrückblick. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 2005, S. 115.
- 80 Ebenda, S. 115–116.
- 81 FLAIG 1960 (wie Anm. 38). Ders.: Vorarlberger Wanderwege. In: Der Bergfreund 1969, H. 5, S. 50–51.
- 82 TIEFENTHALER (wie Anm. 79), S. 120.
- 83 WIEDERIN, Oskar: Die Wanderwege im Naherholungsgebiet Walgau-Sonnenseite, Frastanz 1991.
- 84 Wanderwege-Konzept (wie Anm. 59), S. 26–29.
- 85 Erhebung 2012–2014 durch OeAV-Sektion Vorarlberg und Amt der Vorarlberger Landesregierung (Raumplanung).
- 86 JUSSEL (wie Anm. 8), S. 117.
- 87 Ebenda S. 118.
- 88 OeAV-Archiv, J.Ber. 1939/40.
- 89 Auskunft Vorarlberger Illwerke AG (Vandans 26.8.2014).
- 90 EMMER, Johann: Verfassung und Verwaltung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, München 1910, S. 8.
- 91 JUSSEL (wie Anm. 8), S. 121–222.
- 92 EMMER 1910 (wie Anm. 90), S. 108.
- 93 TIEFENTHALER (wie Anm. 41), S. 30–75.
- 94 LGBL. Nr. 8/1969.
- 95 JUSSEL, Guntram: Wegearbeit im Alpenverein. In: Der Bergfreund 2000/4, S. 7.
- 96 LGBL. Nr. 58/2014. Diese Änderung des Straßengesetzes, die vom Alpenverein Vorarlberg initiiert wurde, sollte für die Nachhaltigkeit der Bemühungen um ein Wanderwegenetz, das den gegenwärtigen Anforderungen zu entsprechen vermag, von beachtenswerter Bedeutung sein. Die Novelle enthält nämlich neben den zitierten Regelungen betreffend die Verlegung von Wanderwegen in den Abs. 3 und 4 des § 33 auch Bestimmungen über die Ausgestaltung von Querungen mit Fahrstraßen und über die Schaffung von Ersatzwegen bei Überbauung von Wanderwegen durch Fahrstraßen. Zudem sollte sie das Bewusstsein der Rechtsanwender festigen, dass das Recht der Wanderwege in Vorarlberg – ausgenommen die Regelungen über die Wegehaftung – im öffentlichen Recht (Straßengesetz) begründet ist und nicht im Privatrecht (§§ 472 ff. ABGB), wie offenbar durchwegs angenommen wird (vgl. das »Wegehandbuch der Alpenvereine«, Abschnitt 7, insbes. P 7.1.3).
- 97 JUSSEL (wie Anm. 95), S. 8.
- 98 Beschluss der Vorarlberger Landesregierung vom 26. 2. 2013 zur Förderung der Wanderwegeninfrastruktur.
- 99 FLAIG, Walther: Ein neuer Weg in der Silvretta. In: Der Bergsteiger 21 (1954) S. 10.
- 100 § 33 Abs. 4 des Straßengesetzes in der Fassung von LGBL Nr. 58/2014.
- 101 BURTSCHER, Wolfgang: Alpwegebau Spannungsfeld Naturschutz – Tourismus – Alpwirtschaft. In: Der Alm- und Bergbauer, Jg. 53 (2003/11), S. 3–5.
- 102 Auskunft Amt der Vorarlberger Landesregierung, Abt. Raumplanung und Baurecht, 18.8.2015.
- 103 FLAIG, Walther: Die Nordrhaetischen Alpen. Ein Hochgebirgsführer. Rhaetikon I. Band, Dornbirn 1924, S. XI.

- 104** FUSSENEGGER, Siegfried: Der Fremdenverkehr und die Naturschutzgebiete in Vorarlberg. In: Heimat, 10. Jg. (1929), S. 147–148. FLAIG, Walther: Das Schutzgebiet Valisera und Vermeil. In: Heimat 10 (1929) S. 288–291.
- 105** HEUBERGER, Helmut: Hans Kinzl zum Gedächtnis. In: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München 65 (1980) S. 59.
- 106** FEURSTEIN, Helmut/ TIEFENTHALER, Helmut: Wendepunkte der Tourismusentwicklung in Vorarlberg aus raumplanerischer Sicht. In: Gedenkschrift Wolf Juergen Reith (Hg. M. F. Broggi), Schaan 1991, S. 113–122.
- 107** TIEFENTHALER, Helmut: Landschaftsästhetik und Tourismus in Vorarlberg. In: Montfort 56 (2004) S. 185–211.
- 108** BGBl 477/1995 in der Fassung BGBl III 18/1999. HASSLACHER, Peter: Vademecum Alpenkonvention (Hg. OeAV, Innsbruck) 2011 (4. Auflage).

BUCHBESPRECHUNGEN

Peter F. Kopp: War der Ofen schuld? Kabinettstücke aus der Schweizer Kulturgeschichte, 392 Seiten mit 93 Farb- und s/w Abbildungen; Zürich, Verlag Chronos 2014 € 55,50/sFr 68,-

Was hat die Entwicklungsgeschichte der Hausheizung mit der Emanzipation der Frau und dem Aufbau der Schweizer Stadtstaaten zu tun? Warum kippte Papst Johannes XXIII. mit seinem Reisewagen auf dem Arlberg in den Schnee? Waren die Zünfte eine basisdemokratische Einrichtung? Und konnte ein ennetbirgischer Landvogt eine Tessinerin heiraten und dennoch in der Helvetik und danach in Solothurn politisch Karriere machen?

Peter F. Kopp ist kein Historiker, der Mainstream-Themen verfolgt. Ihm ist es gegeben, in hartnäckigem Forschen und Tüfteln Irrtümer der Geschichtsschreibung aufzudecken und uns durch sorgfältige Quellenkritik zu überraschenden Einsichten zu führen. Dabei bewegt er sich polyvalent quer durch die verschiedensten Gebiete der Kulturgeschichte und verknüpft mitunter Fakten der Urgeschichte mit aktuellen Tagesereignissen. Entgegen allen Veröffentlichungen legt er beispielsweise überzeugend dar, dass vierrädrige Wagen und Gefährte bis ins 17. Jahrhundert nicht lenkbar waren, weil sie keine bewegliche Vorderachse hatten; er widerspricht damit zahlreichen Veröffentlichungen und (römischen) Wagenrekonstruktionen, die in Museen gezeigt werden. Der Nachweis gelingt durch sorgfältige Analyse aller greifbaren Beschreibungen und Abbildungen, verknüpft mit mechanischen, physikalischen und handwerklichen Überlegungen. Der Reisewagen von Papst Johannes XXIII. stürzte 1414 nicht nur aus Ungeschicklichkeit, sondern vor allem, weil er nicht lenkbar war: es fehlte die bewegliche Vorderachse und zwischen den Zugpferden die Deichsel. War denn dessen Erfindung so kompliziert? Keineswegs, so Kopp, es fehlte schlicht die Nachfrage nach lenkbaren vierrädrigen Wagen, weil die

Strassen denkbar schlecht waren und das Fahren als unwürdig galt; ein Mann, der etwas auf sich hielt, erschien hoch zu Ross oder liess sich in einer Sänfte (»sanft«) transportieren. Karren waren für Kranke, Frauen und Verbrecher (auf dem Weg zur Hinrichtung), Waren wurden bis ins 19. Jahrhundert per Schiff und Saumtier befördert.

Kleinformatige Meisterstücke werden Kabinettstücke genannt. Folgerichtig unterteilt Peter F. Kopp seine historischen Recherchen als »Kabinettstücke aus der Schweizer Kulturgeschichte«. Spannend wird etwa dargelegt, wie Solothurn 1530 zur Ambassadorsstadt des französischen Königs wurde und sich nach 1789 zu einer Fluchtburg der adeligen Emigranten entwickelte; und fast nebenbei liefert Kopp eine kritische Würdigung der Zünfte, die sich nicht mehr demokratisch erneuerten, sondern sich durch Kooptation bei der Ämterbesetzung auf immer weniger regimentsfähige Familien verengten.

Konstanz als die heimliche Hauptstadt des Thurgaus wird in mehreren Aufsätzen angesprochen, besonders intensiv im Kapitel über Leinenfernhandel, Hanf- und Seidenverarbeitung. Von besonderem Interesse ist dabei die Analyse des Bilderzyklus 'im »Haus zur Kunkel« am Münsterplatz 5, der Szenen der Verarbeitung im Duktus der Weingartner Liederhandschrift zeigt. Der Volkskundler Peter Bretscher liefert dazu sachkulturelle Erläuterungen, Kopp stellt sie in den zeitlichen Zusammenhang. War das »Haus zur Kunkel« ein Beginnenhaus, eine freie Ausgangsbewegung mehrerer Frauenklöster, eine Alternative zum fremdbestimmten Leben höhergestellter Frauen im Mittelalter? Kopp kann die Frage nicht mit Sicherheit positiv beantworten, doch dass für ihn die Emanzipation der Frau ein wichtiges Thema ist, zeigt das erste Kabinettstück.

Unter der Leitfrage »War der Ofen schuld?« geht Kopp systematisch der Frage nach, warum die Frauen in der Folge der Städtegründungen nicht bestimmender Teil der Geschichte wurden, statt sie nur

zu erleiden. Er greift dabei weit in die Urgeschichte zurück und entwickelt in grossem Bogen die Stellung der Frau bis in die Neuzeit. Fazit: die Frau blieb am Herd und damit im Zentrum des häuslichen Lebens, sie ermöglichte dem Mann, sich an heizbaren Öfen im Zunft- oder Rathaus dem Aufbau des Kollektivs zu widmen und die Souveränität der Städte und Stadtstaaten zu ermöglichen. Die weibliche Friedfertigkeit und die männliche Herrschaft blieben noch für lange Zeit geteilt.

Eduard Joos

Hansmartin Schwarzmaier: Klöster, Stifter, Dynastien. Studien zur Sozialgeschichte des Adels im Hochmittelalter, hg. zum 80. Geburtstag von Hansmartin Schwarzmaier im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg von Konrad Krimm und Peter Rückert (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, 190), 544 S., Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2012, € 46,-/sFr 56,90

Aus Anlass seines 80. Geburtstags ist zu Ehren des langjährigen ehemaligen Leiters des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe, Prof. Dr. Hansmartin Schwarzmaier, eine gediegene und ansprechende Festgabe erschienen. Es handelt sich um eine umfangreiche, thematisch fokussierte Neuauflage der wichtigsten Aufsätze, die von den Herausgebern im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg aus dem breitgefächerten wissenschaftlichen Œuvre des Archivars und Historikers für seine großen und bleibenden Verdienste um die geschichtliche Landeskunde Südwestdeutschlands zusammengestellt worden sind. Die zur Erleichterung der inhaltlichen Orientierung in drei Themenkreise gegliederten, aber auf einander bezogenen Aufsätze sind trotz aller Vielfalt dem Hauptthema des Jubilars, der Sozialgeschichte des Adels im Beziehungsgeflecht zwischen genealogischer Herkunft, politischer Herrschaft und Programmatik und religiöser Determination in der Adelswelt des 12. Jahrhunderts gewidmet. Nach einer einführenden grundsätzlichen Betrachtung über die Entwicklung der Schriftlichkeit und urkundlichen Überlieferung des Mittelalters aus der Sicht des heutigen Archivars, der die revolutionäre Ablösung der traditionellen Formen der Schriftlichkeit durch die Telekommunikation und Digitalisierung des Nach-

richtenmaterials mitvollzieht, werden in drei großen Kapiteln die Themen »Klöster und ihre Stifter«, »Dynastien: Staufer, Welfen, Zähringer und ihre Erben« sowie »Wege des Adels nach Italien« behandelt.

Im ersten Teil steht an einer Vielzahl von Beispielen aus dem deutschen Südwesten das oft konflikt- und spannungsreiche Verhältnis der adeligen Stifter zu ihren Klöstern im Vordergrund. Es sind vor allem die Prämonstratenserabtei Allerheiligen, die Klöster Gottesau und Odenheim, Ottobeuren, Selz und Lorsch sowie die monastische Welt der Staufer, Welfen und Zisterzienser, an denen der Autor immer wieder in akribischer Analyse der urkundlichen Überlieferung wie z. B. der Verwendung des Hirsauer Formulars die Gründungsgeschichte und weitere Entwicklung der Klöster in steter Auseinandersetzung mit der Adelswelt der Stifter beschreibt.

Der zweite Teil ist der breiten und vielschichtigen Thematik gelungener und gescheiterter Herrschaftsambitionen und Herrschaftsentwicklung gewidmet, die im Aufsatz über die Regiswindis-Tradition am Zusammenhang zwischen Kulturtradition, nämlich der Verehrung der legendären Kinderheiligen, und der Entwicklung der Adels Herrschaft der Grafen von Lauffen über die Epoche der Salier und Staufer bis zur Stadtwerdung Lauffens am Anfang des 13. Jahrhunderts dargestellt wird. Am Beispiel der bedeutenden Persönlichkeit des Zisterzienserabtes und Kardinalbischofs von Porto, Konrad von Urach (um 1180–1227), geht der Verfasser der Frage nach, ob die Zähringer mit diesem geistlichen Vertreter ihres Hauses jene machtpolitischen Pläne verwirklichen konnten, die den weltlichen Familienangehörigen versagt geblieben sind. Aus Anlass des vierzigjährigen Jubiläums des Bundeslandes Baden-Württemberg im Jahr 1992 und als eine Art »Bilanz« ist der Aufsatz über die Anfänge Badens und Württembergs, ihr ambivalentes zwischen guter Nachbarschaft und Konkurrenz changierendes Verhältnis und ihre Herrschaftsentwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart entstanden. Die sich anschließenden Studien über Uta von Schauenburg, Herzog Friedrich II. von Schwaben, Konrad von Rothenburg, Herzog von Schwaben und Heinrich VII. sind Porträts vornehmlich staufischer Herrscherpersönlichkeiten, deren Leben und Handeln im Kontext ihrer Zeit und Umgebung beleuchtet und bewertet werden. Der fünfte Sohn Kaiser Friedrich Barbarossas und der Kaiserin Beatrix, Konrad von Rothenburg – wie übrigens auch sein Bruder Otto – ist auf Grund seines gewalttätigen

gen, heimtückischen und sittenlosen Charakters als sehr negatives Beispiel einer Herrscherpersönlichkeit in die Chronistik eingegangen. Bei Heinrich VI., dem 1235 nach verlorenem Kampf gegen den Vater entmachteten einzigen Sohn Kaiser Friedrichs II., stellt Schwarzmaier die Frage »ob nicht vielleicht Heinrich in seiner aus langer Erfahrung gewonnenen Erkenntnis des Landes und seiner Menschen eine Konzeption vertrat, welche die staufische Herrschaft im Reich der Deutschen hätte sichern können ...« Der Blick auf die »Wege nach Italien« beginnt mit den Welfen, deren Geschichte durch die »italienische Herkunft« Welfs IV., des Sohnes des Markgrafen Alberto Azzo d'Este und Kunigundes von Kärnten, der nach dem Tod seines 1055 kinderlos verstorbenen Onkels Herzog Welf III. von Kärnten das welfische Erbe in Deutschland und Italien antrat. Ausgangspunkt des Aufsatzes ist wiederum eine Urkunde, ein von der Forschung bisher kaum beachtetes Pergament mit einer Notiz über ein Rechtsgeschäft Welfs VI. von 1140, an dem noch einmal die komplexe Frage der Italienbeziehungen der Welfen erörtert wird. Eng verbunden ist damit insbesondere auf dem Hintergrund des staufisch-welfischen Gegensatzes die in der Forschung immer noch kontrovers diskutierte Frage nach der machtpolitischen Rolle der Welfen im Alpenraum, die der Autor in dem nachfolgenden Beitrag über die welfische Macht- und Besitzpolitik im Vinschgau und das Verhältnis zu den kirchlichen und weltlichen Amtsträgern überprüft. Die Geschichte des in der Reformzeit zwischen 1085 und 1097 von den Herren von Tarasp gegründeten und mit Mönchen aus Ottobeuren besiedelten Klosters Marienberg im Vinschgau verdeutlicht die enge Verbindung von Klostergründung und adeliger Haus- und Territorialpolitik. Der Aufsatz ist zugleich mit einem Beitrag über die wertvollen illuminierten Handschriften verbunden, die unter Abt Isingrim von Ottobeuren (1145–1181) entstanden sind. In seinem Beitrag über die Markgrafen von Baden, die sich auch nach Verona im Vinschgau benannten, geht Schwarzmaier der Frage nach der politischen Situation und verfassungsrechtlichen Bedeutung nach, die die Stadt im Schnittpunkt zwischen Deutschland und Reichsitalien in der Zeit des 12. Jahrhunderts besaß. »Wege des schwäbischen Adels nach Italien«: Nicht die nur dürftig dokumentierten hochmittelalterlichen Reisewege über die Alpen und damit ein interessantes Kapitel der Straßenforschung, sondern die erweiterte (politische) Bedeutung des Wortes im

Zusammenhang mit der Italienpolitik der deutschen Könige im 11./12. Jahrhundert ist mit dem Titel des Aufsatzes gemeint. Es geht dabei letztlich um das Verhältnis zwischen Deutschland und Reichsitalien, den Prozess des Auseinanderlebens und der Entfremdung zwischen Deutschen und Italienern, der sich auf Grund politischer, sozialer und ökonomischer Strukturveränderungen vornehmlich im Zeitraum zwischen den Italienzügen von 1077 bis 1186 vollzieht. Der Schlussbeitrag behandelt das Thema »Kreuzzug und Pilgerschaft nach Jerusalem«. Er enthält ausgewählte Porträts von Jerusalem-Pilgern, angefangen bei Friedrich Barbarossa, Personen aus seiner Umgebung (Welf VI.) und Zeitgenossen (Heinrich der Löwe). Es ist ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte, in dem der Autor die verschiedenen Motive und Ausdrucksformen mittelalterlicher Frömmigkeit beschreibt. Das mit einem ansprechenden farbigen Einband ausgestattete Buch ist mit zahlreichen z. T. farbigen Abbildungen (Fotos, Zeichnungen und Stammbäumen) illustriert und mit einem Orts- und Personenregister versehen, durch das die Nutzung für die wissenschaftliche Arbeit wesentlich erleichtert wird. Hansmartin Schwarzmaier ist ein brillanter Erzähler. Fast jeder Beitrag ist aus der engen Verschmelzung archivalischer Arbeit mit landeshistorischer Forschung hervorgegangen. Der Autor hat mit diesem Werk nicht nur der Fachwelt, sondern auch dem allgemein interessierten Leser ein wertvolles Geschenk gemacht.

Fredy Meyer

Colette Halter-Pernet: Hofrechte und Öffnungen des Klosters Einsiedeln. Entstehung, Entwicklung, Verwendung. 392 S., Chronos Verlag, Zürich 2014, € 62,-/sFr 68,-

Hinter dem schlichten Titel der Dissertation von Colette Halter-Pernet zu den Hofrechten und Öffnungen des Klosters Einsiedeln verbirgt sich eine äußerst phantasievolle und in den Ergebnissen die Forschungsdiskussion mit vielen Impulsen bereichernde Arbeit. Die Autorin geht der Frage nach, aus welchen Beweggründen ein prominenter geistlicher Herrschaftsträger wie das Kloster Einsiedeln seine Rechte verschriftlichte und wie sich diese sowohl in der Form als auch im Inhalt über die Jahrhunderte entwickelten. Die Untersuchung orientiert sich theoretisch und methodisch an der vor allem in Deutschland und in der Schweiz in den letzten zwanzig Jahren intensiv

betriebenen Schriftlichkeitsforschung. Abbild davon ist der Aufbau der Arbeit, der gewissermaßen dem Lebenszyklus eines Schriftstücks folgend, zuerst die Entstehung, dann die Verwendung und schließlich die Aufbewahrung bis auf die Detailebene untersucht. Der Vorteil dieser Zugangsweise zeigt sich unter anderem darin, dass es der Autorin gelingt, neue Akzente in der allzu stark traditionell-rechtsgeschichtlich geprägten Weistumsforschung zu setzen. Im Vordergrund steht nicht wie so oft die Frage nach dem Ursprung von Weistümern, sondern jene nach ihrer Entwicklung.

In der Einleitung werden die Thematik, die Fragestellung, der Untersuchungsraum und die konsultierten Archive sowie der Aufbau der Arbeit dargelegt. Auf Grund des weit gestreuten Besitzes, der bis nach Süddeutschland und Vorarlberg reichte, befinden sich nicht alle ausgewerteten Quellen im Einsiedler Klosterarchiv. Es mussten auch Bestände aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe (Baden-Württemberg), aus dem Landesarchiv Vorarlberg, aus einigen Schweizer Staatsarchiven sowie aus noch kaum erschlossenen Kommunal- und Kirchenarchiven aufgearbeitet werden. Als wenig hilfreich erwiesen sich bereits bestehende Editionen. Im Hinblick auf Fragen der Verwendung der Dokumente ist nämlich auch deren Aussehen – die Form, Größe und Gestaltung – zu analysieren; die untersuchten Hofrechte und Öffnungen mussten alle im Original und somit am Aufbewahrungsort begutachtet werden.

Im zweiten Teil wird die frühe Aufzeichnung von Einsiedler Hofrechten dargelegt und diskutiert. Colette Halter-Pernet sieht Parallelen zwischen der regionalen und der allgemeinen Entwicklung um 1300, die sich im Willen nach Reorganisation sowie in der Aufzeichnung rechtlicher Verhältnisse äußern. In der frühen Hofrechts- und Öffnungsüberlieferung drückt sich ein herrschaftlicher Regelungsbedarf aus. Es werden auch Unterschiede zwischen Öffnungen und Hofrechten sichtbar. Erstere sind situations- und personenbezogen, Letztere stellen hauptsächlich Regelungen auf rechtsgewohnheitlicher Basis zusammen. Wichtig ist die Beobachtung, dass ein enger Zusammenhang zwischen Urbaren und Hofrechten und Öffnungen besteht. Dies weist eindeutig auf deren Entstehung im Zusammenhang mit Verwaltungsorganisationen hin. Die weitverbreitete Vorstellung, dass es sich im Falle von Öffnungen und Hofrechten um protokollartige Aufzeichnungen von Gerichtstagen handeln soll und dass sie »direkt an

einen Weisungsvorgang während der Gerichtstage gebunden sind, muss deshalb aufgegeben werden.«

Im dritten und vierten Teil werden die Einsiedler Hofrechte und Öffnungen im Einzelnen diskutiert. Das Sammelhofrecht der neun Dinghöfe Einsiedeln, Pfäffikon, Neuheim, Erlenbach, Stäfa, Kaltbrunn, Brütten, Illnau und Schwerzenbach, welches in einer Überlieferung aus dem Ende des 15. Jahrhunderts vorliegt, bildet gewissermaßen die Basis. Das Sammelhofrecht scheint auf Grund zwischenherrschaftlicher Unsicherheiten hergestellt worden zu sein und diente sowohl der Gleichschaltung der einzelnen Amtsträger als auch der Vereinheitlichung der Rechtsprechung. Darin sind Ansätze zu erkennen, die Herrschaftsorganisation zunehmend territorial zu gestalten, wie dies Walter Müller am Beispiel der Abtei St. Gallen dargestellt hat. Im Gegensatz zu St. Gallen blieb es gemäß Colette Halter-Pernet aber in Einsiedeln beim Versuch, der an den unterschiedlichen lokal-politischen Entwicklungen scheiterte. Die Autorin belegt ihre These, indem sie in akribischer Kleinarbeit die Einsiedler Hofrechte und Öffnungen der einzelnen Ämter in ihrer Entwicklung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts untersucht.

Dass die Entwicklung der Einsiedler Hofrechte und Öffnungen in den verschiedenen Verwaltungsämtern unterschiedlich verlaufen ist, hat verschiedene Gründe. Als externer Faktor ist das politische Umfeld zu erwähnen. In diesem Zusammenhang spielte der zunehmende politische und wirtschaftliche Einfluss der Stadt Zürich auf die umliegenden Gebiete, wie dies auch aus anderen Arbeiten bekannt ist, eine Rolle. Bei jenen Einsiedler Besitzungen, in welchen Zürich ab 1400 die Vogtei übernahm, sind Neufassungen der Rechte zu beobachten; der Anstoß dazu kam also nicht vom Kloster selber, sondern erfolgte von außen. Dennoch sind auch interne Faktoren zu erkennen. Klösterliche Einflüsse auf die Entstehung von Schriftgut sind in der Tendenz zur Verwaltungsstraffung zu erkennen. Dabei spielten einzelne Äbte wie Burkard von Krenkingen-Weissenburg (1418–1438) eine wichtige Rolle: Als er sein Amt antrat, war das Kloster verwaist, und er versuchte wohl deshalb »durch das Medium der Schrift, die Einsiedler Herrschaft zu bewahren, und gab den Anstoß zur schriftlichen Traditionsbildung des Klosters.« In der Summe aber nahm das Kloster in der Herstellung und Überarbeitung der Hofrechte und Öffnungen eine eher passive Rolle ein. Neuerstellungen oder Überarbeitungen der Rechte wurden jeweils erst in

Angriff genommen, wenn das Kloster durch einen Konflikt oder durch Herrschaftsveränderungen dazu gedrängt wurde. Diese von Colette Halter-Pernet deutlich herausgearbeitete reaktive Herstellungsstrategie kontrastiert zu jener der Fürstabtei St. Gallen. Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts setzten die St. Galler Äbte – und zwar nicht allein Ulrich Rösch, sondern auch seine Nachfolger – die Herstellung von Öffnungen gezielt zur Durchsetzung der Landesherrschaft ein. Ein Grund, dass dies gelang, dürfte darin liegen, dass der politische Einfluss der Stadt St. Gallen auf umliegende Gebiete kleiner war als im Falle Zürichs.

Das letzte Kapitel ist der Materialität, Verwendung und Archivierung der Hofrechte und Öffnungen gewidmet. Hier werden wichtige Ergebnisse aus der Bearbeitung eines regionalen Bestandes in die Schriftlichkeitsforschung eingebracht. Es stellt sich die Frage, in welchen Kommunikationszusammenhängen die Hofrechte und Öffnungen von Einsiedeln verwendet wurden. Für das 14. Jahrhundert sind nur ganz spärliche Informationen über die Verwendung der Schriftstücke vorhanden. Nebst Urkunden, Heften und Büchern stellte die Pergamentrolle die häufigste Form der Niederschrift dar. Dies weist klar auf den konkreten Einsatz hin. Rödel sind handlich und gut transportierbar; sie eignen sich zur Kundbarmachung, eben zum Öffnen, an Gerichtstagen, Huldigungen oder anderen Zusammenkünften. Die weit verbreitete Vorstellung, dass Öffnungen in enger Verbindung mit festen Fragenkatalogen für Weisungsabläufe zu sehen sind, weist Colette Halter-Pernet zurück. So sei denn auch der im sogenannten Burkardenbuch erhaltene Fragenkatalog eher als Richtschnur für den Gericht haltenden Ammann denn als feste Vorgabemaske zu betrachten. Hingegen bildete das Vorlesen und Zeigen der Hofrechte und Öffnungen einen Teil der Inszenierung von Herrschaft; auch rituelle Handlungen wie das beispielsweise in St. Gallen bezeugte Einreiten des Herrn oder die Huldigung gehörten dazu.

Die Dissertation von Colette Halter-Pernet stellt einen sehr wichtigen Beitrag zur Mediävistik und zur Schweizergeschichte dar. Durch ihre genaue, alle vorhandenen Hofrechte und Öffnungen berücksichtigende und in ihrer Entwicklung analysierende Untersuchung kann die Verfasserin Neues in die Diskussion einbringen. Es wird klar, dass Schlüsse der Weistumsforschung mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu kurz greifen; diese Rechte müssen

vermehrt in der spezifischen Situation eines Herrschaftsträgers beurteilt werden.

Stefan Sonderegger

Andreas Neuburger: Konfessionskonflikt und Kriegsbeendigung im Schwäbischen Reichskreis. Württemberg und die katholischen Reichsstände im Südwesten vom Prager Frieden bis zum Westfälischen Frieden (1635–1651) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Bd. 181). 568 S., Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2011, € 49,-/sFr 65,-

Auf nahezu 600 Seiten leistet Andreas Neuburger mit seiner 2009 angenommenen Tübinger Dissertation einen in mehrfacher Hinsicht bedeutenden Beitrag zur Erforschung der letzten Phase des Dreißigjährigen Krieges nach dem Prager Friedensschluß bis zur Formulierung und Umsetzung der Bestimmungen des Westfälischen Friedens. Standen gerade in den vergangenen Jahrzehnten die europäischen Dimensionen des ›größten Friedenswerks der Neuzeit‹ (Johannes Burkhardt) im Fokus der historischen Würdigung, so stellt Andreas Neuburger die Rolle der Reichsstände ins Zentrum seiner landesgeschichtlichen Studie, die sich neben der ›Güterfrage‹ – dem Schicksal einiger in den ersten Kriegsjahren vom Kaiser eingezogener und an andere weitergegebener württembergischer Herrschaften, Güter und Ämter – vor allem der ›Klosterfrage‹, dem politischen und juristischen Umgang mit dem 1629 von Ferdinand II. (1619–1637) erlassenen Restitutionsedikt, widmet. Demnach wurden auch in Württemberg zunächst, wo immer möglich, die seit 1552 (Passauer Vertrag) säkularisierten bzw. entfremdeten Klostergüter erneut von den betroffenen Orden übernommen – die Weingartener Benediktiner waren beispielsweise für Blaubeuren zuständig –, im Osnabrücker Friedensvertrag erhielt sie das lutherische Herzogtum dann jedoch wieder zurück, Mönche und Äbte gingen ins katholische ›Exil.

Dabei handelte es sich, wie Neuburger zeigen kann, keineswegs um eine zwangsläufige Entwicklung. Denn dazwischen – minutiös nachgezeichnete Stationen waren u. a. der Prager Friede (1635), der Regensburger Reichstag (1640/41) und der Reichsdeputationstag in Frankfurt (1643–1645) – lagen nicht nur rund zwei Jahrzehnte, in denen sich die militärisch-politische Situation entscheidend verän-

derte, sondern auch zahlreiche Verhandlungen und diplomatische Aktivitäten einer Vielzahl von Akteuren auf unterschiedlichen Ebenen: auf der Ebene der Reichsstände, der des juristischen Austrags vor dem kaiserlichen Reichshofrat und der des Schwäbischen Reichskreises. Die katholische Partei – die restituierten Prälatenklöster, die Bischöfe von Konstanz und Augsburg und unter den weltlichen Großen insbesondere Bayern und Tirol – handelte dabei keineswegs geschlossen, sondern divergierte etwa in der Frage einer (künftigen) Reichsunmittelbarkeit statt der bisherigen Landsässigkeit der württembergischen Klöster, während Herzog Eberhard III. (1628–1674) geschlossenen Rückhalt an den protestantischen Reichsständen fand.

Andreas Neuburger beleuchtet die genannten Ebenen in seiner erstmalig alle entscheidenden Akteure umfassenden, detailreichen und ungemein gründlichen, insbesondere aus einer stupenden Vielzahl von Quellen unterschiedlichster Provenienz gearbeiteten Studie. Den methodischen Anspruch, Reichs- und Landesgeschichte zu verknüpfen, löst er dabei auf restlos überzeugende Weise ein. So war, um nur ein wichtiges Ergebnis der Studie zu nennen, die seit den 1640er Jahren zunehmende Uneinigkeit zwischen Bischöfen und Prälaten mit ein wesentlicher Grund für den endgültigen Verlust der Restitutionsgewinne – und eben nicht eine notwendige Konsequenz aus der Entwicklung des Krieges in seiner europäischen Dimension.

Nicht nur in den beiden abschließenden Kapiteln X und XI führt der Autor die Perspektiven ›Schwaben‹ und ›Reich‹ souverän zusammen. Immer wieder beeindruckt, wie es ihm dank umfassender Kenntnis der Ereignis- wie auch der Deutungsgeschichte des Dreißigjährigen Krieges – in sprachlich ebenso präziser wie flüssiger Weise – gelingt, Verbindungen zwischen Mikroebene(n) und Makroebene(n) herzustellen, ohne sich im Kleinklein der regionalen Verästelungen, juristischen Argumentationen oder diplomatischen Initiativen zu verlieren. Er zeigt, worin sich protestantische und katholische Stände im Südwesten in ihrem Blick auf Krieg und Friedensverhandlungen unterschieden und glichen und inwiefern ihre Perspektiven – insbesondere in der ›Klosterfrage‹ – mit der Politik der Kriegsgegner, mit dem Kaiser, Frankreich oder Schweden, konvergieren – oder auch nicht. Dabei wird vor allem deutlich, woran ihnen konfessionsübergreifend schließlich am meisten lag: an der Wiederherstellung einer funktio-

nierenden und stabilen Reichsverfassung, die »allen Gliedern unabhängig von ihrer Größe Existenzsicherung sowie politische Artikulations- und Entfaltungsmöglichkeiten bot« (S. 568). Den Weg dazu hatte bereits ein 1640 – nach 27jähriger Unterbrechung – einberufener und von Ferdinand III. (1637–1657) persönlich besuchter Regensburger Reichstag gewiesen, dessen Bedeutung Neuburger mit Recht herausstellt. In der beispielhaften Handlungswilligkeit und -fähigkeit des bereits in der Folge dieses Reichstages reaktivierten Schwäbischen Reichskreises zeigt sich der nachhaltige pragmatische Zug in den leitenden politischen Überzeugungen der vom Krieg schwer getroffenen, mehr oder eher weniger mächtigen schwäbischen Reichsstände. Gerade sie konnten mit dem Westfälischen Friedensschluss zufrieden sein – und waren es auch.

Dietmar Schiersner

Joachim Whaley: Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und seine Territorien. Band I: Von Maximilian I. bis zum Westfälischen Frieden 1493–1648. Aus dem Englischen von Michael Haupt. Mit einem Vorwort von Axel Gotthard. Band II: Vom Westfälischen Frieden zur Auflösung des Reiches 1648–1806. Aus dem Englischen von Michael Sailer. 846 bzw. 836 Seiten plus Karten, Philipp von Zabern, Darmstadt 2014, € 149,-/sFr 200,90

Der an der Universität Cambridge lehrende britische Historiker Joachim Whaley hat ein monumentales, zweibändiges Werk zur Geschichte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und seiner Territorien vorgelegt, zuerst in Englisch, zwei Jahre später auch in deutscher Übersetzung. Niemals zuvor wurde diese Epoche der deutschen Geschichte monographisch so ausführlich behandelt. Auf über 1600 Seiten wird das lange vorherrschende, protestantisch-kleindeutsch-preußische Geschichtsbild entzaubert, das da lautete: das Reich sei ein Monstrum gewesen, das sich zwischen Ausgang des Mittelalters und Beginn des 19. Jahrhunderts unentschieden, erfolglos und zum Stillstand verdammt dahingeschleppt habe. In kräftigen Strichen wird vielmehr die Funktionsfähigkeit dieses staatlichen Gebildes beschrieben, dessen Verband trotz konfessioneller Spaltung seit der Reformation, dem Dreißigjährigen Krieg und der Staatsbildung in den größeren Territorien bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts erhalten geblieben ist.

Wie und wo kommt der Bodenseeraum in diesem opus magnum des britischen Historikers vor? Die Irregularität, nämlich das Reich als Gebilde mit lauter Ausnahmen, schafft bekanntlich Probleme für jede historische Darstellung. Tatsächlich wird der Bodenseeraum, insbesondere die Stadt und das Bistum Konstanz, im ersten Band nur gestreift, im zweiten Band ist er de facto – von wenigen illustrierenden Einzelbeispielen wie Stockach und Lindau abgesehen – nicht mehr behandelt. So gesehen wird die Regionalgeschichte nur wenig Honig aus den Büchern saugen können. Doch der übergreifende Blick überzeugt in seiner Analyse und pointierten Darstellung.

Doch gibt es auch Wermutstropfen. Da wäre zuerst die Quellenproblematik zu nennen: Whaley zitiert fast gar nicht aus den Quellen, sondern lediglich aus der Sekundärliteratur. Die Stimmen der Akteure bleiben somit stumm, keine authentische Äußerung bringt zusätzliche Farbe in die Darstellung. Zudem treten Fehler in der Übersetzung auf, die eine deutsche Leserschaft irritieren müssen: Mit »Mystizisten« sind wohl »Mystiker« gemeint, »Scholastizismus« ist im Deutschen schlicht die »Scholastik«. Man gewinnt den Eindruck, dass die Zitate aus deutscher Sekundärliteratur leichtfertig aus dem Englischen rückübersetzt wurden. Das wäre kein Ruhmesblatt weder für die Übersetzer noch für den Verlag.

Jürgen Klöckler

Thomas Knubben: Mesmer oder die Erkundung der dunklen Seite des Mondes. 231 Seiten. Klöpfer und Meyer, Tübingen 2015, € 24,-/sFr 32,50

Eine der ungewöhnlichsten Biographien des 18. Jahrhunderts ist die des Franz Anton Mesmer (1734–1815). Geboren als Sohn eines Försters aus Meersburg im Dienste des dortigen Fürstbischofs von Konstanz durchläuft er eine lange Schul- und Studienzeit bei den Jesuiten in Konstanz und an deren Universitäten in Dillingen und Ingolstadt. Auf das Studium von Theologie und Philosophie folgt ein Medizinstudium in Wien. Bereits die Dissertation fällt aus dem Rahmen der damaligen Medizin. Sie behandelt den Einfluss der Planeten auf den menschlichen Körper. So wie die Planeten Ebbe und Flut regeln, so beeinflusst eine unsichtbare Kraft, ein Fluidum, Gesundheit und Krankheiten, insbesondere die der Nervenbahnen. Animalischer Magnetismus wird sein Schlagwort, das voller Irrtümer und Widersprüche steckt. Dennoch erringt er überraschende Heilerfol-

ge mit Magnetkuren und Vorformen von Elektrotherapie. Ziel ist die Wiederherstellung einer inneren Harmonie von Körper und Seele. Auch gegen Teufelsaustreiber (Exorzisten) kann er sich behaupten. Ergänzt wird die Behandlung durch Berühren der kranken Körperstellen, Erfassung der Physiognomie und durch Musik auf der Glasharmonika. Kernstück wird das Baquet, ein hölzerner Trog, gefüllt mit Glas, Eisen und Magneten, von dem Eisenstäbe zu den in Séancen versammelten Patienten verlaufen, die ihrerseits durch Seile verbunden sind.

Der rasante gesellschaftliche und materielle Aufstieg endet nach einem spektakulären Misserfolg bei einer blinden Pianistin. Mesmer zieht nach Paris weiter, wo er ebenfalls große Erfolge erzielt. Zwei königliche Kommissionen, eine davon mit Benjamin Franklin, prüfen seine Methode am Wirken eines wichtigen Schülers von ihm und lehnen die Lehre vom animalische Fluidum ab. Mesmer kann jedoch weiterarbeiten, in ganz Frankreich werden so genannte Harmoniegesellschaften gegründet, die Mesmers Ideen weitertragen sollen.

In der Revolutionszeit zieht er sich immer wieder in die Schweiz zurück und schließlich mit großem Hausrat und seinem ganzen Instrumentarium nach Meersburg als Pfründner im Spital. Er erlebt nicht mehr die Anerkennung durch die ursprünglich sehr kritische Berliner Akademie, die vor allem die besondere Wechselwirkung zwischen Arzt und Patient als Heilmittel bei Nervenleiden betont. Der Zustand des Wachschlafs bei seiner Behandlung kann als Vorstufe der Hypnose gelten. Mesmer gilt heute als früher Wegbereiter in Richtung psychosomatischer Medizin und Psychotherapie.

Das Buch, das im Zusammenhang mit einer instruktiven Ausstellung zu Mesmer in Meersburg entstanden ist, bietet eine gut lesbare Einführung in die Gedankenwelt Mesmers im Rahmen der europäischen Aufklärung und Wissenschaftsgeschichte.

Arnulf Moser

Tobias Engelsing: Das jüdische Konstanz. Blütezeit und Vernichtung. Mit Beiträgen von Manfred Bosch, Lisa Foege und Birgit Lockheimer. 272 Seiten mit zahlreichen s/w und Farbabbildungen, Südv Verlag, Konstanz 2015, € 19,90/sFr 27,90

Das Rosgartenmuseum hat im letzten Jahr die Sonderausstellung »Das jüdische Konstanz. Blütezeit und Vernichtung« anlässlich der vor exakt 75

Jahren erfolgten Deportation der badischen Juden am 22. Oktober 1940 in das südfranzösische Internierungslager Gurs präsentiert und einen reich ausgestatteten Begleitkatalog herausgegeben. Darin zeichnet Museumsleiter Tobias Engelsing detailliert und kenntnisreich die Geschichte der jüdischen Gemeinde seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach, als mit dem badischen Gleichstellungsgesetz von 1862 sich erstmals seit dem Mittelalter wieder Juden in der Stadt niederlassen konnten. Sehr plastisch werden die systematisch aufgebauten Kapitel mit biographischen Darstellungen verknüpft, so dass ein anschauliches Bild des jüdischen Konstanz entsteht. Die Jahre nach 1933 bilden einen Schwerpunkt des Katalogs, der mit antijüdischen Maßnahmen durch die Stadtverwaltung als Teil des sich sehr rasch formierenden lokalen NS-Herrschaftssystems eingeleitet wird. Dabei geht Tobias Engelsing quellengestützt und erstmals in großer Breite auf die sogenannte »Arisierung« ein, die er als »den großen Raub« charakterisiert. In diesem Verfolgungszusammenhang, der mit der Deportation vom 22. Oktober 1940 seinen Höhepunkt erreichte, werden auch die abweisende Rolle der Schweiz und das Schweigen der Kirchen thematisiert. Die Zerstörung der Synagoge im November 1938 und das Lagerleben in Gurs ab Herbst 1940 werden eindringlich geschildert, auch Dank bislang unbekannter Quellen aus Privatbesitz. Als Teil der Sonderausstellung wurde ab dem 22. Oktober 2015 auf einem der Gleise des Konstanzer Bahnhofs zwei der originalen Waggons der Deutschen Reichsbahn präsentiert, mit denen die badischen Juden deportiert worden waren.

Das aus Osteuropa stammende jüdische Leben nach 1945, das untrennbar mit dem Namen Sigmund Nissenbaum verbunden ist, wird breit entfaltet, schwierige Themen wie die sogenannte »Wiedergutmachung« und der Umgang mit der Erinnerung werden nicht ausgespart. Eine Namensliste der zwischen 1940 und 1942 deportierten jüdischen Konstanzerinnen und Konstanzer beschließt den empfehlenswerten Band, der im – nach rund 70 Jahren mit neuem Leben eingehauchten – Südvogel erschienen ist.

Jürgen Klöckler

Ansbert Baumann (Bearb.): Die Protokolle der Regierung des Volksstaates Württemberg. Erster Band: Die provisorische Regierung und das Kabinett Bloß November 1918 – Juni 1920 (Kabinettspro-

tokolle von Baden und Württemberg 1918–1933; II. Teil, 1. Bd.). 690 S. mit 23 s/w-Abbildungen, Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2013, € 66,-/sFr 85,-

Der Übergang vom Deutschen Kaiserreich zur Weimarer Republik gehört wohl zu den am besten erforschten Abschnitten der neueren deutschen Geschichte. Galt es in den vergangenen Jahrzehnten, die großen Leitlinien der reichsdeutschen Politik nach innen wie nach außen zu analysieren, so nahm die historische Forschung zuletzt auch verstärkt die regionalen Aspekte dieser Zäsur in den Fokus ihrer Untersuchungen. Dies gilt ebenso für die beiden Landesteile des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg. Ansbert Baumann, Lehrbeauftragter am Institut für Zeitgeschichte der Eberhard Karls Universität Tübingen, bearbeitet im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg die württembergischen Kabinettsakten der Zwischenkriegszeit. Sein erster Arbeitsabschnitt umfasst nun die unmittelbare Zeit nach dem Waffenstillstand von Compiègne im November 1918 bis zum Juni 1920, die provisorische Regierung Württembergs und das sich daran anschließende Kabinett unter dem Sozialdemokraten Wilhelm Bloß (1849–1927).

Im Anschluss an den Ersten Weltkrieg bietet das Königreich Württemberg dem Leser hierbei kein anderes Bild wie das der anderen deutschen Teilstaaten. Der Krieg ist trotz eines enormen politischen und wirtschaftlichen Aufwandes verloren, was im November 1918 vorrangig Auswirkungen auf die Bevölkerung hat. Diese muss sich nun mit einem Heer an desillusionierten und teils schon radikalisierten heimkehrenden Frontsoldaten und Kriegsversehrten, einer zerrütteten Wirtschaft, immensen Reparationsleistungen und nicht zuletzt der Schmach der Kriegsniederlage arrangieren. Die tiefgreifenden gesellschaftlichen Verwerfungen führten in der Folge zu teils bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen zwischen nahezu allen alten und neuen politischen Gruppierungen. Diese Brüche führten am Ende nicht unerheblich auch zum Scheitern der Weimarer Republik und zum Aufstieg des Nationalsozialismus. In dieser unheilvollen Situation tritt die provisorische Regierung unter Wilhelm Bloß ihr Amt am 9. November 1918 in Stuttgart an, wohlwissend um die Anforderungen der unmittelbaren Nachkriegszeit. Zunächst bildeten Bloß und die Sozialdemokraten – anders als beispielsweise in Baden – keine Allparteienregierung, sondern koalitierten mit der USPD, den Unabhängigen Sozialdemokraten.

Erst zwei Tage später schlossen sich auch bürgerliche Parteien der provisorischen Regierung an. Der König von Württemberg, Wilhelm II. (1848–1921), verzichtete schließlich am 30. November 1918 in seinem Schloss Bebenhausen auf die Krone.

Der Bearbeiter führt den Leser zunächst mithilfe einer umfangreichen Einleitung in die historische Abfolge der Ereignisse ein. Nach einer flüssigen Zusammenfassung der Ausgangslage im Königreich Württemberg stellt Baumann zunächst die eigentliche Umbruchsphase bzw. den Beginn der revolutionären Unruhen im Land dar. Parallel dazu kommt es zur eigentlichen Regierungsbildung und der Konsolidierung der politischen Machtverhältnisse. Hier beginnt der tatsächlich spannende Teil des Werkes, da Baumann die Schwerpunkte der Regierungsarbeit bzw. die Lösungsansätze der Regierung Blos für die bereits angedeuteten Problemstellungen am Ende des Jahre 1918 und zu Beginn des Jahres 1919 kompakt zusammenfasst. Baumann ordnet diese Phase dementsprechend auch anhand der drängendsten Aufgaben der Regierung: Die Wiederherstellung der inneren Sicherheit und die Niederwerfung des Januar- oder Spartakusaufstandes, die Ausarbeitung einer neuen Verfassung und die Einbindung Württembergs in das Deutsche Reich, die Demobilisierung der Armee und schließlich die Versorgung der Bevölkerung. Gekonnt leitet Baumann dann von den Ergebnissen dieser vielfältigen Aufgabenstellungen in die allgemeine politische Entwicklung bis zum Rücktritt der Staatsregierung über. Infolge der Niederlage bei den Landtagswahlen im Juni 1920 trat die Regierung mit Wilhelm Blos an der Spitze schließlich zurück. Die Einleitung wird abgerundet durch zwei kurz gehaltene Abschnitte über die Arbeitsweise der Regierung und deren Mitglieder. Nach der Einleitung, den Editionsgrundsätzen und dem Verzeichnis folgen schließlich die 157 Protokolle der Regierung Blos vom 12. November 1918 bis einschließlich 23. Juni 1920. Ergänzt wird der gute Gesamteindruck von einem ausführlichen Register.

Markus Schmidgall

Richard Overy: Der Bombenkrieg. Europa 1939 bis 1945. Aus dem Englischen von Hainer Kober. 1051 Seiten mit zahlreichen s/w Abbildungen. Rowohlt, Berlin 2014, € 39,95/ sFr 53,90

Die wissenschaftliche Behandlung des Bombenkriegs im Zweiten Weltkrieg erfolgte bislang weitge-

hend aus nationaler Perspektive. Dieses Manko will der britische Militärhistoriker Richard Overy, Professor an der University of Exeter, dadurch ausgleichen, dass er erstmals eine vollständige Darstellung des Bombenkriegs in ganz Europa auf über 1000 Seiten unternimmt. Ein monumentales und vorzüglich geglücktes Unterfangen – zweifellos. Der multiperspektivische Blick richtet sich eben nicht nur auf Deutschland, Großbritannien und die USA, sondern behandelt auch den Luftkrieg in Italien, Frankreich, in Nord- und Südosteuropa und in der Sowjetunion. Overy betont eingangs, dass zwischen 1939 und 1945 »Hunderte europäische Städte, Ortschaften und Dörfer zum Ziel von Luftangriffen« geworden seien (Vorbemerkung, S. 1). Er macht deutlich, dass entgegen der kollektiven Erinnerung etwa Staaten wie Italien oder Frankreich mit ähnlich hohen Verlusten an Menschenleben konfrontiert waren, wie Großbritannien in der »Luftschlacht um England«. Das spiegelt sich jedoch nicht in der europäischen Erinnerungskultur wider. Wem ist heute bewusst, dass allein auf Rom eine größere Bombenlast niederging als auf alle britischen Städte inklusive London zusammen (S. 703)?

Aus südwestdeutscher, landesgeschichtlicher Sicht kann festgehalten werden: In den acht Monaten bis zur Kapitulation vom Mai 1945 entluden die alliierten Bomber rund dreiviertel aller insgesamt abgeworfenen Bomben (S. 545); und zehn Tage nach Dresden wurde Pforzheim Ende Februar 1945 zerstört: 83 Prozent des Stadtgebietes wurden durch die entfesselten Großbrände vernichtet und schätzungsweise 17600 Menschen kamen zu Tode – die dritthöchste Opferzahl des gesamten europäischen Bombenkrieges (S. 573). Doch rein kriegswirtschaftlich betrachtet waren die alliierten Bomberoffensiven – so das ernüchternd-erschütternde Fazit von Richard Overy – »ziemliche Fehlschläge« (S. 867).

Auch der Bodenseeraum gelangte bekanntlich relativ früh in die Planungen der alliierten Luftkriegsstrategen, vor allem wegen des Rüstungszentrums Friedrichshafen, das weit oben in der Liste der anzugreifenden Ziele der britischen Royal Air Force stand. Am 21. Juni 1943, kurz nach Mitternacht, erreichte der Bombenkrieg den See, als Friedrichshafen von 59 britischen Lancaster-Bombern erstmals angegriffen wurde. Der sechzigste Bomber hatte den Anschluss wegen eines Gewitters in Nordfrankreich verloren, er traf zu spät am Bodensee ein, drehte im Raum Bodman/Ludwigshafen nach Süden und lud in mondhel-

ler Nacht seine Bomben über dem Dorf Liggeringen auf dem Bodanrück ab. Im Verlauf des Krieges sollte Friedrichshafen noch mehrfach bombardiert werden. Auch Schweizer Städte gerieten während des Zweiten Weltkrieges (versehentlich) in den Bombenhagel: Schaffhausen, Stein am Rhein, Zürich. Unmittelbar vor der Besetzung wurden schließlich Singen und Radolfzell bombardiert. Auch Bregenz wurde kurz vor Kriegsende noch Ziel alliierter Tiefflieger.

Spiegeln sich diese Ereignisse in Overys Buch wider? Nein, der Luftkrieg am Bodensee ist ihm keine Zeile wert. Schade. Zumindest Friedrichshafen als bedeutendes Rüstungszentrum für Flugzeugbau und Panzermotoren hätte erwähnt werden müssen, zumal ihm die Stadt selbst nicht unbekannt ist: Auf S. 43 erwähnt er den Luftangriff vom 23. November 1914 auf die Stadt der Zeppeline. Doch jenseits einer – sicherlich verengten – regionalgeschichtlichen Perspektive bleibt festzuhalten: Richard Overy hat das Standardwerk zum Luftkrieg in Europa im Zweiten Weltkrieg vorgelegt.

Jürgen Klöckler

Deutsches Historisches Museum (Hg.): 1945. Niederlage. Befreiung. Neuanfang. Zwölf Länder Europas nach dem Zweiten Weltkrieg. 248 Seiten mit 150 Farbbildungen, Theiss Verlag, Darmstadt 2015, € 24,95/sFr 34,90

Aus der Masse der anlässlich des 70. Jahrestages des Kriegsendes 1945 erschienenen Literatur sei ein Band in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung herausgegriffen, der eine internationale Perspektive verspricht. Es handelt sich um den Katalog einer gleichnamigen Ausstellung, die vom 24. April bis 25. Oktober 2015 im Deutschen Historischen Museum in Berlin gezeigt worden ist. In zwölf Kapiteln werden die wichtigsten Stationen der Nachkriegsentwicklung in diversen europäischen Staaten nachgezeichnet. Leider hatte die Ausstellung die Situation im Bodenseeraum nur sehr eingeschränkt im Blick. Um es vorweg zu sagen: Weder die Schweiz noch Liechtenstein sind mit eigenen Beiträgen vorhanden, noch kommt Vorarlberg in dem von Oliver Rathkolb verfassten Artikel »Österreich – »Geteilte« Erfahrungen und Opferdoktrin« zur Sprache, Südwestdeutschland erscheint nur sehr ephemer in dem Beitrag von Babette Quinkert über »Deutschland – Von der Kapitulation zur Teilung«.

Und dennoch ist es genau diese internationale Perspektive, die den reich illustrierten Ausstellungskatalog so interessant macht. Neben der politischen Entwicklung werden die Versuche der Vergangenheitsbewältigung in den zwölf vorgestellten Staaten geschildert, die Abrechnung mit dem Nationalsozialismus und den Kollaborateuren aufgezeigt, die unvorstellbaren materiellen wie menschlichen Verluste beziffert und die Wege in die »Normalität« skizziert. Die Texte sind flüssig geschrieben, gut zu lesen und eröffnen eine europäische Perspektive auf das Jahr 1945, das vom Deutschen Historischen Museum als ein Jahr der Niederlage, der Befreiung und des Neuanfangs dargestellt wird. Von einer »Stunde Null« ist nirgends im Katalog die Rede.

Jürgen Klöckler

Miriam Gebhardt: Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigung deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs. 251 Seiten, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2015, € 21,99/sFr 32,90

Es gibt in der Erforschung des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen bis heute weiße Flecken, die mit traumatischen Erfahrungen und einer den Zeitumständen geschuldeten mangelhaften schriftlichen Überlieferung zusammenhängen. Miriam Gebhardt, außerplanmäßige Professorin an der Universität Konstanz, hat sich eines quellenmäßig wie auch gesellschaftsgeschichtlich äußerst schwierigen Themas angenommen: den Vergewaltigungen deutscher Frauen durch alliierte Soldaten zwischen 1945 und 1955, die bis heute »nicht offiziell als Opfer des Zweiten Weltkriegs« gelten (S. 18). Folglich haben diese Opfer »keine nennenswerten Erinnerungsorte, keine Erinnerungsrituale, keine öffentliche Anerkennung, geschweige denn eine Entschuldigung erhalten«. Die Folgen des Krieges wurden offensichtlich »privatisiert, sie waren letztlich die Angelegenheit der Betroffenen, die kaum eine Sprache dafür hatten« (S. 252).

Die zeitgeschichtliche Forschungslage zu diesem Thema ist übersichtlich, Zahlenangaben sind mit großer Vorsicht zu bewerten. Fest steht: Die von den sowjetischen Streitkräften begangene Gewaltorgie im Osten Deutschlands ist in ihrer Dimension nicht mit den Verhältnissen beim Einmarsch der westlichen Alliierten zu vergleichen – obwohl es auch im Westen zu Exzessen kam, etwa in Freudenstadt. Miriam Gebhardt nennt die Zahl von »mindestens«

860.000 deutschen Opfern, mehrheitlich weiblichen, aber bisweilen auch männlichen Geschlechts; die Vergewaltigungen seien »zum Kriegsende und in der Nachkriegszeit von alliierten Soldaten und Besatzungsangehörigen« verübt worden (S. 17).

Für den Bodenseeraum von Interesse sind die Ausführungen zum Verhalten der französischen Besatzungstruppen, die indes sehr knapp ausfallen. Ein Blick in den Anmerkungsapparat zeigt, dass hier die Forschung in den letzten dreißig Jahren de facto keine neuen Erkenntnisse hervorgebracht hat. Wie anders wäre es zu erklären, dass der französische Journalist und Historiker Marc Hillel mit seiner Publikation »L'occupation française en Allemagne 1945–1949« aus dem Jahr 1983 (!) als wesentliche Sekundärliteratur herangezogen wird? Dabei ist es ein offenes Geheimnis, daß diese Arbeit nicht unproblematisch ist, ja bisweilen hochgradig fehlerhaft: So ist etwa die mutmaßliche Verantwortung für die Erschießung deutscher Kriegsgefangener in Donaueschingen entgegen den Ausführungen von Hillel nicht dem damaligen Kreisdelegierten André Noël anzulasten, dem auf S. 253 f. ein nie getätigtes Zitat in den Mund gelegt wurde. Noël traf erst nach der Exekution am Bahnhof von Donaueschingen ein – wie er zeitlebens versicherte. Auch die auf Hillel zurückgehenden und von Frau Gebhardt übernommenen Vergewaltigungszahlen sind kritisch zu reflektieren. Für Konstanz nennt Frau Gebhardt 385 Vergewaltigungen (S. 230), die auf eine Zeitzeugenbefragung von Marcel Degliame aus dem Jahr 1982 zurückgehen. Freilich war Degliame erst ab Ende 1945 als Bezirksdelegierter in Konstanz eingesetzt und kann nicht als Augenzeuge des französischen Einmarsches am Bodensee gelten. Gesichert sind momentan die überlieferten Zahlen der Gesundheitsämter: In Konstanz wurden bis Oktober 1945 rund 250 Abtreibungen nach (mutmaßlichen) Vergewaltigungen von Frauen aus dem Stadt- und dem Landkreis vorgenommen (vgl. Südkurier vom 4. November 2013). Es können daher momentan nicht einmal für die größte Stadt am Bodensee verlässliche Angaben über die Gesamtzahl der Vergewaltigungen genannt werden, noch weniger für die gesamte Französische Besatzungszone. Frau Gebhardt gebührt das Verdienst, ein verschwiegenes und unbearbeitetes Kapitel deutscher Geschichte »problemorientiert« (S. 24), aber nicht »flächendeckend« in einer Pionierstudie in Angriff genommen zu haben.

Jürgen Klöckler

Norbert Feinäugle/Erich Müller-Gaebele/Martin Oswald/Harald Pfaff/Hans Ulrich Rudolf/Sergio Ziroli (Hg.): Ein halbes Jahrhundert Pädagogische Hochschule Weingarten 1962–2012. Rückblicke und Einblicke. 390 Seiten, Jan Thorbecke Verlag Ostfildern 2012 € 24,99/£ 35,90

Die Anfänge der staatlichen Lehrerbildung im deutschen Südwesten reichen in das frühe 19. Jahrhundert zurück. Oberschwaben hinkte etwas nach. Hier wurde zwar 1840 in Räumen des säkularisierten Klosters Weingarten eine »Lehrbildungsanstalt« eröffnet, die an das dortige staatliche Waisenhaus angeschlossen war, die aber bereits 1856 wieder einging. Erst mit der Gründung eines staatlichen katholischen Lehrerseminars in Saulgau 1877 wurde die Lehrerbildung auch in Oberschwaben in geordnete Bahnen gelenkt. Doch dieses Institut bestand nur bis 1935. Die damals eingerichtete zentrale »Hochschule für Lehrerbildung« für ganz Württemberg in Esslingen bedeutete das Ende der alten Seminare und zugleich eine Ideologisierung des Studiums im Sinn der nationalsozialistischen Erziehungsideale. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zunächst in Reutlingen zur Gründung eines »Pädagogischen Instituts« für Württemberg-Hohenzollern, das aber aus Raummangel bereits 1949 nach Weingarten verlegt wurde, wo in dem großen alten Klosterkomplex genügend Raum vorhanden war. 1962 erhielt das Weingartner Institut den Rang einer »Pädagogischen Hochschule katholischen Charakters«. Dieses für die Bildungslandschaft Oberschwaben wichtige Ereignis hat die Hochschule zum Anlass genommen, in einem opulenten, reich illustrierten Band »Rückblicke und Einblicke« in ihre Entwicklung während der vergangenen 50 Jahre zu gewähren und zugleich einen Blick auf die künftigen Erfordernisse der Lehrerausbildung zu werfen.

In 28 Beiträgen werden die Geschichte der Hochschule, ihres Standorts auf dem historischen Martinsberg und ihr Wandel zur bildungswissenschaftlichen Hochschule mit Promotions- und Habilitationsrecht beleuchtet. Einblicke in das »Innenleben« der Hochschule, die einzelnen Studiengänge, die Prüfungsordnungen, die Schulpraktika, die wichtigsten Forschungsprojekte und die Hochschulverfassung mit Rektorat, Senat und Hochschulrat runden das gewichtige Werk ab.

Peter Eitel

BUCHANZEIGEN

Manfred Bosch (Hg.): Wettlauf mit dem Schatten. Der Fall (des) Wilhelm von Scholz. Konstanz; München: UVK-Verl.-Ges., 2013.–287 S. (Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz 15) – ISBN 978–3–86764–384–9 (€ 19,99/sFr 26.90)

Vor dem Hintergrund, dass Wilhelm von Scholz (1874–1969) im Nationalsozialismus sehr erfolgreich als Dichter und Bühnenautor gewirkt hat, wird aus verschiedenen Blickwinkeln der Frage nachgegangen, welche Rolle der deutsch-national gesinnte Dichter aus Konstanz im NS-Regime gespielt hat. Aktuell geben die Umbenennung einer nach ihm benannten Konstanzer Straße und die Bewahrung seines Familiengrabes Anlass zur Aufarbeitung seiner politischen Haltung und seines umfangreichen Gesamtwerkes. So befassen sich biografische Informationen und literaturwissenschaftliche Analysen wie auch Reflektionen über Gedenkkultur und Moralfunktion der Geschichte mit der kontrovers diskutierten Thematik.

David Bruder: Soziale Stimme – streitbarer Sachverständiger. Geschichte des Mieterbundes in Konstanz seit 1912. Konstanz: UVK-Verl.-Ges., 2012.–153 S. (Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz; 14) – ISBN 978–3–86764–381–8 (€ 14,99/sFr 19.90)

In Konstanz konstituierte sich 1912 ein Mieterverein als Antwort auf den im selben Jahr gegründeten Grund- und Hausbesitzerverein. Zu dieser Zeit gab es weder einen staatlichen Mieterschutz, noch wurde öffentlicher Wohnungsbau betrieben. Themen wie Wohnungsmangel, Privatisierung und die Einführung eines Mietspiegels durchziehen die mittlerweile einhundertjährige Geschichte des heutigen ›DMB Bodensee‹. Durch die Professionalisierung und regionale Ausweitung der letzten Jahrzehnte ist der

Konstanzer Mieterverein auf eine beachtliche Größe von rund 7000 Mitgliedern angewachsen.

Bruno Epple: Erntedankfest. Ein Lesebuch. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2011.–253 S. CD-ROM im Buch. – ISBN 978–3–86351–014–5 (€ 20,00/sFr 29.90)

Feinsinnige Betrachtungen über Natur und Geschichte, kurze autobiografische Erinnerungen aus allen Lebensphasen und Gedichte in alemannischer Mundart geben einen Einblick in das literarische Lebenswerk des 80-jährigen Dichters und Malers Bruno Epple. Der Bodensee und sein Umland bilden vielfach den räumlichen und emotionalen Bezugsrahmen der Texte. Die dem Buch beiliegende CD lässt die Gedichte in Mundart erklingen, musikalisch eingerahmt von Bernd Konrad an Saxofon und Klarinette.

Matthias Märkle: Jüdische Studenten an der Universität Tübingen 1807 bis 1871. Ostfildern: Thorbecke, 2013.–256 S. 2010. (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 23) – ISBN 978–3–7995–5523–4 (€ 24,90/sFr 24.90)

Die personengeschichtlich ausgerichtete Studie wertet Studentenakten und Personenstandsregister von jüdischen Studenten aus, die von 1807 bis 1871 an der Universität Tübingen immatrikuliert waren. Es werden Studienverläufe ausgewählter Studenten beschrieben, unter anderem des späteren Juraprofessors und Universitätsrektors Marum Samuel Mayer wie auch von Berthold Auerbach, der als Schriftsteller Berühmtheit erlangen sollte. Weiterhin werden soziale Strukturen und die religiöse Lebensführung der jüdischen Studenten ausgeleuchtet, so ihre Mitgliedschaft in Studentenverbindungen oder der Umgang mit jüdischen Speisevorschriften. Der

zweite Teil des Bandes listet 149 Kurzlebensläufe der Tübinger jüdischen Studenten auf.

Friedemann Maurer: Treibende Kräfte. Vom Leben und Arbeiten auf dem Hohen Wald; Streifzüge durch die regionale Kultur- und Wirtschaftsgeschichte. Ostfildern: Thorbecke, 2013.–373 S. – ISBN 978-3-7995-0513-0 (€ 24,90/5Fr 32.40)

Ein weit gespannter Bogen führt durch die facettenreiche Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Hohen Waldes. Diese Region im Südschwarzwald gilt als Wiege der Uhrenmacher und des Uhrenhandels. So steht die Entwicklung des Uhrengewerbes im Zuge der Industrialisierung im Mittelpunkt des allgemeinverständlich gehaltenen Bandes. Über mehrere Generationen wird das Familienunternehmen Morat porträtiert, das sich – ausgehend von der Uhrenherstellung – auf Zahnrad- und Getriebetechnik spezialisiert hat und heute als ›IMS Gear GmbH‹ firmiert.

Jürgen Oellers (Hg.): Friedrichshafener Jahrbuch für Geschichte und Kultur, Band 6, 2014. Aichhalden: Kramer, 2014.–237 S. – ISBN 978-3-9816334-1-2 (€ 19,80)

Anhand historischer Urkunden wird die Gründungsgeschichte Buchhorns, dem späteren Friedrichshafen, aufgerollt, das Gesundheitswesen vom Mittelalter bis zum Zweiten Weltkriegs nachgezeichnet und die historisierende Darstellung Buchhorns in einer Schweizer Wappenscheibe und beim Ulmer

Münsterfest 1890 analysiert. Die bewegte Geschichte der Musealen Sammlung des Friedrichshafener Stadtarchivs bis hin zur Eröffnung einer stadthistorischen Ausstellung im Jahr 2014 bekommt ein Gesicht, der Geschichte des Ortsteils Fischbach und der landwirtschaftlichen Domäne Manzell wird jeweils ein Beitrag gewidmet. Detaillierte Recherchen bringen Be- und Misshandlung der KZ-Häftlinge ans Licht, die in der Friedrichshafener Außenstelle des Konzentrationslagers Dachau im Auftrag der Zepelin Luftschiffbau GmbH beim Bau der V2-Rakete eingesetzt wurden.

Karl Schmuki/Franziska Schnoor/Ernst Tremp: Im Anfang war das Wort. Die Bibel im Kloster St. Gallen; Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen (2. Dezember 2012 bis 10. November 2013) St. Gallen: Verlag am Klosterhof, 2012.–120 S. – ISBN 978-3-905906-06-6 (sFr 25.00)

Der Ausstellungskatalog führt durch zwölf Vitrinen, die sich der Bibel in unterschiedlicher Weise annehmen. Das Kloster St. Gallen als Hort der Bibelüberlieferung wird vorgestellt, Bibelhandschriften und -drucke verschiedener Sprachen aus mehreren Jahrhunderten in ansprechender Bildqualität wiedergegeben und auf Grundlage des karolingischen Klosterplans den Aufbewahrungsorten von Bibeln im St. Galler Kloster nachgespürt. Eine beachtliche Zahl mehrsprachiger historischer Bibeln zeugt von der weltweiten Verbreitung der Heiligen Schrift.

VEREIN FÜR GESCHICHTE DES BODENSEES UND SEINER UMGEBUNG

EHRENPRÄSIDENT

Prof. Dr. Helmut Maurer, Konstanz

EHRENMITGLIEDER

Dr. Peter Eitel, Ravensburg

Prof. Eduard Hindelang, Langenargen †

Ursula Reck, Friedrichshafen

Dr. Hans-Ulrich Wepfer, Kreuzlingen

Priv.-Doz. Dr. Ernst Ziegler, St. Gallen

VORSTAND

- Präsident: Dr. Jörg Heiligmann, Leiter des Archäologischen Landesmuseums
Baden-Württemberg, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
- Vizepräsident: Prof. Dr. Stefan Sonderegger, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana),
Notkerstr. 22, CH-9000 St. Gallen
- Schriftführer: Dr. Bernd M. Mayer, Leiter der Fürstlichen Kunstsammlungen,
Chorherrngasse 3, D-88364 Wolfegg
- Schatzmeisterin: Susanne Hölzer, Baden-Württembergische Bank, Bachstr. 12,
D-88214 Ravensburg
- Schriftleiter
der Jahreshefte: Prof. Dr. Jürgen Klöckler, Leiter des Stadtarchivs Konstanz,
Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
- Beisitzer: Donat Büchel Lic. phil., Wissenschaftlicher Leiter des Landesmuseums
Liechtenstein, Städtle 43, FL-9490 Vaduz
- Dr. Eveline Dargel, Leiterin des Kreisarchivs des Bodenseekreises,
Schloß Salem, D-88682 Salem
- Priv.-Doz. Dr. Harald Derschka, Wissenschaftlicher Mitarbeiter,
Universität Konstanz, Postfach 5560, Fach D 108, D-78457 Konstanz
- Dr. Yvonne Istas, Leiterin des Stadtarchivs und des Stadtmuseums, Sal-
mannsweilerstr. 1, D-78333 Stockach
- Priv.-Doz. Dr. Oskar Keller, Geologe, Falzigenweg 1,
CH-9050 Lüchingen

Katherina Maier M. A., Abteilungsleiterin Stadtgeschichte,
Marktplatz 2, D-78315 Radolfzell
Univ.-Prof. Dr. Alois Niederstätter, Direktor des Vorarlberger
Landesarchivs, Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz
Jürgen Oellers M. A., Leiter des Stadtarchivs Friedrichshafen,
Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen
Mag. Dr. Wolfgang Scheffknecht, Prof. an der Pädagogischen
Hochschule Vorarlberg, Jahnstr. 3, A-6890 Lustenau
Prof. Dr. Andreas Schwab, Pädagogische Hochschule Weingarten,
Kirchplatz 2, D-88682 Weingarten
Heiner Stauder M. A., Stadtarchivar, Maximilianstr. 52,
D-88131 Lindau
Dr. Daniel Studer, Direktor des Historischen Museums,
Museumsstr. 50, CH-9000 St. Gallen

GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS UND MITGLIEDSBEITRAG

Für Deutschland:

Stadtarchiv, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen
Baden-Württembergische Bank, Konto Nr. 4 507 231 (BLZ 600 501 01)
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-
für Kollektivmitglieder: € 20,-
für Schüler und Studenten: € 7.50

Für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein:

Verein für Geschichte des Bodensees, Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstr. 22,
CH-9000 St. Gallen
Ersparnisanstalt St. Gallen, Konto Nr. 30-38219-3
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30,-
für Kollektivmitglieder: SFr. 40,-
für Schüler und Studenten: SFr. 15,-

Für Österreich:

Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz
Hypothesenbank Bregenz, Konto Nr. 11 887 112 (BLZ 580 00)
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-
für Kollektivmitglieder: € 20,-
für Schüler und Studenten: € 7.50

MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind an den Schriftleiter, Herrn Prof. Dr. Jürgen Klöckler (Leiter des Stadtarchivs Konstanz, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz) zu richten. Die Übersendung des Manuskripts muss als attachment an eine eMail (Juergen.Kloeckler@konstanz.de) erfolgen. Die Richtlinien für die Textgestaltung, die konsequent einzuhalten sind, können im Internet eingesehen (http://www.bodensee-geschichtsverein.eu/richtlinien_textgestaltung.html) und dort auch heruntergeladen werden. Wird der Beitrag angenommen und im Jahresheft publiziert, hat der Autor Anspruch auf Belegexemplare und eine PDF-Datei des Beitrags. Durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt der Beiträge sind die Verfasser verantwortlich. Dies gilt auch für die Buchbesprechungen.

SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodensee-geschichtsvereins (Bodensee-Bibliothek), Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

SCHRIFTENLAGER

Das Schriftenlager des Vereins wird geführt von Frau Claudia Wirth und Herrn Jürgen Oellers M. A. (Schriftenlager des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen). Hier können frühere Jahrgänge ab 68 (1941/42) zum Preis von € 7,50 pro Heft angefordert werden.

BODENSEE-BIBLIOTHEK

Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen.

Tel. 07541-209-153 Fax 07541-209-190

eMail Adresse: bodenseebibliothek@friedrichshafen.de

Homepage Bodenseebibliothek:

<http://www.bodenseebibliothek.de>

Die Bodensee-Bibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher, sowie generell die jährlich in der Bodensee-Bibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. – Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme weniger, sekretierter Bücher die Entleihung auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist

mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die schonende Behandlung und Rücksendung nach vier-, maximal achtwöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied. Die Bibliotheksverwaltung erwartet die Einhaltung der jeweils mit übersandten Leihordnung.

Die Bodensee-Bibliothek in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseegeschichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und die Vereinsmitglieder über die Lektüre an den Ergebnissen teilhaben zu lassen.

Die Betreuung und Ergänzung der Bodensee-Bibliothek erfolgt durch das Stadtarchiv Friedrichshafen.

Das internationale Bodensee-Jahrbuch versammelt aktuelle Forschung und Information zur Geschichte und Naturkunde des gesamten Bodenseeraums.

Zwei historische Beiträge zur Waldburg bei St. Gallen und zum Heilig-Geist-Spital in Konstanz dürfen einleitend Aufmerksamkeit beanspruchen. Dem 600-jährigen Jubiläum des Konstanzer Konzils wird erneut breiter Raum eingeräumt: die Hauptquelle zur Kirchenversammlung aus städtischer Sicht, die Richental'sche Konzilschronik, wird als das Medium präsentiert, das durch die Jahrhunderte entscheidend die Erinnerung an das Großereignis wachgehalten hat. Als weiterem Gedenkereignis sind dem Ersten Weltkrieg zwei spannende Beiträge aus deutscher wie aus eidgenössischer Perspektive gewidmet: Die deutschen »Kriegsgäste« in der Ostschweiz und die aus der Schweiz für Deutschland in den Krieg ziehenden Soldaten stehen dabei im Mittelpunkt der Betrachtungen. Von zeitgeschichtlichem Interesse ist die Untersuchung zu den Beziehungen des vormaligen Lindauer Oberbürgermeisters und bayerischen NS-Ministerpräsidenten Ludwig Siebert zum Bodensee. Beiträge zum Bodensee-Rheingletscher, dem Schreckensee in Oberschwaben sowie den Alpenvereinswegen in Vorarlberg beschließen den reich bebilderten Band.

Das Jahrbuch wird unter der Schriftleitung von Jürgen Klöckler (Konstanz) herausgegeben vom Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.



Jan Thorbecke Verlag



ISBN 978-3-7995-1722-5

WWW.THORBECKE.DE
HERGESTELLT IN DEUTSCHLAND